Landwirthschaftliche und nationalökonomische

Studien

in der niederrheinischen Heimath

mit Berücksichtigung des Volkslebens.

Von

Victor Jacobi,

Professor an der Universität Leipzig.

Leipzig,

Verlag der Roßberg'schen Buchhandlung.

1854.

Leipzig,

Druck von Giesecke & Devrient.

Dem

theuern Oheim

Herrn Dr. Wilhelm Roß

Bischof der evangelischen Landeskirche u. s. w. u. s. w.

dem

ehrwürdigsten allgeliebten Sohne der clevischen Niederung

aus vollem Herzen

der Verfasser.

Vorwort.

Ich beginne mein Vorwort unmittelbar mit einem zu erwartenden Nachworte des Lesers. „Warum hast Du," so höre ich fragen, „den größten Theil dieser Blätter nicht schon vor sieben Jahren veröffentlicht, wenn Du überhaupt vorhattest, es zu thun?"

Lieber Leser! Mit einer solchen peinigenden Bösesieben-Frage wolle mich doch ja verschonen. Glaubst Du denn — vorausgesetzt, ich dürfe Dich auch als Käufer anreden — glaubst Du, ich bilde mir ein, das landwirthschaftliche Publikum im Ganzen, würde schon vor sieben Jahren diesen Localschilderungen das, dem Buchhändler nöthige Interesse erwiesen haben? Nun, eingebildet hätte ich mir's schon; aber, mich getäuscht, auch. Jetzt, wo das Clevische Gegenstand der Wißbegier für viele Reiselustige in allen Theilen Deutschlands geworden, stehen die Sachen besser, und ich bitte dehalb den Leser, den ausgestandenen Siebenschlaf als eine sehr heilsame Durchgangsepoche anzusehen, die außerdem noch das Gute hat, daß er von mir die beiden letzten Abhandlungen und eine Menge, theils sehr arbeitsvoller Noten von freien Stücken in den Kauf bekommt. Doch bin ich freilich selbst froh, die statistische Abhandlung gedruckt zu sehen. Wenn mancher theure Leser doch wüßte, wie theuer so manchen deutschen Gelehrten sein eiserner Fleiß zu stehen kommt! —

Von denjenigen Lesern, welche Cleve nahestehen oder dorthin kommen wollen, kann ich mit Recht Gewährung obiger Bitte erwarten: denn ich bin es, der, ebenfalls schon seit sieben Jahren, sich für die Eroberung „det hertgens van Duytsland“ — wie die Holländer mit so nettem, kindlichem Naturausdruck das moosrosige Cleve nennen, in die Schanze geschlagen. Zuerst, so privatim; dann, durch Vermittlung des Mitstifters der Versammlungen, Herrn Teichmann's, in Magdeburg, und zuletzt habe ich in Hannover das Gewicht der Schönheit gegen die bacchantischen Verlockungen eines Werbers aus dem Bayerlande persönlich in die Wagschale geschleudert und damit auch errungen — was nur zu erringen war!

Ich kehre zum Büchlein zurück. Jetzt, da ich mit Graben nnd Wühlen, Hämmern und Meißeln, ich hoffe, so leidlich fertig geworden, jetzt ist's Sache der Herren Kritici, dem Werke die letzte Feile zu geben. Drum frisch, ihr Herren, frisch! „Ein schlechter Kerl, übrigens, der keine Feinde hat.“

Da wird's denn vor Allem heißen: „Siehst Du denn nicht, daß Deine Mittheilungen zu unserem heutigen aufgeklärten, fortgeschrittenen Standpunkte nicht mehr passen?“

Darauf antworte ich einfach: „Ein Schelm giebt mehr, als er hat,“ und was ich gebe, entspricht, trotz des Siebenschlafes, der Wirklichkeit im Wesentlichen doch noch. Die Landwirthschaft am wenigsten ändert sich in einem so kurzen Zeitraume erheblich, und bedeutsamer Verbesserungen ist Erwähnung geschehen. Auch die, seitdem in manchen Punkten eingetretene Steigerung der Preise, soweit die darüber erlangten Nachrichten ausreichten — mehrere Briefe blieben, wie so häufig, wenn es sich um statistische Detailfragen handelt, unerledigt — ist entweder angegeben, oder doch auf die Wahrscheinlichkeit derselben hingewiesen worden. Hat doch auch Schwerz — mit dem ich mich übrigens deshalb als landwirthschaftlicher Schriftsteller nicht vergleichen will — seine Beschreibung

der Landwirthschaft in Westphalen und Rheinpreußen, 20 Jahre nach ihrem Erscheinen in den Möglin'schen Annalen, als selbstständiges Buch, unverändert abdrucken lassen.

Indeß bin ich, beim Durchgehen des Büchleins nach Druckfehlern, eben vor Ankunft des Vorwortes aus der Druckerei, auf einen schlimmen Bock gestoßen! S. 103, Z. 7 v. u., berechne ich 2—3 Sgr., und S. 105, Z. 14 v. o., 7 Sgr. für tägliche Reisespesen, und ziehe dort, mir unerklärlich, die Summe von 5 Thlr. 26 Sgr., die zu gar keinem meiner Multiplicatoren stimmt. Man kann indeß unmöglich 7 Sgr. für tägliche Spesen zugeben, wenn der Mann pro Tag $7^1/_2$ Sgr. verdient. Da ich keinen Carton beilegen mag, so bemerke ich kurz, daß in Anbetracht der Geschenke an Speise und Trank, und des absolut nöthigen Reinertrags von einigen Sgr., die Gesammt-Zehrungszosten entschieden nicht höher, als höchstens zu einigen wenigen Thalern über 5 Thlr. 26 Sgr. angenommen werden können, so daß das nationalökonomisch begründete Resultat im Wesentlichem doch nicht erschüttert wird. — Im Uebrigen wolle man auf S. 127, Z. 13 v. u., statt halben Zoll lesen: Fuß; einige andere entschlüpfte, nicht wesentlich störende Fehler aber entschuldigen.

Es ist zu wünschen, daß der Vorstand der Versammlung in Cleve — wenn den Gästen überhaupt eine Festgabe zugedacht ist — dabei auf die Statistik, wenn nicht der ganzen Rheinprovinz, so doch wenigstens der Regierungsbezirke Cöln und Düsseldorf, in der Weise Rücksicht nehme, wie bei v. Viebahn, von S. 137 — 154, geschehen ist, ohne daß ich dadurch einer noch weiteren Ausführung der Materie zu nahe treten will.

Ueber das Volksleben in der Gegend von Remscheid habe ich nur Vereinzeltes beigebracht. Der Umstand, daß die Bevölkerung weniger der Landwirthschaft, welcher diese Blätter doch vorzugsweise gewidmet sind, als der Industrie angehört, ließ den Trieb

nach Erörterungen hier nicht so recht wach werden. Uebrigens giebt es gewiß gute literarische Auskunftsmittel über diesen Punkt.

Da auf dem Titel dieses Buches „Studien," auf der ersten Seite jedes Bogens aber „Schilderungen" steht, so sei bemerkt, daß diese, das Wesen der Sache nicht berührende Aenderung, auf Wunsch des Herrn Verlegers, nachträglich vorgenommen worden ist.

Daß ich auf dem Titel keine Beziehung auf die Abhandlung über die Ortsnamen gewonnen, wird man nicht tadeln. Sie ist gewissermaaßen nur eine Beigabe; schließt sich aber doch in etwa an das öfter berührte, sprachliche Moment und mancherlei antiquarische Notizen, im Texte wie in den Noten, an. Auch bin ich überzeugt, daß am Niederrhein und überall, wenigstens in den alten Culturländern des Orientes und Occidentes, den ältesten Ansiedelungen ihre Benennungen nach denselben Grundsätzen beigelegt worden sind, welche ich für die slawischen entwickelt habe; denn die Sache harmonirt vollständig mit der allgemeinen, einfach-praktischen Auffassungsweise der Dinge auf den frühesten Stufen der rohen, aber klugen, so klugen Völker, daß wir Gelehrsamkeits- und Kunstmenschen für die Behandlung mancher Dinge bei ihnen in die Elementarschule gehen möchten. — So bin ich auch fest überzeugt, daß sich, bei praktischem Studium, die ältesten rheinischen Ortsnamen als ganz verständlich ergeben werden. Nur muß man dabei von vorn herein den verführerischen Weg meiden, solche Namen, welche den Klang eines, in alten Urkunden vorkommenden Personennamens haben, in der Regel auch durch einen solchen lösen zu wollen. Nach meiner Ansicht sind die Personennamen viel häufiger von Orten entnommen, als umgekehrt. Auf welchem Wege aber die topographische Lösung sich bewirken lasse, ist eine andere Frage, auf die hier tiefer, weder eingegangen werden kann, noch soll. Vor allen Dingen ist ein praktischeres Verständniß des Zusammenhanges der

indo-europäischen Sprachen untereinander zu gewinnen. Diese erscheinen mir in ihrer Gesammtheit wie ein durchcomponirtes Lied, in welchem zwar alle Verse nach derselben Grammatik, allein, je nach dem Charakter der verschiedenen Verse, in verschiedene Melodien gekleidet sind. Hinsichtlich eines äußeren, gleichartigen Verhältnisses zwischen deutschen und slawischen Ortsnamen, will ich nur darauf aufmerksam machen, daß es ja auch in slawischen Gegenden Deutschlands eine Menge slawischer Ortsnamen giebt, welche man auf Personennamen zurückzuführen pflegt, was ich ebenfalls für falsch halte. Wenn man, schließlich bemerkt, zum Belege für Lösung deutscher Ortsnamen, Personennamen, selbst aus dem 9. oder 10. Jahrhundert, beibringt: was will eine solche junge Epoche sagen, gegen das unergründliche Alter der Orte? Hier kann nur Rückkehr zur Natur aus dem chaotischen Orkus hinausführen.

Noch will ich bemerken, daß ich mißverstanden worden sein muß, indem man jüngst in mehreren Blättern die, von mir angeregt sein sollende Erwartung ausgesprochen: ich werde nächstens mit einer Geschichte der Landwirthschaft hervortreten. Eine solche Arbeit ist sehr leicht, und sehr schwer. Zu leichten habe ich keine Lust, und zur schweren bin ich nicht leichtsinnig genug. Noch mehr, noch viel mehr Vorarbeiten! —

Ehe ich den wirklichen Abschied vom Leser nehme, will ich ihm noch folgende, das Wohl der Versammlungen deutscher Land- und Forstwirthe nahe berührende Sache, mit der Bitte um freundliche Unterstützung, an's Herz legen.

Wie die Erfahrung lehrt, hat es bei dem alljährigen Wiederzusammentritte des Vereines sehr große Schwierigkeiten für die jedesmaligen Vorstände, den gemeinschaftlichen Sitzungen der Land- und Forstwirthe stets neue, ergiebige Vorlagen zur Besprechung darzubieten. Diese Gegenstände müssen gesetzlich dem nationalökono-

mischen Bereiche der Land- und Forstwirthschaft ausschließlich angehören. Ich selbst habe sogar bei mehreren der frühesten Versammlungen sowohl auf Einführung, als auf Festhaltung dieser Beschränkung hingewirkt, in der Absicht, dadurch den Theilnehmern jeglichen Berufes Interesse an den Verhandlungen zu sichern, und das Gefühl des Verfolgens, für das ganze deutsche Volk allgemein wichtiger Zwecke unter Allen zu beleben. Mit der Zeit bin ich aber zu der Einsicht gelangt, wie schwer es für die Vorstände sei, stets frische, anregende Stoffe aufzufinden. Greift man in das agrar- und handelspolitische Gebiet, so kommen häufig Vorlagen in das Programm, welche so umfassenden Inhaltes sind, daß die Mehrzahl von vorn herein, nicht immer mit Unrecht, die Unmöglichkeit ausspricht, sie irgend erschöpfend behandeln zu können. Anderntheils sind sie auch in den vielen constitutionellen Staaten von den gesetzgebenden Körpern, sogar in den Leitartikeln der größeren Tagespresse, so ausführlich debattirt worden, daß man meist vergeblich sucht, neue Gesichtspunkte und Rathschläge zu Tage zu fördern. Die Stühle beginnen dann bald auf eine, der Würde des Ganzen bedenkliche Weise sich zu leeren, trotzdem der Sache gewachsene Redner auftreten. In Nürnberg hat man deshalb durch eine, zwar dem früheren Brauche zuwiderlaufende, aber nachgesehene authentische Interpretation, ein Comité ernannt, dessen Mitglieder, obgleich in sehr verschiedenen Gegenden Deutschlands wohnend, den Stein der Weisen hinsichtlich des, in der Versammlung nicht gelösten Problemes: „wie für die kleinen Landbesitzer die Betheiligung an landschaftlichen und ähnlichen Creditbanken herzustellen sei?" finden, und zur Ausstellung nach Cleve mitbringen sollen. Solche schwerfällige Auskunftsmittel hat aber die Praxis längst als unbrauchbar gerichtet.

Man könnte indeß, um mehr Mannigfaltigkeit für die Auswahl der Themata zu erreichen und anziehende Abwechselung in die De-

batte zu bringen, etwas von der seitherigen Beschränkung abgehen und auch einer naturwissenschaftlichen Sphäre Raum gönnen, die durch das, beiden Theilen gemeinsame Gebiet des Lebens und Anbaues der Pflanze zu begrenzen sein würde. Dadurch böte sich einerseits den Forstwirthen mehr Gelegenheit, sich mit warmem Interesse an den allgemeinen Sitzungen zu betheiligen, zugleich aber den Landwirthen, mehr Neues zu lernen. Die Forstleute nämlich haben viel reicheren Anlaß, durch längere Perioden sich ununterbrochen hinziehendes Pflanzenleben zu beobachten, auch in der Regel weit mehr Uebung, die Natur in ihrer Unmittelbarkeit zu belauschen, als es bei den Landwirthen der Fall ist, deren Aufmerksamkeit, wenn man von Wiesenpflanzen u. dgl. absieht, mehr auf ein sehr kurz dauerndes, also einseitiges Pflanzenleben hingewiesen und gewissermaaßen beschränkt ist. Außerdem wird ihr Blick durch die größere Verschiedenartigkeit des, in ihrem Wirkungskreise zu Beobachtenden und zu Verrichtenden, überhaupt sehr zersplittert. Sie würden also auf dem vorgeschlagenen Wege Manches hören und sehen, was sich mit Erscheinungen auf dem Gebiete des Lebens ihrer Culturpflanzen auf eine überraschend anschauliche Weise wissenschaftlich verknüpft und ihnen gewiß unvorhergesehenen Stoff zu persönlich anstellbaren, praktischen Beobachtungen liefern könnte. Auch würden sie dadurch der Gefahr entzogen werden, von Seiten mancher, zur Zeit noch unreifer, aber sich als vollgültig ausgebender doctrinairer chemischer und physiologischer Mikrologien geblendet zu werden, was zum Nachtheile Vieler in jüngsten Zeiten geschehen ist. Ferne sei es von mir, den hohen Werth der Chemie und der Pflanzenphysiologie, die mich selbst von je auf's Höchste interessirt haben — wenn auch die nothwendige Theilung meiner Zeit und Kraft mir leider nicht vergönnte, sie, so speliell, wie ich's wünschte, in ihren Fortschritten verfolgen zu können — unterschätzen zu wollen. So tief in das Innere der Natur einführend ihr Studium ist, so

verlockend ist es auch, zumal für geistreiche Köpfe unter den praktischen Landwirthen. Denn diese Wissenschaften bringen nicht selten durch ihren geheimnißvollen Reiz den Nachtheil, daß sie auf Kosten der unmittelbaren, wenn auch mehr empirischen Naturbeobachtung, zu phantasiereicher Einseitigkeit verleiten, und daß sie für sich selbst zu positiv auf einem Felde auftreten, auf welchem Einflüsse herrschen, deren Verständniß uns sowohl wegen der Mannigfaltigkeit, als der individuellen Dunkelheit derselben, noch sehr ferne liegt. Man vernachlässige nur über der Speculation nicht die gesunde Empirie.

Möge man nun meinen Vorschlag in Zeitschriften debattiren, um in Cleve darüber sprechen und mir sagen zu können: ob ich an meinem Geburtstage, an welchem ich diese Vorrede geschrieben, vom Genius mit einem gesunden, oder einem unpraktischen Gedanken bescheert worden bin.

Heute, am grünen Donnerstage, da das Büchlein eben aus der Presse hervorgehen soll, lese ich, daß die Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Cleve, der drohenden Zeitläufe wegen, bis auf Weiteres suspendirt worden ist. Gebe ich denn, für den Herrn Verleger, dessen Erstling das Schriftchen ist, wie für mich, diesen Blättern auf ihren Zug mit, ein unverzagtes:

Nec aspera terrent!

Leipzig, den 30. März 1854.

Victor Friedrich Leopold Jacobi.

Inhalt.

A. Die clevische Niederung.

Erster Abschnitt.

Naturhistorisches. Acker= und Pflanzenbau. Weidenwirthschaft.

Zweiter Abschnitt.

Viehzucht.

Dritter Abschnitt.

Landwirthschaftliche Gegenstände allgemeiner Natur.

Vierter Abschnitt.

Ethnographische Gegenstände.

B. Bönninghard.

Die Colonie auf der Kiesbank Bönninghard bei Alpen, Kreis Geldern.

Erster Abschnitt.

Naturhistorisches. Geschichtliches. Statistisches.

Zweiter Abschnitt.

Mittheilungen über die Landwirthschaft.

Dritter Abschnitt.

Allgemeine Erwerbs- und Lebensverhältnisse.

C. Remscheid.

Landwirthschaftliche Verhältnisse in dem bergischen Fabrikdistricte Remscheid.

D. Forstwirthschaft in den beschriebenen Districten.

Kurze Mittheilungen über forstwirthschaftliche Gegenstände.

E. Zur Ortsnamen-Etymologie.

F. Beitrag zur Gewerbe-Statistik des Regierungs-Bezirkes Düsseldorf.

Noch einige Verbesserungen.

Seite 38 Z. 16 v. o. l. pinienartig.
" 54 Z. 11 v. u. in der Note l. aus der.
" 81 Z. 4 v. u. in der Note l. tief st. wohl.
" 124 Z. 11 v. o. l. 20ger Jahre.

A. Die clevische Niederung.

Erster Abschnitt.

Naturhistorisches. Acker- und Pflanzenbau. Weiden und Wiesen.

§ 1. Einführung.

Wenn man bei Bonn das enggeschlossene Rheinthal verlassen hat, so öffnet sich dem Auge die breite Ebene des Niederrheins, ohne daß jedoch die Höhen zu beiden Seiten ganz verschwinden, so unbedeutend sie auch im Verhältniß zu den Bergen des Oberlandes sind. Mit der größeren Verflachung der Ufer und dem Zuströmen der Sieg, Wupper, Ruhr und Lippe, wie anderer kleinerer Gewässer auf beiden Seiten, so wie mit dem geringen Gefälle, welches der Strom von dem Austritt aus seinen Bergen annimmt, geht der natürliche Erfolg Hand in Hand, daß sich gegen seine Mündung hin die Ueberschwemmungen mehren, deshalb Gelände an den Ufern entstehen mußten, die nur zur Grasung zu benutzen sind. Dieselben würden noch weit ausgedehnter sein, hätte man nicht durch Dämme und andere Wasserbauten das Strombett eingeengt und so auch theilweise die Beackerung derartiger Gelände möglich gemacht. Da das Wasser des aufgeregten Flusses eine Menge feiner erdiger und organischer Theile in Schwebe enthält und bei dem langsameren Fließen am Unterrhein zum Theil niederschlägt, so bestehen die Ufer aus einer sehr fruchtbaren, an manchen Stellen zwölf Fuß hohen Aufschichtung.

Auf diese Weise ist die clevische Rheinniederung, die wir von Orsoy (sprich: Orschau) an bis zur holländischen Grenze rechnen, entstanden. Eine Niederung nennt man sie deshalb, weil sie, im durchschnittlichen Abstande von $1/2$ bis $1 1/2$ Meilen, auf beiden Seiten des Stromes durch Höhenzüge jener niedrigen Beschaffenheit eingesäumt wird.

Die geographische Lage bestimmt sich für unsere Zwecke hinlänglich durch die, der beiden Städte Cleve: 51°, 47′, 16,48″ n. B. und 3°, 48′, 23,42″ ö. L. von Paris, und Wesel: 51°, 39′, 26,95″ n. B. und 4°, 16′, 58,35″ ö. L. Der Nullpunkt des weseler Pegel liegt 49 rhl. F. 4 Z. über dem Spiegel der Nordsee. Das Gefälle des Rheins ist bei Rees 2,2 und an der niederländischen Grenze 1,9 Zoll auf 100 Ruthen, wonach man sich eine Vorstellung von dem starken Steigen und langsamen Abfließen des Stromes bei Ueberschwemmungen machen und sich das Absetzen von Erdtheilen aus dem Wasser leicht erklären kann. Bei Emmerich, wo sehr viele nach Cleve kommende Landwirthe übersetzen werden, ist der Rhein 2150 F. breit und, je nach Verschiedenheit der Stellen 9 bis 24 F. tief. Unterhalb Wesel wird bei Nr. 9 Pegelhöhe eine Wassermasse von etwa 75,000 Kub. F. in jeder Secunde abgeführt.[1]) Ungefähr auf der Hälfte des zweistündigen Weges zwischen Emmerich und Cleve kommt man nach Schmidthausen, welches noch im 13. Jahrhundert, vielleicht noch später, in den Urkunden öfter als Rheinzollstätte genannt wird. Man passirt dort eine Lache, noch jetzt der „alte Rhein" genannt.

Die landwirthschaftlichen Verhältnisse dieses Thalgebietes hat der Verfasser an Ort und Stelle kennen gelernt und sich daselbst auch die nöthigen Aufzeichnungen zu einer Schilderung gemacht, deren Resultat einen Theil dieser Sammlung bildet.

Da die Naturverhältnisse der „Niederung," auch die nationalökonomischen, auf beiden Ufern übereinstimmen, so genügte es, die Erhebungen auf nur einer Seite des Stromes anzustellen, und hat der

---

[1] Diese Angaben sind passim entnommen aus Dr. J. G. v. Viebahn (jetzt Geheimer Ober-Regierungs-Rath in Berlin) Statistik und Geographie d. Reg. Bez. Düsseldorf. Düsseldorf, 1836. 2 Thle. 4. I. Thl. S. 2—14.

Verfasser dazu drei Punkte benutzt, die ebensowohl unter sich, als von den äußersten Enden, Orsoy und der holländischen Grenze, ziemlich gleichweit abstehen. Besonders verpflichtet für gefällige Auskünfte ist er Hrn. Rittergutsbesitzer Roß auf Loo bei Alpen, Hrn. August Hallensleben auf der Kehrum bei Calcar und Hrn. Bingerhoet auf dem alten Hof zu Kellen und den Eheleuten Voß zu Warbeyen. Beide letztere Punkte liegen im clever Ham,[1] unweit der Stadt Cleve.

Die große Ausdehnung der üppigen Weiden, auf welche sich vorzüglich eine ergiebige Production holländischen Käses und einer großen Fleischmenge stützt, giebt, in Verbindung mit dem fruchtbaren Ackerboden dem landwirthschaftlichen Betriebe etwas Eigenthümliches, wodurch er sich von dem der meisten Gegenden Deutschlands unterscheidet und deshalb den Lesern dieser Blätter und den Besuchern der XVIII. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Cleve, vieles Interessante darbieten dürfte. Die Landwirthe werden dies um so mehr finden, als der Boden der Niederung in drei, mit dem Strome paralell laufende Streifen zerfällt; nämlich in das Gebiet des sogenannten fetten Rheinklays, zunächst den Ufern, dann in einen Streifen magereren Thonbodens, der auch in sandigen Lehm übergeht, und endlich an dem Fuße der Höhe hin, in einen Strich lehmigen Sandes. Daß die Mischung der Bestandtheile nicht überall ganz gleichmäßig sei, versteht sich ziemlich von selbst. Im Allgemeinen ist diese Eintheilung begründet.

Aber auch in landschaftlicher Hinsicht hat die Niederung ihre hohen Reize für den gemüthlich Beschauenden. Der von den Höhen

[1] Unter diesem Ausdrucke versteht man im Altdeutschen einen eingesäumten, eingehamten, d. i. eingehemmten Landstrich, dessen Begrenzung meist durch Gewässer gebildet wird. Das vorliegende Ham bildete bis zur französischen Occupation ein eigenes Amt und dehnte sich als solches auch etwas auf die Höhe aus. Sprachlich kann man aber nur das, vom Hauptstrom, mehreren alten Armen desselben und sonstigen Gewässern umschlossene Niederungsgebiet darunter verstehen, was denn auch in landwirthschaftlicher Beziehung geschieht. Solcher Hame giebt es mehrere in der Niederung, z. B. das Götteswirkerham oberhalb Wesel, und ein durch die Cappellener Fleuth und einen Nebenbach sich abschließendes bei Hamb, unweit Rheinberg. Auch im Hannöverschen kommen sie vor. D. Verf.

herab sich ausbreitende mächtige Silberstrom des Rheines, mit seinen Dampfern und Segeln, den vielen Ortschaften, mit altehrwürdigen Mauern und Thürmen, die üppigen, viehbelebten Weiden, dann die schmucken Orte mehr landeinwärts und die, das Ganze noch mehr belebenden, nach Landesart zerstreut liegenden Einzelnhöfe und Kotten, bieten einen höchst sinnig beschaulichen Anblick dar. Fährt man aber unten im Thale, so hat man, besonders auf der clevischen Seite, die, zwar nur gegen 100 F. sich erhebenden Höhen; aber sie bieten dem Auge einen um so angenehmeren Wechsel, als die Abhänge meist gut belaubt sind. Bei Calcar und Cleve kann man sie in der That entzückend nennen. In den Häusern findet man schon jene berühmte holländische Reinlichkeit; jedoch in dem vernünftigen, nicht pedantischen, die Behaglichkeit nicht beengenden Maaße, und wird von gastfreundlichen, stetigrührigen, im Allgemeinen äußerlich sehr wohlgestalteten Menschen mit Gesichtern empfangen, die jene angenehme Mischung von roth und weiß haben, welche den eigentlichen, liebreizenden Charakter der Frische bildet. Dem fremden Gaste wird durch ihren Uebergang zum Holländischen die Sprache naiv klingen; ja, mit dem eigentlichen Clevianer der unteren Stände wird es hin und wieder einiges Radebrechen setzen. Da wird's denn eben werden, wie in Kiel, wo die Oberdeutschen sich auch nur schwer oder gar nicht mit den Landleuten verständigen konnten. Aber e i n Wort werden sie Alle verstehen, ein ebenso herzliches **Willkommen!** wie wir es dort am Belt gefunden.

§ 2. Klima.

Was das Klima betrifft, so will ich hier gradezu das Meiste von Demjenigen aufnehmen, was v. Viebahn über diesen Punkt, a. a. O. S. 23, in Betreff des Regierungs-Bezirks Düsseldorf überhaupt sagt, und aus dem Clevischen dann einige specielle Thatsachen hinzufügen.

„Nach der im Allgemeinen nordwestlich gerichteten Flächenposition des Bezirks und da von der nordwestlichsten Spitze desselben bis zur Küste der Nordsee keine Gebirge sich erheben, so ist der ganze Bezirk der freien Luftströmung der Nordsee ausgesetzt.“

„Hieraus ergiebt sich im Allgemeinen eine ungünstige Folgerung für das Klima, da zugleich die Hauptsenkung des Landes der Sonne abgewendet und durch die an der Südostseite befindlichen Anhöhen die warme Luftströmung gehemmt, den entgegengesetzten athmosphärischen Einflüssen aber freier Zutritt gewährt wird. In der That ist in dem hiesigen Lande, noch mehr als in den übrigen Theilen des nördlichen Deutschlands, ein beständiges Vorherrschen der West- und Nordwestwinde bemerkbar, welche nicht selten die zerstörende Gewalt der Orkane annehmen und wahrscheinlich im Laufe der Jahrhunderte dem Rheine die seltsamen Krümmungen seines Laufes in ganz ebener Niederung beigebracht haben, wie sie noch jetzt häufig auf Aenderung des Strombettes einwirken."

„Die elektrische oder Gewitterbahn ist zwar alljährlich verschieden, indessen herrscht auch bei ihr die westliche Richtung vor. Jede andere erleidet hier eine theilweise Ablenkung durch die, auf der östlichen Grenze gelegenen Gebirgshöhen, an deren Endpunkte, in dem Mündungswinkel der Ruhr, die niedrig ziehenden Hagelwetter sich gewöhnlich entladen."

„Die Temperatur steigt im Sommer selten über 20⁰ und fällt im Winter noch seltener unter 6⁰. Die Hitze ist in den Sandebenen der nördlichen Kreise, die Kälte auf den unbewaldeten Höhen des Gebirgslandes am größten."

„Ernstlicher Frost beginnt selten vor der Wintersonnenwende. Die Schneewasser verlaufen sich gegen Ende Februar oder März. Am Schlusse des letztern entfalten sich zuweilen schon einige Blüthen, die aber auch bei späterer Entwickelung in manchen Jahren von den Nachtfrösten der ersten Maitage zerstört werden."

„Der Sommer ist reich an Gewittern und den sie begleitenden Regengüssen. An vorzüglicher Klarheit der Luft zeichnen sich die Herbstmonate, besonders der Oktober, aus, der nicht selten zu den schönsten des Jahres gerechnet wird. Sturm und Regen folgen bis zur Winter-Sonnenwende."

An diese Mittheilungen mögen sich nun noch folgende, in der clevischen Gegend erhobene Thatsachen reihen.

Schloßenwetter sind dort selten, so daß man nicht zu wenig zu sagen

glaubte, wenn man für ein ganzes Menschenalter nur eins annehme. Ueberhaupt tritt diese Art Katastrophen im ganzen Regierungs-Bezirk Düsseldorf im Allgemeinen selten ein, und nur ein Strich im crefelder und einer im elberfelder Kreise sind öfter davon heimgesucht.

Mehr Schaden thut nach allgemein geltender Ansicht der Höhrauch oder Haarrauch und zwar in der Zeit von Mitte Mai bis Mitte Juni. Auch hier schreibt man dessen Entstehung, aus dem brenzlichen Geruche schließend, dem Torfplaggenbrennen in Westphalen und Friesland zu. Er stellt sich allerdings meist mit Nord- und Nordostwind, nur bei sehr trocknem Wetter und in der Regel sehr dicht ein.

Es ist mir in der Zwischenzeit der Aufzeichnung dieser Notizen und der Veröffentlichung derselben der Gedanke aufgestiegen, ob sich die Entstehung dieses, noch immer nicht genügend aufgehellten Phänomens, nicht durch chemische Untersuchung eines Quantums aufgefangener, mit Haarrauch geschwängerter Luft ermitteln lassen sollte. Ich weiß nicht, ob Herr Professor Dove in Berlin, der die Idee schon vor drei Jahren beifällig aufnahm, Veranlassung gegeben, sie auszuführen.

Man hat zwar das Sprüchwort: „St. Gertrud werpt die Plüg herut." Getrudentag ist der 17. März. In der Regel muß indeß der Beginn des Ackerwerkes noch etwas weiter hinausgeschoben werden. Erbsen und Pferdebohnen säet man meist um den 10. April, Hafer 8 Tage vor Walpurgis, Gerste und Buchweizen spätestens den 20. Mai. Die Grasländereien werden erst den 1. Mai dem Vieh übergeben. Zwischen dem 12. und 15. September beginnt in der Regel die Herbstsaat und wird im Allgemeinen zwischen Anfang der Roggen- und Weizen-Saat kein Unterschied gemacht. Für diese ist der späteste Termin der 1. November.

§ 3. Bodenbeschaffenheiten.

Den Rittergutsfeldern auf Loo liegt ein Boden zu Grunde, welcher der Fläche nach zu einem Drittheil aus schwerem Klayboden und zu Zweidrittheilen aus lehmigen Sande besteht. Der Untergrund unter dem Lehmboden ist theils Sand, theils Kies; unter dem Klay liegt eine $1^1/_2$ Fuß starke Schicht blaugelben Thones. Die Thonbodenfläche ist

milde gewölbt und durch ringsum laufende Gräben eingeschlossen, in welche das Oberwasser abgeleitet wird. Roggen ist die sicherste Frucht. Das Gut hat 256 Magd. M. Ackerland und 96 M. Wiesen. Letztere liegen weit ab, in der eigentlichen Rheinaue.

So bestehen auch bei Calcar die am Fuß der Höhe gelegenen Güter aus Boden von lehmigen Sand, sandigem Lehm und schwerem Klay. Der lehmige Sand ist zum Theil stark mit Eisen vermischt. Der leichtere ist guter Roggen-, der schwere trefflicher Weizenboden. Jener hat Sand zur Unterlage, dieser einen bläulichen Lehm, der sich zu Dachziegeln eignet. In nesterweis vorkommenden Torfveenen, sagte man, liege Mergel, wußte aber über seine Beschaffenheit und Verwendbarkeit für den Acker nichts anzugeben. Wäre er brauchbar, würde man ihn gewiß nicht unbenutzt lassen.

Der eigentliche Marschboden, auf den sich namentlich die Mittheilungen aus dem Ham beziehen, wiewohl dieser Ausdruck für denselben nicht allgemein üblich ist, während die Sache den Marschen an andern Flüssen ganz entspricht, besteht aus sogenanntem Rheinklay, der sich im Laufe der Zeiten an manchen Stellen bis zu 12 F. hoch angesetzt, und zu einem Sechstheile mit feinem Sande vermengt ist.

Ein Unterschied zwischen der eigentlichen Ackerkrume und dem Untergrunde findet hier nur in Folge der Düngung statt. Ganz unten stößt man auf feinen Triebsand, der durchgesiebt zum Vermauern geeignet ist.

Beständig ist hier der Rhein mit den unteren Schichten in Verbindung, so daß das Wasser der Felder zwischen dem Rhein und den Dämmen häufig an die Oberfläche tritt. Auch die jenseit der Dämme liegenden Aecker des Ham leiden an diesem Uebel, sobald das Wasser 17—18 F. emmericher Pegel zwei Tage vor dem Deiche steht. Die Aecker sind dann unberührbar, bis es wieder auf 14 F. gefallen ist. Ein anderes damit verbundenes Uebel ist das Auslaugen des Düngers.

§ 4. Düngerwesen.

Mit Ausnahme des Umstandes, daß man die Düngerstätte nicht immer hinlänglich gegen das Traufenwasser schützt und auf Sammlung

der Jauche hinlänglichen Werth legt, — Nachlässigkeiten, die aus der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens entspringen — ist man in den bessern Wirthschaften doch sehr aufmerksam auf das Düngerwesen, namentlich da, wo man nicht mitten in der fetten Marsch, sondern mehr auf dem geringeren Thon- und sandigen Lehmboden sitzt. Dies geht besonders aus Mittheilungen, die ich bei Calcar erhielt, hervor.

Man hatte Kalk, der gebrannt 9 Sgr. pro Schfl., und Gyps, der pro Ctr. 9 bis 10 Sgr. kostet, seit einigen Jahren auch auf andere Früchte, als auf Klee und Buchweizen angewendet. Gyps giebt man pro M. M. 3 bis 4 Ctr., streut ihn, sobald die Früchte die Erde bedecken, beim Morgenthau und spürt seine Wirkungen auf allen Bodenarten. Der schnellste und nachhaltigste Erfolg zeigt sich beim Klee, und zwar, indem die üppigen Wurzelstöcke der Nachfrucht noch zu Gute kommen. Den Ertrag des Klees selbst erhöht er reichlich um ein Drittheil. Schon 2 Ctr. Gyps pro M. M. leisteten bei günstiger Witterung sehr viel, aber bei ungünstiger selbst die stärkere Gabe nichts. Auf Buchweizen angewendet, bemerkt man den Erfolg nur ein Jahr lang. Erbsen brachten wenige Körner, aber vieles Stroh; Wicken aber Beides in erhöhtem Maaße. An Halmfrüchten wollte man keine Wirkung wahrgenommen haben. Wie ich neuerdings erfahren, hatte man doch bemerkt, daß Kalkdüngung vorzuziehen sei.

Kalk hatte direct auf den Roggen nicht, wohl aber auf den nachfolgenden Keee gewirkt. Im Jahre 1845 war ein, theils aus Lehmboden, theils aus feinkörnigem Sandboden bestehendes Stück, welches zwar durchgängig von geringer Qualität ist, allein der Länge nach gespalten, doch in einen ziemlich gleichmäßigen schlechteren und besseren Streifen zerfällt und das Jahr vorher einen verhältnißmäßig guten Ertrag an mittelstark gedüngten Kartoffeln geliefert hatte, mit Kalk gedüngt worden. Im Juni zeigte sich, daß das ganze Stück nicht nur mehr und kräftigeres Stroh erzeugt hatte, als es je vorher getrieben, sondern es übertraf sogar in dieser Hinsicht andere viel bessere Felder des Gutes. Ebenso hatten die Aehren ein viel volleres Ansehen.

Es wäre übrigens auch eine abnorme Erscheinung, wenn der Kalk in dortiger Gegend gar nicht wirken sollte, da eine natürliche Anwesen-

heit desselben sich höchstens insofern annehmen läßt, als, und zwar nur im Inundationsgebiet, der Rhein rohe Kalktheile in seinem Schlamme absetzen könnte.

Holzasche ist ebenfalls ein beliebtes Düngungsmittel. Wer die Mittel besitzt, kauft im Umherfahren gute Holzasche zu 10 Sgr. pro Scheffel auf. Bei starken Düngung giebt man 25 Schfl., bei mittlerer 20 Schfl. pro holl. M.[1] Sie wird auf alle Früchte, besonders auf Klee angewendet und man spürt ihre Wirkung bis in's sechste Jahr. Der Roggen bekommt in Folge dieser Düngung holzigeres, dem Lagern sehr widerstehendes Stroh; auch differirte das Gewicht der Körner bis zu einem Viertheil Mehrertrag gegen gewöhnliche Düngung.

Der als Rival aller, in neuerer Zeit vielfach fabricirter und marktschreierisch ausgebotener Düngungsmittel aus chemischen Retorten, von unseren Gegenfüßlern gekommene Guano, hat ebenfalls schon ausgedehnte Anwendung gefunden. Man hat die Bemerkung gemacht, daß er in lehmigem Sandboden vortheilhafter wirke, wenn er etwas tiefer, als es gewöhnlich zu geschehen pflegte, untergebracht werde. Herr Sinstedten zu Gräventhal bei Cleve war es nämlich aufgefallen, daß immer einzelne, gleichweit von einander abstehende Zeilen der Frucht eines, mit Guano gedüngten Feldes, sich vor der übrigen Fläche durch Ueppigkeit auszeichneten. Eine nähere Untersuchung der Ursache ergab, daß eines der Schaare am Exstirpator sich etwas nach unten gebogen und deshalb eine tiefere Furche gezogen hatte, welche stets genau den obigen Zeilen entsprach.

Ich ergreife hier noch die Gelegenheit, eine Bemerkung über die Anwendung der Steinkohlenasche als Düngmittel niederzulegen. Diese habe ich nirgends so häufig gefunden, wie am Niederreihn. Selbst Gärtner bedienen sich ihrer sehr viel, was ich namentlich in der unmittelbaren, zum Theil sehr sandigen Umgebung von Düsseldorf bemerkt. Die Wirkung scheint mir hier vorzüglich darin zu liegen, daß man die Trümmer der Steinkohle, das sogenannte Gries, vor der Verwendung im Ofen, mit einer ziemlich starken, etwa den sechsten Theil betragenden Menge Thon-

[1] 1 holl. M. = 3 Magd. M. 60 Rth.

erde versetzt und mittelst Zuguß von Wasser durch Treten tüchtig untereinander arbeitet. Es ist mir daher wahrscheinlich, daß die Wirkung, namentlich auf Sandboden, auf den gebrannten Thontheilen beruhe. Doch soll dadurch der Einfluß der Steinkohlenasche auch nicht ganz ausgeschlossen sein.

Als historische Curiosität will ich hier erwähnen, daß das Hospital in der Bergstadt Freiberg, im Jahre 1259 von Herzog Heinrich dem Erlauchten mit dem Dünger (fimus), welcher auf dem Markte zusammengekehrt werde, für ewige Zeiten beliehen wurde. (Horn, Henricus Illustris, Franc. & Leipz. 1729. p. 317. Nr. 28.)

§ 5. Acker- und Handgeräthe.

Fast in dem ganzen Landstriche ist ein Wendepflug, Umgänger genannt, dem Brabantischen ähnlich, in Gebrauch. Nur in den südlicheren Theilen findet man den sogenannten Hundspflug. Seit Mitte der dreißiger Jahre hat man am Umgänger ein zweites, ebenfalls geschwungenes Schaar im Grindel angebracht. Es sollte dadurch die Nöthigung beseitigt werden, beim Saatpflügen, welches hin und wieder über einen Fuß tief geschieht, einen flachergreifenden, einspännigen Pflug vorausgehen zu lassen. Die Vorrichtung bewährte sich aber nicht, so daß, wenigstens die verständigern Wirthe, sie wieder entfernten. Manche wenden ihn indessen so an, daß er gleichzeitig stoppeln und tiefpflügen muß. Herr Bingerhoet half dem Fehler dadurch ab, daß er das Vorderschaar selbst und das Hintertheil des Pfluges verkürzte. Er erhielt dafür auf der General-Versammlung zu Cleve im September 1846 die erste Prämie.

Bei Alpen, selbst bei dem nördlichern Calcar, hatte der Hundspflug seit einiger Zeit angefangen, den Umgänger zu beseitigen. Ich selbst hatte mich indeß, nachdem ich den leichtern thüringischen Pflug in Sachsen schätzen gelernt, während späterer Besuche der Heimath bei Bekannten gegen die Zweckmäßigkeit des Hundspfluges für schwereren Boden, besonders bei tiefer Arbeit, ausgesprochen und hatte die Genugthuung, diese Ansicht, gelegentlich eines Wettpflügens zwischen ihm und dem Umgänger bei der genannten Versammlung, vom Schiedsgericht

ebenfalls äußern zu hören. Jedoch hat der Hundspflug, in Schriften oft der Bonner, auch wohl der Andernacher genannt, den unbestreitbaren Vorzug, daß man durch Anstecken verschieden geformter Schaare und Streichbretter, viel mannichfachere Arbeiten verrichten kann, als mit den sonst in Deutschland üblichen Pflügen, und deshalb allein verdient er schon große Empfehlung. Schwerz preist seine Vorzüge sehr hoch und auch Sturms Beifall erwarb er sich im Ganzen.[1]

Eggen hat man zweierlei; eine eiserne vierzigzinkige, dann eine aus zwei, durch Gelenke verbundenen Flügeln bestehende Doppelegge, deren Construction mir nicht zweckmäßig schien, und eine längere, ebenfalls schwere mit Holzzinken. Bei Calcar findet man hölzerne leichte, hölzerne schwere und eiserne Eggen, wie sie der verschiedenartige Acker für sich erfordert. Die beiden Letztern werden durch drei Pferde gezogen, wie denn der Klayboden auch durch das Dreigespann gepflügt wird.

Außerdem ist noch die hölzerne Walze von 1 F. Durchmesser und 8 F. Länge zu erwähnen. Sie wird viel gebraucht, besonders auf leichtem Boden. Auf den Wiesen geht fleißig der Hobel.

Ein Pflug mit sämmtlichen Ketten zu drei Pferden kostet 25 Thlr., das Kettenzeug allein 3 Thlr.; eine eisere Egge 12 Thlr.; eine schwere hölzerne 3½ Thlr.; eine Walze, mit Pinnen und Rahmen, 8 Thlr.

Man hat drei Arten von Wagen. Erstens, die einspännige Karre

---

[1] Bei meiner Liebe für historische Gesichtspunkte kann ich nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß bei der Versammlung zu Cleve aus der ganzen Rheinprovinz ein Exemplar aller altlandüblichen Pflüge ausgestellt werde, und mache besonders darauf aufmerksam, daß in dem Weisthum des Erzstiftes Trier aus dem 13. Jahrhundert, in Lacomblet's Archiv für die Geschichte des Niederrheines, Bd. I, H. 2. z. B. S. 361 sub, 2 und S. 362 sub. 4, neben dem Pfluge (aratrum) auch der Haken (ligo) vorkommt, den ich sonstwo in rheinischen Urkunden nirgends angetroffen, und, soviel ich weiß, auch nur in ehemals oder noch jetzt slawischen Ländern gefunden wird. Da der brabanter Pflug eigentlich erst so recht in den, schon viel holländisch sprechenden, der Hundspflug ungefähr von Alpen bis Andernach, also in dem Gebiet des fränkisch-ripuarischen Dialektes, und von Andernach aufwärts, in Gegenden, die E. M. Arndt zum allemannischen Sprachstamm zählt, wieder ein anderer, mir nicht ganz deutlich erinnerlicher Pflug landüblich ist, so haben wir dadurch einen interessanten ethnographisch-historischen Fingerzeig.

zum Abkippen, vorzüglich zu Dünger-, Erd-, Kohlen- u. dergl. Fuhren bestimmt. Der Kasten derselben kann, nach Gelegenheit, durch Aufsetzebretter erhöht werden. Die zweite Karre ist eine lange, zweiräderige, welche in der Regel zwei voreinandergespannte Pferde ziehen. Die Kastenbretter sind zum Abnehmen, so daß, irre ich nicht, bei Düngerfuhren nur eins auf dem Wagen bleibt und nur von einer Seite aufgeladen und schräg nach derselben etwas abgeböscht wird. Damit nicht die eine Achse darunter leide, wechselt man möglichst ab. Die Langkarre wird sehr viel zum Einfahren der Erndte benutzt, und einsichtsvolle Wirthe versicherten, daß, wenn man mit drei Wechselkarren fahre, die Arbeit viel rascher gehe, als mit dem Leiterwagen; sowohl, weil man verhältnißmäßig mehr fortschaffen könne, als, weil auch Auf- uud Abladen schneller erfolge. Indem, ferner, nur auf einer Achse die Last ruhe, habe man die gleichmäßige Vertheilung viel sicherer in der Gewalt, so daß Verladen und Umwerfen fast nie vorkommen. Endlich seien sie auch verhältnißmäßig billiger in Anschaffung und Unterhaltung als die vierräderigen, welche, beiläufig gesagt, ebenfalls durch zwei voreinander gespannte Pferde gezogen werden.

Von in der Neuzeit erfundenen oder älteren, in weitere Kreise verpflanzten Ackergeräthen fand ich am Rheine sehr wenig. An einigen Orten soll der Ruchadlo in Brauch gekommen sein. Hin und wieder sind in der neueren Zeit Exstirpatoren, namentlich zum Unterbringen des Guano, üblicher geworden. Häufel- und Gätepflüge für den Kartoffelbau sah ich schon 1827. Auf der Ausstellung zu Cleve fand ich die neueren Instrumente ebenfalls sehr dürftig vertreten. Die hauptsächlichsten Stücke waren ein eiserner belgischer Pflug mit Vordergestell, einige ganz eiserne Hundspflüge, ein Exstirpator, ein Kartoffelhäufelpflug zum Handgebrauch, sehr unzweckmäßig, endlich der erwähnte, von Vingerhoet verbesserte Pflug. Größeres Interesse nimmt man an verbesserten Handgeräthen und man wird in dieser Beziehung sehr viel Sehenswerthes zu Engers, unweit Coblenz, beim k. Garteninspector Hrn. Wilhelm Weyhe finden. Bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten kommt man nicht selten erst zur Anschauung von zweckmäßigen Verbesserungen an Werkzeugen oder von ganz neuen Geräthen, die wunderbarer Weise lange Zeit sich in

beschränkten Kreisen eingebürgert halten. Obgleich die Nützlichkeit derselben gar nicht bestritten wird, ahmt man sie, und zwar — eine alte, ewig junge Geschichte — aus Indolenz, doch nicht nach. Als Beleg für diese Behauptung will ich nur zwei Beispiele anführen.

Durch kleine Verbesserungen kann oft die Last des armen Arbeiters sehr erleichtert werden. Aus diesem Grunde erwähne ich zuerst eines Misthakenstieles, den ich in der Soester Börde gesehen, welcher auch anderwärts in Westphalen und Niedersachsen üblich sein soll. Derselbe besteht aus einem, mit dem dünnen Ende nach unten gekehrten Aste, aus welchem ein schon ziemlich starker Nebenast ausgewachsen war, der bis auf eine Hand breit abgestutzt wird. Der Hauptast wird nun so abgemessen, daß man beim Mistausziehen bequem in den Winkel des Nebenastes einzugreifen vermag. Daß man auf diese Weise die Kraft der Hand und des Armes viel besser wirken lassen kann, als am glatten Stiele, leuchtet ein. Eine angenagelte Lederschleife klemmt die Finger und reißt oft ab, ersetzt also den Astwinkel nicht. Ebenso verursacht das Ausschleifen mittelst Anfassung des Stieles über der Schulter mehr Anstrengung, weil der ganze Oberkörper dadurch in eine ungünstige, auch die Mitwirkung der ziehenden Körperschwere beschränkende Lage kommt.

So hat es mich auch schon lange gewundert, daß die dreiräderige Schiebkarre, an welcher sich das eine Rad vorn an seiner gewöhnlichen Stelle umdreht, zwei hintere dagegen dort angebracht sind, wo sich bei Erdschiebkarren die beiden Hinterfüße befinden: eine Karre, die am Niederrheine schon seit circa 15 Jahren sehr üblich geworden ist, noch keine weitere Ausbreitung erfahren. Es ist eine langgestreckte Lastschiebkarre, welche sehr weit über das Vorderrad hinaus gebaut ist und sich im Grunde nur durch die Hinterräder und stärkeren Bau von dem, auch in Sachsen, besonders bei Hausirern mit Obst, Bücklingen u. s. w. üblichen, unterscheidet. Sie wird zur Marktanfuhre und als Lastkarre in den Städten gebraucht. Im letzteren Falle ist sie schwerer und um ein Drittheil größer als jene, von welcher man auch die Hinterräder abnehmen und sie ohne dieselben, wie einen andern Schiebbock, gebrauchen kann. Als Dreirad werden beide drückend fortbewegt, indem der Führer die Hände wider die hohen Enden der Karrenbäume stemmt und vorzüglich

bei beladenem Fuhrwerke, unterstützt durch einen vorgespannten Hund, dasselbe durch die schiebende Kraft der Arme, verbunden mit der drückenden Last des Oberkörpers, leicht fortbewegt.

Wenn auch mit Vortheil im Ganzen nur auf ebenen festen Wegen und Straßen anwendbar, so ist dafür unter solchen Bedingungen die Kraftersparung, also auch die Möglichkeit der Lastvermehrung, sehr groß. Die größere Karre kann man für Mann und Hund mit 6 Ctr. beladen. Auf festgetretenem, ebenem Wege schießt, nach einem kräftigen Anstoße, das Geräth eine lange Strecke hin von selbst fort, so daß sich jüngere Bursche oft den Spaß machen, nachzulaufen, mit den Knieen auf einen vorn, zwischen den Karrenbäumen angebrachte Eisenstange zu springen, die Hände auf die Karrenbäume zu stemmen und so noch ein Ende mit fortzurollen.

Es ist freilich auch der Schwierigkeit des scharfen Umlenkens mit dem Dreirade zu erwähnen, die aber gegen die übrigen Vortheile nicht in Betracht kommt. Die Leute versichern mit Lebhaftigkeit, gegen die alten einräderigen, langen Schiebkarren, die Häflte des Kraftaufwandes zu gewinnen und das halbe Leben durch Erleichterung der Arbeit zu sparen.

Das große Dreirad, gut mit eisernen Leiterstangen an beiden Seiten versehen, solide beschlagen und mit blauer Oelfarbe angestrichen kostet 18, das kleinere 12 Thlr.

Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß das Anstreichen der Ackergeräthe überhaupt am Rheine sehr üblich geworden ist und zur Conservirung derselben wesentlich beiträgt.

§ 6. Ackerbestellung.

Bei Hrn. Roß wird der Boden zur Wintersaat nach dem Umbrechen der Stoppeln tüchtig geeggt und bleibt dann liegen, bis er durch das aufgegangene Unkraut wieder einen grünen Schein angenommen hat. Hierauf wird der schwere Boden 11—12 Z., der leichte 7—8 Z. tief gepflügt, darauf abermals bis zum Wiederausschlagen der Unkräuter liegen gelassen, nun der Dünger 6—7 Z. tief untergebracht, alsdann die Saat eingeeggt.

Nachdem das künftigjährige Sommerfeld im Herbst gestoppelt und tief gepflügt worden war, wird es zu Gerste dreimal, zu Hafer, auf schwerem Boden gar nicht, auf leichtem im März einmal geackert. Die Sommersaaten werden stets eingewalzt.

Im Ham erhält die Brache fünf Furchen und den Dünger zu Anfang Juli. Zu Weizen wird gestoppelt und dann zur Saat gebaut, zu Roggen zwischen diesen Operationen gefelgt. Der Haferacker wird zu Winter auf hohe Rauhfurchen gesetzt, welche im Frühjahr eingeeggt werden, worauf flach zur Saat gepflügt wird. Bei Calcar wird der Boden zu dieser Frucht im Herbst gestoppelt, geeggt, dann auf Rauhfurchen gesetzt, welche im Frühjahr niedergeeggt werden.[1] Darauf wird der aufgestreute Saamen mit der Rückseite der Egge eingeschleift. Zu Sommergerste pflügt man in der Regel einmal mehr als zu Wintergerste und Roggen, und ackert den Saamen dann mit der vierten Furche ein. Das Buchweizenfeld bekommt, je nach Umständen, drei bis vier Furchen, und zu Erbsen ackert man vor Winter und bringt im Frühjahr die Saat entweder mit dem Dünger unter, oder eggt sie nach der Düngerfurche ein. Bei Wicken ist das Verfahren wie zu Hafer, bei den Bohnen wie zu Erbsen, mit der Abweichung jedoch, daß sie stets untergepflügt werden. Der Kartoffelacker endlich erhält drei Furchen.

Der Fleiß der rheinischen Ackerwirthe ist von Schwerz und Sturm, gegenüber dem Verfasser auch von Koppe sehr anerkannt. Nichts destoweniger kann ich nicht verschweigen, daß ich in einigen Stücken sächsische Accuratesse vermißt habe, namentlich was häufige Anlage und sorgsame Ausglättung der Wasserfurchen betrifft. Auch habe ich nirgends bemerkt, daß man die äußersten Furchen mit der Schaufel ausputzte und die gleich nebenan auf den Acker geschaufelte Erde mit dem Rücken des Instrumentes plattschlüge, wodurch die Bestellung ein gartenmäßiges Ansehen erhält. Zu diesen Verrichtungen steht auch der rheinische Spaten zu steil und die andere Schaufel ist zu concav. Uebrigens

[1] Auf Lauersfort bei Meurs wird nach Aufreißung der 12—15 Z. hohen Rauhfurchen tief zur Saat gepflügt.

sind die gedachten Operationen für den Abzug des Oberwassers sehr ersprießlich, indem dadurch häufig der Untergang der, in der Milch liegenden und selbst der schon aufgegangenen, aber noch zarten Saaten verhindert wird. Man öffnet daher die, etwa vom Regen verschlemmten Wasserfurchen im Nothfalle wieder und zwar mit leichterer Mühe, als wenn die Wasserfurchen nicht ausgeschaufelt worden waren.

Das Drainiren wird besonders auf der clever Höhe mit vielem Eifer betrieben. In der Niederung ist es weniger anwendbar. Ich bin kein so warmer Fürsprecher der Sache, wie viele Andere; nicht, weil ich die sich steigernden Erträge bestreiten wollte, sondern weil ich, wenigstens für manche Gegenden, übele Nachwehen in der Zukunft davon fürchte.

Erstens macht mich der zu erwartende Einfluß auf die Verdunstungsverhältnisse in trockenen Jahren bedenklich, der sich, nach einer größeren Ausdehnung der drainirten Gesammtfläche, aller Wahrscheinlichkeit nach, in Zukunft zeigen wird. England kann hier nicht als Gegenbeweis dienen; theils, weil auch dort jene Gesammtfläche noch nicht so groß sein dürfte, um jenen Einfluß bemerkbar machen zu können, theils weil es überhaupt eine durchschnittlich sehr dunstreiche Atmosphäre hat.

Zweitens fürchte ich, daß, wenn in einem, von vielen Gebirgswässern durchfurchten Lande, wie es z. B. das Königreich Sachsen ist, die an den Hängen liegenden Felder in größerer Ausdehnung drainirt sein werden, so wird das Wasser aus den Drains sich bei eintretendem Landregen in sehr kurzer Zeit so massenweise in die Bäche und Flüsse ergießen, daß häufige Ueberschwemmungsschäden zu befürchten sind. Tritt unmittelbar darauf wieder längere Zeit Dürre ein, so leiden Bäche und Flüsse desto eher Wassermangel, und Mühlen, Hammerwerke, Fabriken, ja Schifffahrt gerathen in's Stocken. Brodmangel, in Begleitung von Erwerblosigkeit, muß dann die Folge sein. Wie wenig dergleichen Befürchtungen übertrieben sind, geht aus der Erfahrung an der hannöverschen Weser hervor, an welcher, allein in Folge des rascheren Abflusses des Wassers aus den gewöhnlichen Oberwasserfurchen, nachdem dieselben, in Begleitung der Zusammenlegung der Grundstücke bedeutend vermehrt und auf rascheren Abzug haben eingerichtet werden kön-

nen, bei längeren Regenzeiten die Wassermassen so rasch in die Weser sich zusammenfinden, daß die, auf die ehemaligen Verhältnisse berechneten Stromdämme zur Fassung nicht mehr ausreichen, sondern überstiegen oder durchbrochen werden. Da haben wir denn also schon die alte Geschichte von der bekannten, wenn auch hier zu hebenden Schattenseite. Nichts destoweniger verdienen sich die hannöver'schen Domainenpächter, wenn sie eine bestimmte Anzahl Morgen drainiren, dadurch stillschweigende Erneuerung der bisherigen Pachtperiode.

Die Vorsehung hat durch weise Ausgleichungen, namentlich in unseren gemäßigten Regionen, mannigfaltig dafür gesorgt, daß das Zuviel auf der einen Seite, durch Beschränkungen auf der andern gehoben werde. Was haben wir nicht in den letzten Jahren für verheerende Verwüstungen in Steiermark, zufolge des maaßlosen Wälderabtriebes erlebt! Früher war jedes Blatt, jeder Zweig in den dortigen Gebirgswäldern ein Elektricitätsableiter der niederfallenden schweren Tropfen. Auch mechanisch zertheilten sie sich an denselben. Allmälig nur flossen die Ströme an den Zweiglein, Zweigen und Aesten, endlich am Stamme hinab gelinde der Erde zu. Die Schwere des Falles wurde auch insofern ungeheuer gemindert, als die Tropfen, statt direct aus den höhern Wolken auf die Erde, nun erst auf die Bäume fallend, in bedeutend verkleinertem Quadrate der Geschwindigkeit und Wucht zur Erde gelangten. Hier angekommen, hemmten Wurzeln und Laub wiederum den Strom, der von der humosen, schwammigen Erde eingesogen, ganz allmälig in die Bäche kam, oder durch Verdunstung wieder nach oben ging. Jetzt, wo die, den Fall brechenden und den Abzug hemmenden Wälder fort sind, wühlen die direct, mit ungehemmter Gewalt niederstürzenden starken Tropfen, das nicht mehr durch Laub und Wurzeln gefesselte Erd- und Steintrümmerreich auf, führen es unaufhaltsam die jähen Abhänge mit hinab, zerreißen die Ufer, zerstören die Brücken, stürzen, als Tod und Verderben bringende Schuttmassen, in die Dörfer und Städte und pfropfen, was stehen bleibt, bis hoch gegen die Dächer hin mit Schutt an, nachdem sie auch die Aecker an den Hängen ihrer Dammerde beraubt und die tiefer liegenden Felder und Wiesen mit starker Massenkruste überzogen.

Nicht genug aber, daß man die weisen Einrichtungen der Natur

über der Erde zerstört, wühlt man jetzt auch in den Eingeweiden derselben, um ähnliche Erfolge zu erzielen! Und wie sinnlos mag zuweilen drainirt werden! Ich könnte von einem Professor der Landwirtschaft erzählen, welcher sehr naiv mittheilt, wie er einen, an sich schon durchlassenden Boden drainirt und dadurch eine tiefer liegende, sonst gutes Gras zeugende Wiese, versumpft habe. Er berichtet dies, nicht um Gelegenheit zu nehmen, vor ähnlichem Mißgriffe zu warnen, sondern nur um den quantitativen Unterschied der abfließenden Wassermenge, gegen die, aus anderen Sammeldrains zu constatiren! Hätte er doch lieber den Mißgriff ganz verschwiegen! Er wird sich für diese Bemerkungen in seiner Zeitschrift schon an mir schadlos halten.

Indeß gebe ich zu: man ist, da in allen Nachbarländern drainirt und dadurch ein wesentlich höherer Ertrag erzielt wird, genöthigt, es nachzuahmen, um in der Concurrenz bestehen zu können. Im Grunde liegt aber eine Art demagogischer Wahn gegen die Natur in der Sache. „Es muß erst Alles verrungenirt werden, damit es besser wird!" So kommt mir's ungefähr vor. Ein Glück nur, daß die Drainröhren leichter zu entfernen, als neue Wälder zu erzielen sind! Doch will ich das Drainiren keineswegs unter allen Umständen verwerfen.

§ 7. Saat- und Ertragsverhältnisse.

Man wird bemerken, daß ich bei den Einsaaten und Erträgen die Unterschiede nicht stets genau berücksichtigt habe, welche bei Alpen und bei Calcar durch die dortigen, übrigens auch nicht wesentlich abweichenden Bodenverhältnisse bedingt sind. Es ist dabei der Wirklichkeit entsprechend zu beachten, daß die Einsaaten nicht nur nach der Bodenbeschaffenheit der verschiedenen Einzelländereien, sondern auch nach der Vorstellung von der augenblicklich vorhandenen Düngerkraft bemessen werden. Diese Vorstellung ist aber selbst bei wirklicher Gleichheit des Kraftzustandes bei verschiedenen Wirthen von einander abweichend, so daß der eine auf dieselbe Fläche mehr streut, als der andere. Die größten Unterschiede kommen in dieser Beziehung bei den Kartoffeln vor, je nachdem dieselben in 1 oder sogar $2^1/_2$ F. von einander entfernten Reihen,

oder je nachdem unzerschnittene Mittelkartoffeln oder die Saamenplatten von großen Knollen gelegt werden.

Um Alpen ist nun die Einsaat von Weizen, Roggen und Hafer durchschnittlich 1 Schfl., von Gerste 1/2 Schfl. Jene Gleichheit ist auffallend und nur mittelst des Ausdruckes „durchschnittlich" und der Erwägung der vorher gegangenen Bemerkung erklärlich.

Als Durchschnittserträge gab man pro M. M. an: Roggen, welcher die sicherste Frucht ist, 10—12 Schfl., Weizen 12 Schfl., Sommergerste 7—8 Schfl., Wintergerste, sehr schwankend, bis zu 24 Schfl., Hafer 16—20 Schfl., Klee 25 Ctr., Kartoffeln 100 Schfl.

In Bezug auf die Gegend von Calcar bin ich nur in Bezug auf den mittelschweren Boden, der dem fetten Niederungsstriche zunächst liegt, im Stande Notizen zu liefern.

Weizen und Roggen 1/2 bis 3/4 Schfl. pro M. M.; Hafer 1 Schfl.; Gerste 1/2 Schfl.; Pferdebohnen 1 Schfl.; Kartoffeln, Mittelsorte, 3 Sack à 200 Pfd. Auf Sandboden sagte man, könne man mit denselben Quantitäten Saamen ausreichen, auf Lehmboden aber ein Drittheil mehr gebrauchen.

Das Verhältniß zwischen Stroh- und Körner-Ertrag betreffend, so wurden mir folgende Thatsachen als ungefähre Anhalte, mit dem Bemerken gegeben, daß bei Roggen 4, bei Weizen, Gerste und Hafer 6 Feimen, jeder von 100 Garben, ungefähr 1000 Pfd. wiegen. In guten Jahren giebt der Roggen 10—12, in mittleren 7—9, in schlechten 5—6 Feimen; der Weizen, unter gleichen Voraussetzungen, resp. 12—17, dann 6—10, endlich bis zu 5 Feimen hinunter. Wintergerste liefert mit Weizen ein ziemlich gleiches, Sommergerste ein etwas geringeres, Hafer dagegen ein, um circa 1/6 höheres Resultat.

Diesen Angaben entsprechen folgende Verhältnisse hinsichtlich des Körnerertrags. Derselbe ist beim besten Roggenstrohertrag von dieser Frucht pro Feimen 1 berl. Schfl., beim Mitelertrag 5—6 Spint,[1] indem erfahrungsmäßig der Mittelertrag an Stroh den besten Körnerertrag liefert. Weizen schüttet durchschnittlich 6 Spint, ebenso Winter-

[1] 1 Schfl. = 4 Spint, 1 Spint = 4 Metzen.

gerste, letztere jedoch bei ganz gutem Gerathen 3 Schfl. Ungefähr dasselbe bringt Sommergerste, eher jedoch etwas weniger. Der Hafer steigt von $1/_2$ bis zu einem vollen Malter.[1] Bei Buchweizen, wo man das Stroh außer Rechnung läßt, war der höchste Ertrag von 50 Ruthen $16^2/_3$ Schfl. Es war dazu mit Heideplaggen gedüngt worden. Schlechter Ertrag ist $1^1/_2$—$1^1/_4$ Schfl. pro M. M. Raps wird nur in der Niederung auf Klayboden viel gebaut, liefert als guten Ertrag 8, als mittleren 6, als schlechten, d. h. noch eben erndtefähigen Ertrag, 4 Schfl. pro M. M. Kartoffeln, kommen sie auf Klay in die zweite oder dritte Tracht, so sind sie bei gleichem Dünger ergiebiger, als auf sandigem Lehm, weil dort der Dünger minder aufgezehrt ist. Es darf dabei nicht übersehen werden, daß der Klayboden alle 6, der Lehmacker alle 3 Jahre gedüngt wird. Auf gutem Klay, bei guter Kraft, kann man mit Fug 200 berl. Schfl. pro M. M. annehmen, während der sandige Lehm von gleicher Fläche 160 Schfl., und zwar von einer frühen, weißen und rothen Johanniskartoffel, von welcher die Knollen fast durchgängig circa faustdick waren, giebt. Es wurde von jeder Kartoffel die beste Krone, mit ungefähr daumendickem Fleische abgeschnitten und noch frisch eingelegt. Dies hat sich durch eine Reihe von Jahren als sehr einflußreich bewiesen. So lieferte auch das wechselnde Auslegen der im leichten Boden gewachsenen Kartoffeln in schweren, und umgekehrt, eine, sich bis auf ein Drittheil belaufende Ertragserhöhung.

Im Ham nimmt man in Betreff der Einsaat folgende Maaße pro holl. Morgen an.

Raps 6 Quart, oder nach dortigem Sprachgebrauche Kannen; Roggen, 3 Schfl.; Weizen, 2 Schfl. 8 Mtz.; Hafer, 4 Schfl.; Gerste, 3 Schfl.; Erbsen, 3 Schfl.; Wicken, 1 Schfl. 8 Mtz.; Pferdebohnen, 4 Schfl.; Buchweizen, 1 Schfl.; Klee, 8 Quart; Kartoffeln, 10—12 Sack zu 30 Haufmetzen.

Diesem gegenüber folgende Durchschnittserträge: Raps, 40 Schfl.; Weizen, 32 Schfl.; Roggen, desgl.; Hafer, 60 Schfl.; Erbsen, 40 Schfl.; Wicken, 36 Schfl.; Pferdebohnen, 40 Schfl.; Buchweizen, 40

[1] 4 Scheffel = 1 Malter.

Schfl.; Kleeheu, 10,000 Pfd. Der Bau des Saamens ist im Ham zu risquant, weshalb man keinen Durchschnittsertrag angeben mochte. Kartoffeln im Dung 200 Sack, im nur rajolten Boden 125 Sack.

§. 8. Weiden und Wiesen.

Der natürliche Futterbau nimmt in der Rheinniederung im Durchschnitt ein Drittheil der Gesammtfläche der Güter ein. Schon oberhalb Düsseldorf, bei Benrath, werden in neuerer Zeit unweit des Stromufers liegende Aecker zu Wiesen umgewandelt, nicht sowohl der Ueberschwemmungen, als wie der gestiegenen Futterpreise wegen. Aehnlich legt man im clever Ham auf Obstgärten nicht mehr den früheren Werth, weil der Ertrag vom unbeschatteten Graswuchs sicherer und höher ist. Die vorhandenen Obstgärten läßt man indessen bestehen.

Während man anderwärts nasse, schlechtes Gras tragende Wiesen durch Gräben und Draine entwässert und ihnen durch rationelle Behandlung als Ackerland höhern Ertrag, denn durch kostenlosen Graswuchs abzwingt, sehen wir am Rheine das gerade Gegentheil. Oberflächlich betrachtet, erscheint dies ein Zurücksinken in den nomadischen Urzustand, während es bei Lichte besehen, ein, durch die Bevölkerungsverhältnisse bedingter, nationalökonomischer Fortschritt ist. „Extreme berühren sich," sagt man.

Zum näheren Verständnisse dieser clevischen Weidewirthschaften, die sich in größerer Ausdehuung auf beiden Rheinufern von Orsoy an stromabwärts finden, muß über die Ausdehnung der Graslåndereien Folgendes vorausgeschickt werden.

W e i d e n nennt man die besten Grasnarben, welche überwiegend nur abgehütet werden; W i e s e n, die vorzugsweise zum Abmähen bestimmten natürlichen Futterländereien.

Die Einrichtung dieser, so reich mit Grasland versehenen Wirthschaften beruht auf vorzugsweiser K ä s e - und F l e i s c h e r z e u g u n g.

Der wesentliche Unterschied, sowohl der verschiedenen Classen der Weiden untereinander, als der Wiesen, wird durch die Lage im Verhältniß zum Ueberschwemmungsgebiete des Rheines bedingt.

Man hat:

1) Rhein- oder Fettweiden, die jährlich durch die befruchtenden Niederschläge des ausgetretenen Rheinwassers genährt werden.

2) Milchweiden, bei denen dieses in der Regel nicht der Fall ist, die jedoch noch in der Nähe des Stromes liegen und auf den hochaufgelandeten fruchtbaren Ablagerungen des Stromwassers fußen.

3) Gewöhnliche Wiesen, in den vom Strome mehr entfernten Niederungsstrichen und den minder dem Strome nahen Ufern der Bäche. Diese werden, bei geringerer Beschaffenheit, mehr oder minder oft gedüngt und heißen in der Landessprache Benden.

Die Qualität des Rheinheues gegen Bendheu wird durchschnittlich im Verhältniß von 2 zu 1 geschätzt. In Folge der Breite des Rheinthales haben manche Gemeinden gar keine gewöhnlichen Wiesen, sondern nur Weiden.

Es kommt bei der Ueberschwemmung der Weiden sehr viel darauf an, ob der Strom durch Regenwasser oder geschmolzenen Schnee geschwellt wurde. Nur das erstere wirkt erheblich.

Sämmtliche Grasländereien sind in fünf Classen bonitirt, die Weiden für sich wieder in drei.

Diese sind in der Regel von Gräben oder Weißdornhecken umgeben, da die sogenannten Frechstangen, der kostspieligen Unterhaltung wegen, mehr und mehr abkommen. Ein 6 F. langer Eichenpfosten kostet 7 Sgr. und hält 10—12 Jahre; eine Querstange von 12 F. Länge, 3—4 Sgr. und hält 3—4 Jahre. Das Ein- und Aussetzen wird nach Pfosten bezahlt und pro Pfosten, inclusive des Bindens der Stangen, mit 7 Pf. vergütet. Nach aufgehobener Weide wird das Frechwerk, zur besseren Erhaltung, in Pyramiden gesetzt.

Auch die Gräben werden im Accord gefertigt, und, jenachdem man auf eine haltbare Sohle stößt, wird der Lohn berechnet. Für die Ruthe im Lichten wird, als höchster Satz, 1 Sgr. gegeben. Die Gräben sind zwischen 4 und 5 F. tief. Diese Ausgaben und diejenigen für die Deichkosten, welche letztere nach Anzahl der geschätzten Morgen in jeder Deichgrafschaft besonders, mit Grundlegung der Reinertragsberechnung, aus-

geworfen werden, bilden, nebst der Grundsteuer, die Hauptkosten der Weidenutzung.

Die Weiden im clever Ham liegen alle außerhalb des Rheindeiches und haben, ebenso wie die innerhalb desselben liegenden Felder, jene, bis 12 Fuß tiefe Ackerkrume. (Vergl. § 2).

Im Ham werden die beiden obern Weideclassen in den Fällen, wo auf 2 M. Ackerland 1 M. Weide kommt, nur alle 4 Jahre vollständig gemäht, in minder guten Localitäten alle 6 und in noch schlechteren, wiederum nur alle 3 Jahre. Die Weiden III. Classe heut man aber im Ham selbst höchstens alle 8 Jahre. Die beiden oberen Classen bringen bei diesem Verfahren im Durchschnitte 12,000 Pfd. Heu pro 1 holl. M., die in zweiter Classe insbesondere 8—10,000 Pfd., die dritter Classe 7—8000 Pfd. Im Ham selbst macht man gewöhnlich keinen Unterschied zwischen Classe I. und II., weil er zu geringfügig ist. Man beendigt die Maht zu Ende Juli. Von da an werden die Weiden zu Hutung von Milchkühen, Jungvieh, Pferden und Fohlen benutzt. Drei Wochen nach der Erndte wird erst aufgetrieben.

Auf die oberen Classen kommt aber noch Mastvieh und zwar pro 1 holl. M. ein Stück.

Gänzlich ungeschnitten bleiben indeß auch die vorzüglichsten Weiden in keinem Jahre, indem man sie, auch zur Tilgung des Unkrautes, vom halben Juni an bis Anfang August, obenhin und nach und nach mäht.

Bei Verpachtungen, die sowohl nach Viehhäuptern, wie nach der Fläche geschehen, ist die Hauptrücksicht des Pächters, das, so unter dem Vieh gewonnene Heu als Reinertrag zu erhalten, um es vom Februar an bis Walpurgis den Käseкühen zu geben und nicht genöthigt zu sein, Stroh zu füttern, wodurch er die Thiere seiner Zeit genährter auf die Weide bringt und besseren Dünger erzielt. Im Ham rechnet man bei diesem Verfahren pro holl. M. durchschnittlich auf 3—4000 Pfd., im Preise von 6 Thlrn. pro 1000 Pfd.

Früher wurden die Weiden, blos aus Rücksicht auf den Heugewinn, selbst von Nichtlandwirthen, gepachtet, was von Juden noch jetzt geschieht, welche das Heu dann im Frühjahre zu hohen Preisen auf Credit verkaufen. Im Holländischen, z. B. bei Utrecht, giebt es noch reine Weidewirthschaften,

welche alles Stroh kaufen, die Wiesen düngen und jährlich heuen. Bei Cleve kommt es, aber nur sehr ausnahmsweise, vor, daß man von dem selbsterzeugten Stroh nur so viel behält, als für den dringendsten Streubedarf unentbehrlich ist, das Uebrige verkauft und den Dünger zu 12 bis 17 Sgr. pro Karre aus der Stadt bezieht; ein Verfahren, welches jedoch bei der Mehrzahl der Landwirthe sich keines Beifalles erfreut.

Die Benutzung der Fettweiden anlangend, so rechnet man:

a) Auf eine Kuh in einem günstigen Weidejahre, vom halben April bis zur Hälfte oder zum Ende des August, 300 bis 350, in einem ungünstigen bis zum Ausgang September oder halben October, 400 rhein. □Ruthen. Bei Verpachtungen wird im Durchschnitte für diese Zeiträume und Flächen 30 Thlr. gegeben. Der Ertrag aus dem gemästeten Vieh ist, je nach der Individualität desselben, ferner bei dem Schwanken der Fleischpreise zwischen dem Termine des Einkaufes und des Wiederverkaufes, zu verschieden, als daß sich etwas allgemein Gültiges angeben ließe. Jedoch nimmt man im Durchschnitte für eine Kuh auf der Maiweide 250 bis 300 Pfd., auf der Augustweide 100 Pfd. Gewichtszunahme an. Man schätzte 1846 100 Pfd. Fleisch von Mastvieh im Durchschnitt der Jahre auf 10 bis 11 Thlr. Seit dieser Zeit ist es aber, nach Nachrichten, die ich sonst über den jetzigen Stand der Fleischpreise vernehme, um 1—2 Thlr. gestiegen.

b) Bei $3^1/_2$jährigen Ochsen ist die durchschnittliche Zunahme 300 Pfd. Sie gehen schon fetter zur Weide als die Kühe und tragen deshalb verhältnißmäßig weniger auf.

Auf Milchweiden rechnet man einen holländischen Morgen auf die Kuh, in einer Weidezeit vom 1. Mai, bis, je nachdem die Witterung dem Nachwuchse günstig ist, Martini. Diese Weiden liefern nur 500 bis 1000 Pfd. geringes Heu unter dem Vieh weg, dessen Preis in der Regel die Kosten für Reinigung der Weiden aufwiegt.

Nutzt man sie durch zweijähriges Jungvieh, so rechnet man pro Stück 400 □Ruthen, und die nicht zugekommenen Kuhrinder gehen im folgenden Jahre zur Fettweide über. Bei einjährigem Jungvieh rechnet man auf 600 □Ruthen 4 Stück; Kälber, 7 bis 8 Stück,

Diese werden zwei Monate alt aufgetrieben und erhalten als Zugabe zum Weidefutter noch Way, d. h. den Abfall des Käsewassers.

Weiden III. Classe werden größtentheils nur durch Milch- und Jungvieh benutzt. Die Erträge sind im Ganzen um ein Drittheil geringer, und der Uebergewinn an Heu ist zu unbedeutend und zu schwankend, als daß sich füglich ein Durchschnittsquantum angeben ließe.

Das Käsevieh wird abgesondert vom Fett- oder Mastvieh geweidet; ebenso das Jungvieh. Pferde werden am wenigsten unter das Fettvieh, auch nicht gerne unter das Käsevieh, sondern in der Regel nur unter das Jungvieh gelassen. Weiden, welche nur durch Pferde abgehütet werden, giebt es wenige, da erfahrungsmäßig diese ausschließliche Benutzung der Grasnarbe nicht zusagt; nicht sowohl des scharfen Abbisses, als der Excremente wegen. Bei Mischung von Pferden unter das andere Vieh rechnet man auf 6 Stück 1 Pferd und schlägt für ein- bis zweijährige, beständig draußen bleibende Pferde die Minderung an Heuertrag pro Stück auf 1500 Pfd. an; für die Ackerpferde aber, welche nur über Nacht weiden, zu 1000 Pfd., und endlich bei Weiden III. Classe 400 □Ruthen auf das Nachtfutter.

Es giebt im Ham auch einige Wirthschaften, welche Schafe auf die Weide treiben. Indeß, da deren nur zwei oder drei sind, die Thiere außerdem auch auf den Stoppelfeldern gehütet werden, so ließen sich hier Zahlen nicht ermitteln.

Als Kaufpreise der Weiden wurden mir im Ham für den holl. Morg. in Cl. I. und II. 8—900 Thlr., in Cl. III. 400 Thlr. angegeben.

§ 9. Fruchtfolgen.

Ich theile nunmehr mit, was ich über diesen Punkt erfahren, bei Loo beginnend, dann rheinabwärts gehend.

I. Auf Loo.

a) Auf leichtem Boden.

1) Kartoffeln, gedüngt.

2) Roggen oder Gerste, gedüngt.

3) Klee.

4) Roggen.

5) Roggen mit Jauche gedüngt.

Dies ist die Regel. Doch treten durch die Umstände bedingte Abweichungen ein, z. B. Oelsaat und Schotenfrüchte im ersten Jahre.

b) Auf schwerem Boden.

1) Kartoffeln (Wicken, Erbsen) gedüngt.

2) Weizen, in halbem Dung.

3) Wintergerste.

4) Hafer, gedüngt.

5) Klee.

6) Weizen.

Die Stärke der Düngung und des Getreidebaues läßt sich nur aus dem Betriebe der Brennerei, mit welcher Mastung verbunden ist, und dem, von den 96 M. Wiesen (bei 256 M. Ackerland) unter dem Vieh gewonnenen Heu erklären.

Rechnet man beide Fruchtfolgen zusammen, so erhält man an Kartoffel-, Klee- und Schotengewächsschlägen 93 M., die ebenfalls reichen Dünger zu geben vermögen.

II. Bei Calcar. Auf dem höher gelegenen, lehmig sandigen Boden, welcher sehr sicher Roggen trägt, wogegen der, wenn auch ziemlich gerathende Weizen stark erschöpft, ist, bei selten vorkommender Brache, folgender Turnus üblich:

1) Roggen, gedüngt.

2) Klee.

3) Roggen.

4) Kartoffeln, gedüngt.

5) Roggen.

6) Roggen; da dann der Stoppelroggen oft besser geräth als der Kartoffelroggen, was jedenfalls in der sehr starken Lokkerung des Kartoffelackers, auf welche leicht Festschlagung durch starke Herbstregen und im Frühjahr Auswinterung erfolgen muß, seinen Grund hat.

Es ist mir auffallend gewesen, daß, so nahe dieser Grund liegt,

man denselben Fehler auf leichtem Boden öfter am Rheine begegnet. Aber anderwärts, z. B. in Sachsen, kommt er auch vor.

Manche Wirthe bei Calcar säen — das darf ich nicht verschweigen lassen — in Nr. 5 Klee, und jenachdem dieser gerathen war, folgt noch Roggen oder Hafer. Befriedigte dieser, so säet man in halbe Düngung Roggen, oder legt, ohne Düngung, Kartoffeln.

Die rasche Aufeinanderfolge des Klee in diesem Falle ist bemerkenswerth. In der Regel ist das Wiederkommen des rothen Klees sieben-, die des weißen vier- bis fünfjährig. Bei Essen fand ich auch:

1) Kleedreische.
2) Hafer, gedüngt.
3) Roggen.
4) Klee.

Der lehmige Boden war dabei seit 20 Jahren weder gekalkt noch gemergelt worden. Es war aber auch nur eine Ausnahme. Indessen stand, wie man versicherte, dieser Klee dem sechsjährigen nicht nach.

Uebrigens setzt die Fruchtfolge bei Calcar nothwendig gutes Wiesenverhältniß und Stallfütterung, oder äußeren Düngerzuschuß voraus.

In den Polders der Niederung, die nur bei Durchbrüchen der Dämme überfluthet werden, findet man folgenden Turnus:

1) Reine Brache, gedüngt.
2) Raps.
3) Weizen.
4) Klee.
5) Weizen.
6) Hafer.
7) Kartoffeln, oder Brache, gedüngt.
8) Weizen.
9) Klee; schlägt dieser fehl, so folgt Hafer.

Die Brache versteht sich hier ziemlich von selbst.

III. Aus dem clever Ham.

Auch hier helfen die Wiesen, trotz des guten Bodens zur Möglichkeit der starken Düngung und der Fruchtfolge. Man düngt den holl. M. mit 50 Karren, jede zu 2000 Pfd.

a. 1) Reine Brache, gedüngt.
2) Raps.
3) Weizen.
4) Roggen.
5) Klee.
6) Weizen.
7) Theils Hafer, Wicken, Buchweizen und Kartoffeln, zu welchen letzteren rajolt wird.

b. 1) Kartoffeln, gedüngt.
2) Weizen.
3) Roggen.
4) Klee.
5) Weizen.
6) Hafer, Buchweizen, Klee, rajolte Kartoffeln oder gelbe Rüben.

Der Kleebau ist besonders deshalb sehr wichtig, weil, wenn er geräth, er bei den, tief in den aufgeschwemmten Boden eindringenden Wurzeln, eine Düngung ersetzt. Indeß ist er sehr mißlich, so daß man auf drei Jahre ein Fehljahr rechnen kann. Erdflöhe und Schnecken, gegen die man vergeblich alle Mittel angewendet, stellen ihm sehr nach. Anderntheils wintert er in Folge der Heimsuchung des Unterwassers in dem, noch dazu humosen Boden, mitunter aus. Im Falle des Mißrathens werden entweder Stoppelrüben oder Stoppelroggen, ohne Dünger, gesäet, oder auch Hafer, Wicken und Buchweizen. Baut man Stoppelroggen, so folgen Brachfrüchte.

Eine weitere, neben der vorigen bestehende Fruchtfolge ist diese:

1) Weizen, gedüngt, in's Kartoffelfeld oder in abgetragenes Wickenland; seltener in die anderen Brachfrüchte.
2) Roggen.
3) Klee.
4) Weizen.
5) Hafer und Brachfrüchte.

Wird der Raps von den Erdflöhen gefressen, was häufig geschieht, oder hat er durch den Frost gelitten, so säet man Erbsen oder

Pferdebohnen, zuweilen auch Sommergerste oder Hafer. Diese beiden Früchte sind dem nachfolgenden Weizen nicht so zuträglich, wie die ersteren. Dann läßt man die Früchte wieder, wie zuletzt angeführt, folgen.

Weizen und Hafer gedeihen im clever Ham am besten; hat man aber den Boden im Stande, so gedeiht Alles. Wintergerste wird sehr wenig, auch Sommergerste nicht viel gezogen.

Seit 7 bis 8 Jahren hat man angefangen, Lucerne auf versandeten Rheinufern, wo sie im Untergrunde die Schlammablagerungen des Flusses findet, mit bestem Erfolg zu bauen. Mehr vom Stromufer abwärts versagte sie dagegen, trotz sehr starker Kalkdüngung.

Schließlich sei es mir noch gestattet, auf die von mir[1] urkundlich festgestellte Thatsache hinzudeuten, daß in der clevischen Niederung die Besömmerung der Brache sich in schon verhältnißmäßig sehr früher Zeit, nämlich in Bezug auf den Hof Eigere, jetzt Eger,[2] Wesel gegenüber, aus dem Jahre 1119 nachweisen läßt.

Ich habe bei meinem, in Dresden, wegen Zeitmangel sehr kurz gefaßten Vortrage, trotz einer kurzen Notiz, rein vergessen, auf den tiefen nationalökonomischen Zusammenhang zwischen dieser alten Brachbesömmerung und dem, in jenen Zeiten so blühenden Handel am Rheine aufmerksam zu machen. Derselbe hätte sich gar nicht entwickeln können, wenn nicht eine industriöse ländliche Bevölkerung ihm als Abnehmer zur Seite gewesen wäre. Es versteht sich von selbst, daß die Brachbesömmerung nicht so vereinzelt geübt wurde, als wir derselben in den wenigen erhaltenen Urkunden begegnen. Ebenso kann man überzeugt sein, daß sie nicht erst vom Jahre 1003 an geübt wurde, sondern schon damals eine sehr alte Einrichtung war.

Wollte man indessen ohne Weiteres von der damaligen Brachbesömmerung dieselben Vortheile annehmen, welche die heutige Ackerbestellung aus derselben zieht, so würde man den wichtigen Einfluß nicht

---

[1] Vergl. Jahrb. für Volks- und Landwirthschaft. N. Folg. der Schrift. u. Verhandlungen der ökonom. Gesellsch. im Königreich Sachsen. Bd. V. H. 3. S. 195 ff., die Abhandlung: Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Brachbesömmerung.

[2] Nicht Geist, wie a. a. O. S. 196 irrthümlich gesagt wird.

nur des Kleebaues, sondern auch des so wichtigen, ausgedehnten Anbaues der Hackfrüchte, namentlich der Kartoffeln, übersehen. Merkwürdig ist, daß, wenn man unter den, a. a. O. öfter citirten Schotenfrüchten, nicht auch Oelfrüchte begreifen darf, meines Wissens keine sicheren Anhalte für den Anbau derselben sich finden. Inzwischen — fällt mir ein — da die Leute am Rheine nicht, wie in Gegenden, wo Nadelholzwälder waren, Kienspäne zu brennen hatten, Talg immer ein theurer Artikel war, Wachs noch theurer, und von Thranbrennen sich gar keine Spur findet: so können doch unter „leguminibus" auch Oelfrüchte verstanden werden. So viel ist wohl gewiß, daß wie heute, so auch schon damals die Ackerbestellung eine sehr fleißige gewesen, und daß man aus den, in rheinischen Urkunden vorkommenden Verpflichtungen zu einer nur dürftigen Ackerfrohne, nicht auf die Zahl der Furchen schließen darf, welche Eigenthümer ihrem Boden zu geben, für sich selbst vortheilhaft fanden. Wenn daher Herr Landau in seiner neuesten Schrift[1] die Ansicht aus Urkunden geltend zu machen sucht, daß das Ruhren erst vom neunten Jahrhundert, das Felgen sogar in noch viel späterer Zeit angewendet worden, so scheint mir dieselbe auf schwachem Grunde zu stehen. Es ist eine allbekannte Sache, daß die Urkunden grade über die gewöhnlichsten, obgleich für die Erkenntniß der Culturzustände höchst wichtigen Dinge, sehr dürftiges Licht verbreiten. Ebenso weiß man, daß die Lasten, welche man dem Landmanne aufbürdete, von den höheren Ständen im Ganzen nur sehr allmälig gesteigert wurden. Deshalb ist es sehr möglich, sogar sehr wahrscheinlich, daß Ruhren und Felgen erst in späterer Zeit in den Kreis der Ackerfrohne gezogen wurden, während sie als Arbeiten für den eigenen Acker seit undenklichen Zeiten in Gebrauch gewesen sein dürften. Ich schließe dies aus der, von Schwerz mehrfach hervorgehobenen, sehr fleißigen Beackerung in mehreren Rheingegenden, und auf solche beziehen sich Hrn. L's. Belege für das Aufkommen des Ruhrens, welches er selbst als ein „spätes" bezeichnet. Wo aber ein solcher Fleiß herrscht, auch die Brachsömmerung notorisch etwas sehr Altes ist,

---

[1] Die Territorien in Bezug auf ihre Entstehung und Entwickelung. Hamb. und Gotha. Fr. u. Andr. Perthes. 1854., S. 56—58.

da darf man auch, namentlich in Bezug auf ältere Ackerbauzustände, zu der Annahme sich berechtigt halten, daß die einzelnen Operationen sich aus sehr frühen Zeiten auf die späteren und neueren fortgepflanzt haben. Als ein stützendes Moment mache ich ferner den oben gewahrscheinlichten alten Anbau der Oelfrüchte geltend und verweise nicht minder auf den langen Aufenthalt der Römer am Rheine, welche einen Acker für schlecht bestellt hielten, der zur Einbringung der Saat noch der Hülfe der Egge bedurfte. Colum. II, 4. 2.[1]

Plinius, H. N. XVIII. 43., berichtet es als etwas, ihm offenbar Aufgefallenes, daß die Trierer solche Ländereien, deren Saat durch Auswinterung gelitten, im Frühjahr von Neuem besäeten,[2] woraus sich ebenfalls ergiebt, daß der Ackerbau in den Rhein- und Moselgegenden schon vor 1800 Jahren, mit, ich will nicht einmal sagen, sehr hoher, aber doch mit einer solchen Einsicht betrieben wurde, welche den Namen einer recht practischen verdient.[3]

---

[1] Vergl. Fridericus G. Schulze, Antiquitates rusticae. Part. II. De ordine ex quo Romani agros coluerunt. Jenae, 1829. F. Frommann. pag. 16.

[2] Vergl. meine Schrift: Antiquit. rust. Part. I. De veteris Germaniae solo atque coelo, animalibus domesticis et frumentis. Lips. 1833. E. Fleischer. 5 Ngr. pag. 42.

[3] Nachdem das Vorstehende schon in die Druckerei geliefert war, begegnete mir der Gedanke, daß Plin. H. N. XVII. 4. von einer Düngung mittelst Erde bei den niederrheinischen Ubiern spricht, von der er sagt, daß sie in der Stärke eines Fußes aufgetragen werde. Man wird aber hier, wie in vielen Fällen, an die Flüchtigkeit des berühmten Compilators erinnert und darf um so eher annehmen, daß Mergel gemeint sei, als er gleich darauf von den gallischen Aeduern im heutigen Bourgogne und Nivernois, auch von den ferner liegenden Pictonen erzählt, daß sie die Aecker durch Kalk sehr befruchteten. Seine Unkenntniß von der Beschaffenheit jener aufgefahrenen Erde erhellt daraus, daß er sagt: „durch irgend eine bis drei Fuß tief ausgegrabene Erde befruchten sie die sehr tragbaren Aecker. Die Erdart wirkt aber nicht länger als zehn Jahre." (Ubios solos gentes novimus, qui fertillissimum agrum collentes *quacunque terra* infra tres pedes effossa et pedali crassitudine injecta laetificent. Sed ea non diutius annis X prodest.) Abgesehen von der Stärke der aufgetragenen Schicht und dem generellen Ausdrucke, „sehr fruchtbaren Acker," was der Acker durch schon vorhergegangene Mergelungen geworden sein konnte, ist also nichts, was der Erklärung durch Mergel zuwider wäre. — Gehen wir von Plinius Zeiten in's 13

§ 10. Tabakbau.

Dieser ist im Clevischen zu einer erheblichen Industrie herangewachsen. Während in der Mitte der dreißiger Jahre nur ein Aufkäufer in der Gegend war und nur 7—8 Thlr. pro Ctr. bezahlt wurden, geben sich jetzt Viele mit dem Aufkaufe ab und bezahlen für den Ctr. Blätter, ohne Ausscheidung der Sorten, durchschnittlich 10 Thlr., in einzelnen Jahren, wie 1853, auch 12—13 Thlr. Für den, bei Emmerich und Wissel, letzteres ohnweit Calcar, auf Triebsand, welcher sich über Fettweiden abgelagert hat, gewachsenen Tabak, werden selbst 15 Thlr. und mehr vergütet. Die besten Blätter verwendet man in den Fabriken durchweg zu Cigarrendecken für amerikanische Füllung, weil sie weniger schadhaft als die überseeischen sind.

Man rechnet, nach Umständen, 25—33 Karren Dünger, zu 1000 Pfd. pro M. M., und 25 Sgr. bis 1 Thlr. Bruttoertrag pro Ruthe, von dem vor allen Dingen $33^1/_3$ Proc. für die Arbeit abzuziehen sind, da man die Ländereien um die dritte Staude an Pflanzer ausgiebt. Im Jahre 1853 waren im Kreise Cleve 2146 Pflanzer thätig. Die Steuer beträgt 1 Sgr. pro Ruthe; was aber unter 5 Ruthen ist, geht frei aus. 12 Ruthen geben durchschnittlich 1 Ctr. = 110 Pfd. Tabak, oder der M. M. 15 Ctr., so, daß der Morgen im letzten Jahre 150 Thlr. Brutto

---

Jahrhundert über, so ist das allerdings ein großer Sprung; aber es ist nicht die Schuld der Thatsachen, daß sie in dieser langen Zeit von der Schreibkunst unberücksichtigt blieben. Deshalb ist es gerechtfertigt, wenn ich anführe, daß in Lacomblet's Urkundenbuch zur Geschichte des Niederrheins Bd. II. Nr. 366. v. J. 1250 zu Sülz, Rittersitz in der Bürgermeisterei Lohmar im Siegkreise, Regierungs-Bezirk Köln, des Mergels Erwähnung geschieht. Ist nun die Mergelung so alt, so ist auch wahrscheinlich das Ruhren, durch welches der Mergel am besten mit der Ackerkrume vermengt wird, ebenfalls sehr alt; zumal am Niederrheine, wo sich der Hundspflug, durch die Mannigfaltigkeit seiner Anwendbarkeit, so gut zum Ruhren benutzen läßt. In dieser Beziehung mag noch bemerkt werden, daß ich das Ruhren in älteren Schriften auch unter den Namen Balkenstreifen gefunden, den man in Ober-Sachsen noch im Volke antrifft. — Nach dem Angeführten kann ich Hrn. L's. Untersuchung nur einen sprachgeschichtlichen Werth beilegen.

abwarf. Die meiste Waare geht nach Köln, Essen, Elberfeld und Westphalen.

Die Pflanze giebt einen Theil des empfangenen Düngers wieder, indem die noch grün eingeackerten Stengel sehr befruchtend nachwirken. Ich sah 1846 ein kleines Feld von 150 Quadrat-Ruthen, dessen schlechtere Hälfte mit den Resten der Staude, die andere mit 17 Karren Stallmist zu Roggen gedüngt war. Das im Tabakdünger stehende Korn zeichnete sich vor dem andern durch Stärke des Strohes und Größe der Aehren merklich aus. Das Land war ein, zum Tabakbau sogar etwas schwerer Lehmboden.

Um eine Anschauung von der Zunahme des Anbaues im Kreise Cleve zu gewähren, diene folgende Uebersicht.

Es wurden bepflanzt, preußische Morgen zu 180 rhein. Ruthen:

	Morgen	Ruthen
Im Jahre 1842	379	172
1843	449	144
1844	476	178
1845	420	125
1846	446	54
1847	526	153
1848	426	6
1849	333	131
1850	427	159
1851	551	43
1852	647	156
1853	782	133½

Die ausgedehntere Tabak-Cultur ist von wesentlichem Einflusse auf die Lage der Kleinleute in der Gegend geworden. Fleißigen Eigenthümern von 3 M. M. enthaltenden Stellen wird es dadurch möglich, sich mit Frau und drei Kindern ungleich besser als früher durchzubringen. Es versteht sich von selbst, daß sich die mit Tabak zu bestellende Fläche, selbst bei diesen Leuten nach dem Düngervorrathe richtet. Auch Tagelöhner, welche miethweise auf Kathen wohnen, geben sich mit dem Tabakbau ab, und besorgen die dazu nöthigen Arbeiten theils durch die

Frau, theils in den frühesten Morgen und den spätern Abendstunden persönlich. Andere arbeiten um die dritte Staude.

Solche Thatsachen verdienen ernstlich mit berücksichtigt zu werden, wenn der Antrag auf Erhöhung der Tabaksteuer aus dem Schooße des Zollvereins wieder auftauchen sollte. Den Genuß des Krautes mag man vom theoretischen Standpunkte als entbehrlich bezeichnen; vom praktischen ist er nicht so ganz, weil sich das Volk an billigen Tabak einmal seit langer Zeit gewöhnt hat und alle Stände sich am Genusse desselben betheiligen. Können auch die Reichen eine Erhöhung wohl tragen, so fällt sie doch dem Armen schwer. Wollte man ferner die Fabrikation und den Handel, wie in Oesterreich, monopolisiren, so würde man dadurch eine Menge von Kaufleuten zu Grunde richten und das Heer von Beamten, an welchen wir ohnehin keinen Mangel haben, noch sehr vergrößern. Auch für die Gesundheit ist der Tabak nicht gleichgültig; denn er befördert bei Leuten, welche sich an's Rauchen gewöhnt haben, den Stuhl, ist also für Staatshämorrhoidarier ein Grillenvertreiber, und durch das allgemein gewordene Cigarrenrauchen werden viele Zähne erhalten, die früher, durch das Halten der Pfeife, gelockert wurden. Also ist die Sache auch aus Sanitätspolizei-Rücksichten zu erwägen.

§ 11. Gemüsebau.

Da die Bewohner der benachbarten kleinern Städten meistens selbst Gärten haben und auch Wesel und Cleve keinen bedeutenden Markt bieten, so bringt der Gemüsebau in der clevischen Gegend zu wenig Gewinn, als daß man im Allgemeinen mehr als den eigenen Bedarf erzielte. Aber auch die eigentlichen Gemüsegärtner sind hier, wie am Rheine überhaupt, bei weitem nicht so industriös wie in Mitteldeutschland und hier und dort in anderen östlichen Gegenden. Dies haben mir Autoritäten des rheinischen Gartenbaues selbst gesagt. Man bezieht daher sowohl tüchtige Gärtner aus der königlichen Lehranstalt zu Potsdam und aus den sächsischen Landen, als man Eleven dorthin zur Ausbildung sendet. So ist es auch bekannt, daß die Händler mit Gartensämereien in Erfurt und anderen sächsischen Städten, be-

deutende Quantitäten nach dem Rheine verkaufen. Auch bezieht der Wirth auf dem Annanasberge im düsseldorfer Hofgarten seinen Bedarf an Früchten, von denen die Anlage ihren neuern Namen führt, von der Elbe. Sollte die Moorerde in den Brüchern am Rheine denn nicht ebenso gut zu dieser Cultur zu verwenden, oder durch Beimischungen dazu zu präpariren, so wie der überaus fruchtbare, milde, tiefe Boden, z. B. bei der Stadt Bonn, nicht zur Hervorbringung ebenso guter Sämereien zu zwingen sein, wie der erfurter und magdeburger? Mir ist nicht unbekannt, daß die Umgebungen dieser beiden Städte einen bevorzugten Boden für Spatengewächse haben. Allein, ich habe kaum nöthig, an die unglaublich scheinenden Erfolge zu erinnern, welche die Engländer, durch sinnreiche Maaßregeln und beharrlichen Fleiß, in allen Zweigen des Landbaues erzielen. Wie begründet die Annahme sei, daß es den rheinischen Gärtnern noch an Industrie mangele, geht auch aus der Thatsache hervor, daß geborene Rheinländerinnen, welche, durch Anstellung ihrer Männer, in Berlin, die Gemüsezucht des dortigen Sandbodens auf ihren Tischen an den Erfolgen zu beurtheilen Gelegenheit erlangt hatten, mir sagten, daß die berliner Gemüse schmackhafter seien, als z. B. die düsseldorfer; obgleich die Umgebung dieser, meiner lieben Vaterstadt auch noch einen großen Theil des Marktes, von Elberfeld und Crefeld mit Küchengewächsen versorgt.

Man kann nicht einwenden, daß die zu erlangenden Marktpreise die Mühen einer sorfältigeren Gemüsezucht nicht belohnen würden; denn bekanntlich macht der rheinische Tisch hohe Ansprüche auf das Prädikat großer Schmackhaftigkeit, und an Mitteln preiswürdig zu zahlen, fehlt es bei dem, im Allgemeinen blühenden Wohlstande der Bevölkerung auch nicht. Es scheint also entweder nicht der rechte, emsige Sinn der rheinischen Gärtnerei einzuwohnen, oder das milde Clima ist Ursache, daß man sich auf die alleinige Wirksamkeit der Natur zu sehr verläßt und glaubt, was nur am Rhein irgend wachse, müsse schon deshalb vortrefflich sein, weil die Ufer des vielbesungenen Stromes es hervorbringen. Damit kommt man aber dem „Berliner" gegenüber nicht durch.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, bei dieser Gelegenheit einige Zahlen aus Statistik der Gemüse- und Obstgärtnerei im preußischen

Staate aus der, im gewerbstatischen Abschnitte dieser Sammlung erwähnten Werke kennen zu lernen. Nach diesem hatte i. J. 1846, laut der Gewerbetabelle der mechanischen Künstler und Handwerker S. 9, die meisten, die Gärtnerei selbstständig betreibenden Personen, unter denen wir die Meister mit M., die Gehülfen und Lehrlinge mit G. bezeichnen wollen: 1) der Reg.-Bez. Köln, nämlich 580 M., 204 G. (4);[1] 2) Reg.-Bez. Potsdam, 416 M., 93 G. (6); 3) Reg.-Bez. Magdeburg, 374 M., 360 G. (1); 4) Reg.-Bez. Merseburg, 365 M., 89 G. (8); 5) Reg.-Bez. Breslau, 318 M., 93 G. (7); 6) Reg.-Bez. Liegnitz, 304 M., 25 G. (18); 7) Reg.-Bez. Düsseldorf 274 M., 97 G. (5); 8) Stadt Berlin, 234 M., 238 G. (2) Die drei anderen rheinischen Bezirke nehmen, mit Uebergehung der übrigen, folgende Stellen ein: 9) Trier, 150 M., 55 G. (12); 10) Aachen, 142 M., 57 G. (2); 11) Coblenz, 138 M., 31 G. (20).

Um dem Leser einige Anhalte zur Beurtheilung der quantitativen Leistungen des niederrheinischen Gartenbaues zu geben, führe ich hier eine Reihe von Producten der Ausstellung zu Cleve im September 1846 an. Wo das Gewicht nicht angegeben war, habe ich die Gegenstände wenigstens gemessen.

1) Turnips von 2′ 3″ Umfang. 2) 10 Stück gelbe Rüben, im Durchschnitte 16½ Pfd. schwer. 3) Großer schwarzer erfurter Rettig, von 1′ 8″ Länge und 1′ 6″ Umfang. 4) Großer weißer, desgl., von 1′ 8″ Länge und gleichem Umfang. 5) Ein Kohlrabikopf, 11 Pfd. schwer. 6) Ein Kürbis, von 27 Pfd. 7) Eine Winterkohl-Saamenstaude, 6½′ hoch. 8) Eine Tabakstaude, 1′ hoch. 9) Gelber immerwährender Hopfenklee, 5′ 3″ hoch. 10) Weißer Melilotenklee, 4′ 8″ hoch.

§ 12. Obstbaumzucht.

Um diesen Zweig des Landbaues hat sich die preußische Regierung am Rheine große Verdienste erworben, indem sie nicht nur dafür sorgte,

---

[1] Die hinter „G" eingeklammerten Ziffern bezeichnen die Stelle, welche die Bezirke hinsichtlich der Zahl der Gehülfen und Lehrlinge unter 26 Reg.-Bez. einnehmen.

daß die Volksschullehrer Unterricht in demselben erhalten, sondern auch aus den Baumschulen zu Cleve, Cöln, Düsseldorf, Engers u. s. w., theils zu sehr billigen Preisen, theils unentgeldlich junge Obststämme, edle Nutzhölzer und Zier-Bäume und Sträucher in großer Zahl abgelassen wurden. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, der besonderen Verdienste des, im Jahre 1846 verstorbenen königl. Gartendirectors, Maximilian Weyhe, welchem nicht nur die preußischen Rheinlande, sondern auch die Nachbarstaaten viele schöne, öffentliche und Privatgarten-Anlagen danken, zu erwähnen. Zwei seiner Söhne, Joseph und Wilhelm, und einer der Schwiegersöhne, Herr Greis, sind in den königl. Gärten, der erste zu Düsseldorf, der zweite zu Engers, Coblenz und Stolzenfels, und der dritte zu Cöln als Oberbeamte in seine Fußstapfen getreten; wie denn überhaupt diese Familie, zu deren nächster Verwandtschaft auch der Schöpfer mancher Theile der berliner und benachbarten königlichen und prinzlichen Anlagen, Herr Lenné, ebenfalls Rheinländer, gehört, in der eigentlichen Gartenkunst eine sehr ehrenvolle Stellung einnimmt.

Am lebhaftesten wird in der clevischen Niederung, wie man mir sagte, die Obstbaumzucht in der Nähe des Stromes, mit Ausschluß der Weiden, betrieben und mit den Früchten ziemlich starke Ausfuhr nach Holland unternommen. Frühobst führen aber dem Niederrhein wiederum die oberrheinischen Gegenden zu Wasser zu. Eine eigenthümliche Industrie lernte ich bei Neuwied kennen, von wo aus ein starker Absatz eben erst kernfest zu werden anfangender Wallnüsse nach London stattfindet. Sobald die Nüsse in dieses Stadium gelangen, werden sie, mit sammt den Schalen, fest in Körbe verpackt, in welchen sie unterwegs in Erhitzung gerathen und nun eßbar in England ankommen.

Die Most- oder Cyder-Bereitung ist am Niederrhein wenig in Uebung; desto mehr aber diejenige eines, zu einem förmlichen, dicken Schleim eingekochten, sogenannten Krautes, welches ein beliebtes Buttersorrogat aller Stände, seit einigen Jahren auch ein ziemlich gangbarer Absatzartikel nach den östlichen Provinzen geworden ist. Es wird aus Aepfeln, Birnen und Möhren (Daucus carotta) bereitet.

Als Resultate der Baumzucht aus der königl. Baumschule und

Privatgärten bei Cleve führe ich folgende, auf der dortigen Ausstellung im Jahre 1846 gesehene Beispiele an:

1) Ein dreijähriger Platanensteckling, 17′ hoch. 2) Ein dergl. zweijähriger, 12′ hoch. 3) Ein einjähriger Okulirtrieb von Ptelea trifol. fol. var., $8^1/_2$′ hoch. 4) Ein Jahrestrieb von einer abgelegten holländischen Ulme, $10^1/_2$′ hoch. 5) Eine zweijährige, aus dem Saamen gezogene Eiche, $7^1/_4$′ hoch. 6) Ein einjähriger Silberpappeltrieb, $6^1/_2$′ hoch. 7) Ein einjähriger Trieb einer zahmen Kastanie, 6′ hoch. 8) Ein einjähriger Akazientrieb, $8^1/_2$′ hoch. 9) Ein einjähriger Pflaumentrieb, $11^1/_2$′ hoch.

Anmerk. Bei dieser Gelegenheit mache ich Freunde der Baumzucht, welche auf ihrer Reise nach Cleve sich in Düsseldorf aufhalten, auf einen seltenen Schatz aufmerksam. Er besteht, nach dem Ausspruche des verstorbenen Botanikers Link und anderer Kenner, in der schönsten Ceder des nördlichen Continents. Diejenige im jardin des Plantes zu Paris macht zwar einen größeren Schirm, ist aber pininienartig abgestumpft, während die in Rede befindliche ganz schlank ist. Im Jahre 1846 maß sie 40′ Höhe und 2′ Umfang, brusthoch. Sie steht in dem, zur Zeit noch meinen Geschwistern und mir gehörigen Jacobi'schen Garten zu Pempelfort, der auch einer Menge sonstiger, sehr schöner, großentheils ausländischer Bäume wegen, für den Liebhaber höchst sehenswerth ist. Die erste Anlage des parkmäßigen Gartens wurde am Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in holländischem Geschmack durch unseren Urgroßvater, Johann Peter Jacobi, gemacht und im Jahr 1778 durch Friedrich Heinrich Jacobi nach englischem Geschmack umgeformt, welcher noch viele exotische Bäume in denselben aufnahm. Die Ceder hat aber unser Vater, Georg Arnold Jacobi, zu Anfang dieses Jahrhunderts, als kleinen Baum gepflanzt. In welchem Alter desselben, habe ich nicht ermitteln können. Indeß, im Jahre 1809 geboren, kann ich mich noch aus meiner Kindheit entsinnen, daß er jeden Spätherbst in einen Strohmantel geschlagen wurde. — Selbst Forstmännern einen Genuß an den schönen Bäumen zu versprechen, trage ich kein Bedenken. Der verkäufliche Garten liegt ganz nahe bei der Stadt.

Zweiter Abschnitt.

Viehzucht.

§ 1. Rindviehzucht.

Man sucht im Allgemeinen, nach altbewährter Regel, nur mit Vieh aus ähnlich beschaffenen Gegenden und von ähnlicher Raçe zu kreuzen. Indeß ist es doch, nach Büsching (Erdbeschreibung, Bd. VI. S. 31) in der Mitte des 17. Jahrh., in Folge von Viehseuchen, geschehen, daß man zur Wiedererzeugung des Bestandes, Schweizerbullen einführte, deren Blut sich noch heute erkennen läßt; da Thiere, welche mir, zum Unterschiede von den Holländern, als ächte clevische Raçe gezeigt wurden, an Kopf, Hals und Hintertheil noch Spuren der Gebirgs-Raçe zeigten. Man wußte im Uebrigen keine Vorzüge vor der Land-Raçe anzuführen.[1] Das übrige Vieh im Lande ist reines Niederungsvieh, gegen das holländische gehalten, etwas weniger breit und feinknochiger.

Es wird übrigens im Clevischen mehr Vieh aus Holland und Westphalen eingeführt als selbst gezogen, indem die Fettweiden zur Mast außerordentlich einladen und gesuchte Waare für die starkconsumirenden bergischen und jülich'schen Märkte liefern. Doch kommen die eingeführten Kühe nicht sämmtlich sofort auf die Fettweiden, sondern werden vorher, nach Umständen längere oder kürzere Zeit, für die Milcherzeugung be-

[1] Um so weniger kann ich mich zu der Partei Derjenigen schlagen, welche gegenwärtig die Kreuzung mit schweizer und allgäuer, oder anderem aus weiter Ferne bezogenem Vieh für Niederungsländer so eifrig betreiben. Nachdem man es auf größeren Gütern in Sachsen mit fremden Raçen aus Gebirgs- und selbst aus Tiefländern, längere Zeit hindurch versucht hat, kommen unbefangene Wirthe wieder mehr und mehr zu der Einsicht, daß das sicherste Mittel zur Aufbesserung des Landviehes sorgsame Inzucht sei; weil die, auf das Genaueste angestellten Vergleiche ergeben haben, daß gutes Landvieh im Ertrag den Vorsprung vor den Fremdlingen, seien es nun Schweizer, Allgäuer oder Niederländer, behaupte. Auch im Altenburgischen steht diese Ansicht, nachdem man Proben mit fremden Vieh gemacht, fest; fester noch als vorher.

nutzt. Man wird zugeben, daß dieß meine obige Behauptung nicht umstößt, weil es hier nicht dem Zucht-, sondern dem Handelsvieh gilt, welches man aus den eigenen Stämmen nicht hinreichend beschaffen kann. Die Milchkühe werden vom Herbst an aufgekauft, und man sucht es stets so einzurichten, daß sie vom halben Februar an kalben, damit die Kälber sich bei Zeiten an den Weidenaufenthalt gewöhnen. Mit diesem Zeitpunkte beginnt dann auch schon die Käsefabrikation.

Die Kälber werden gar nicht an's Euter gelassen, sondern bekommen im ersten Lebensmonat täglich 10 Quart süße Milch, worauf sie allmälig bis zur Hälfte auf Buttermilch und dann auf Molken gesetzt werden, in welche sie sich mit den Schweinen theilen.

Als Durchschnittszahlen für den Milchertrag einer Kuh giebt man bei Calcar folgende Sätze an:

a)	auf Weiden	erster Classe	25—35 Quart.
b)	„ „	zweiter „	18—25 „
c)	„ „	dritter „	10—15 „

Ernährung des Viehes. Mit Ausnahme der trächtigen Kühe, welche einen Monat vor dem Kalben etwas Zusatz an mehligem Futter erhalten, wird das Vieh den ganzen Winter hindurch gleichmäßig gefüttert. Man rechnet auf jedes Stück Großvieh 2000 Pfd. Heu, außerdem Stroh, und zwar theils langes, theils gehechseltes; ferner Rapshülsen mit Hechsel und Rübkuchen gemengt. Rüben, Runkelrüben, Kartoffeln und andere Wurzelgewächse füttern wenige Wirthe, weil man behauptet, diese Nahrung führe zu sehr ab. Warmes Futter erhält das Vieh nur da, wo Brennerei oder Brauerei betrieben wird.

Im Winter wird auf großen Gütern die Fütterung von einer Mannsperson, auf die man 40 Stück rechnet, besorgt. Die Reinhaltuug jedoch liegt den Mägden oder den Jungen ab. Zur Zeit der Sommerweide kann man, bei täglich dreimaligen Melken, 12 Kühe auf eine Magd rechnen. Das Vieh bleibt im Sommer bei den meisten Wirthen, auch wenn die Nähe das Hereinholen erleichtert, über Nacht draußen.[1]

---

[1] Herr Hallensleben hatte seine Kühe 1846 bis Pfingsten über Tag auf dem Klee und nahm sie Abends in den Stall. Es traten häufig Blähungen ein, so daß er

Nachdem die Kühe zu Anfang November von der Weide genommen worden, wird ihre Milch noch einen Monat lang zum Buttern benutzt. In den beiden letzten Monaten der Trächtigkeit aber melken sorgsame Wirthinnen sie höchstens im Nothfalle, indem man die Erfahrung gemacht hat, daß das längere Melken dem Kalbe zum Nachtheile gereiche. Die Butter, welche während jenes Monats und der Weideperiode bereitet wird, verwendet man sämmtlich in der Haushaltung und rechnet, daß in einer bäuerlichen Wirthschaft eine Person im Durchschnitt des Jahres den Buttterertrag einer Kuh consumire, deren Milch schon zu Käse verarbeitet war.

Preise. Ein dreitägiges Kalb wird mit $1^1/_2$ bis 2 Thlr., ein einjähriges Rind mit 10 bis 12, ein zweijähriges mit 20 bis 24 Thlrn. bezahlt, und eine Kuh von 6—700 Pfd. galt im Herbst 1846 60 bis 70 Thlr. Seit der Zeit sind die Fleischpreise aber um einige Thaler gestiegen.

Das Halten und Aufziehen von Stieren ist nur bei Besitzern von 25 und mehr Kühen üblich, die dann von den kleineren Nachbarn 5 Sgr. für den Sprung zahlen lassen.

In Cleve kostete im Sommer 1853 gutes Rindfleisch, mit den Knochen, 4,$_{66}$ Sgr. pro Pfd., das Pfund zu Beafsteaks sogar 6 Sgr.

Der Hauptviehmarkt für den Niederrhein ist zu Neuß.

§ 2. Käsefabrikation.

An die Mittheilungen über die Rindviehzucht schließt sich passend eine kurze Notiz über dieses, hier eine Hauptrolle spielende Nebengewerbe an. Die holländische Methode desselben ist im Clevischen im Jahre 1826 durch Frau Voß, geb. Reimers, jetzt zu Warbeyen bei Cleve, einge-

---

ein Stück troachiren mußte. Ein ihm benachbarter Landwirth hatte nun die Erfahrung gemacht, daß das Vieh auf dem Klee nicht blähe, seitdem er es auch während der Nacht draußen ließ. Auf der anderen Seite gaben aber die Kühe während der Zeit des Uebernachtens im Stalle mehr Milch und pro Stück täglich 3 Pfd. trockenen Käse; etwas mehr als bei der Nachtweide. Da sie außerdem Nachts den Dünger im Stalle abwarfen, so blieb er bei dem Verfahren und ward um so aufmerksamer.

führt worden, welche dieselbe bei Verwandten in Holland gelernt hatte. Leider gestattete der Raum dieser Blätter nicht, die Beschreibung des Verfahrens, wie ich es bei Frau Voß gesehen und unter ihrem Beistande aufgezeichnet, aufzunehmen.[1]

Die Käsefabrikation dauert, wenn man, was bis jetzt in den größeren Bauernwirtschaften gewöhnlich der Fall ist, keine heizbare Trockenkammer hat, von Anfang Mai bis Ende October. Diejenigen aber, welche eine solche Kammer und eine, die Unterhaltung derselben lohnende Anzahl von Kühen besitzen, fabriciren den ganzen Winter hindurch. Obgleich der Winterkäse magerer ist, so wird er doch gegen das Frühjahr hin, weil dann die alten Vorräthe consumirt und neue noch nicht vorhanden sind, am besten bezahlt.

Aus 20 Maaß guter Milch bekommt man im Frühjahr und Sommer 4 Pfd. nassen Käse. Im Herbst, schreibt man mir, seien dazu 30 Maaß von güsten Kühen, von frischmelkenden öfters auch 40 erforderlich. Jene 4 Pfd. geben 3 Pfd. ganz trockenen, aber, wie er der starken Nachfrage wegen, in der Regel als lieferbar in den Handel geht, $3^1/_2$ Pfd. frischen Käse. Die Gewichtsdifferenz zwischen nassem und trockenem Käse ist, in gleichem Zeitraume nach der Größe der Käse verschieden und die vorstehende Angabe bezieht sich auf Laibe von 10—12 Pfd.

Ferner rechnet man, daß eine Kuh auf den besten Weiden täglich im Durchschnitte 3 Pfd., und auf den geringen 2 Pfd. lieferbaren Käse

---

[1] In den Märkischen Beobachtungen, herausgegeben von dem Verein für Geschichte der Mark Brandenburg, Berl. 1841. Bd. I., S. 83—93, wird die Einrichtung einer Lehranstalt für die Kunst der Butter- und Käsebereitung auf der Domaine Könighorst bei Nauen erzählt. Friedrich II. bezeichnet sie wörtlich: „ordentliche Akademie des Buttermachens." „Gegen die Zeit nun, heißt es S. 86, daß diese Vorwerker in Stand kommen, soll der Kriegsrath Berendes drei Kerls von guten Leuten aussuchen, welche die Mägde heirathen und alsdann wie Holländer dahin gesetzt werden sollen." Die Mägde waren aus dem Clevischen verschrieben. Ob daraus folgt, daß dort die holländische Käsefabrikation damals schon blühte, später jedoch wieder eingegangen, weiß ich nicht. Der, etwa aus der Zeitschrift in dieser Hinsicht zu ziehenden Schlüsse, entsinne ich mich nicht hinlänglich. Ich habe das Heft nicht zur Hand.

abwirft. Demnach geben, nach obigen Milcherträgen, ungefähr 12 Quart Milch 1 Pfd. Käse.

Der Maikäse ist natürlich der beliebteste und gilt 10—12 Thlr. pro Ctr. zu 106 Pfd. Dieser Preis wird bis Johannis gegeben. In den Hundstagen steht er auf 8 Thlr. und steigt später wieder bis 10 Thlr., welches zugleich der Durchschnittspreis ist. Unter 7 Thlr. hört der Gewinn auf. Allein bis hierhin sinkt der Preis selten, ebenso wie er selten bis 13 Thlr. steigt.

Die Käsefabrikation hat sich in neuester Zeit auch auf der Höhe angesiedelt und ist nur durch den Guano, welcher auf hinreichende Vermehrung des Futter-, Stroh- und Düngerertrags wirkte, möglich geworden. Eigener und Pächter von Bauernhöfen gedeihen sehr rasch dabei.

§ 3. Pferdezucht.

Die im Lande verbreiteste Raçe[1] ist ihrer schweren Beschaffenheit nach Zugpferd, wenig zum Cavalleriedienste geeignet, etwas schwammiger

[1] Ich bediene mich hier auf's Gerathewohl des Ausdruckes „Raçe," da ich an dem Begriffe, welchen man, nach wissenschaftlichem Sprachgebrauche, mit demselben verbindet, irre geworden bin, seitdem ein Director und Professor einer bekannten deutschen landwirthschaftlichen Akademie, deren Namen hier nichts zur Sache thut, deren erwähnter Vorsteher aber von einer anderen landwirthschaftlichen Akademie als sehr tüchtig empfohlen worden ist, in einer seiner Schriften Folgendes veröffentlicht. Er schreibt nämlich, bei Gelegenheit einer Schilderung der, von ihm geleiteten akademischen Admenistrationswirthschaft, Folgendes:

„An Rindvieh, Kühen, Bullen und Jungvieh (sic) werden gegenwärtig 14 Stück gehalten, neben Thieren vom voigtländer Schlage (sic), einige vom Ayrshire Schlage. (sic)."

Ferner, die Schweinezucht betreffend: „Ein schon mehrere Jahre hier vorhandener, aus einer Kreuzung mit einem englischen Schlage (sic) hervorgegangener Schlag, welcher recht gut eingeschlagen ist, wird theils rein fortgezüchtet, theils durch Benutzung anderer Schläge (sic) zu verbessern gesucht."

Also man sucht einen, durch Kreuzung mit einem — doch wahrscheinlich wesentliche Vorzüge habenden englischen „Schlag" (sic), schon recht befriedigend ausgefallenen Schlag, durch Benutzung anderer Schläge — sprich „Schläge" — noch zu verbessern. — Sapienti sat! —

Natur und zu Knochenkrankheiten geneigt; ein Uebel, welches man den fetten Weiden zuschreibt. Für sonstige innere Krankheiten ist sie dagegen nicht sehr empfänglich.

Man hat überhaupt am Niederrheine einige Vorliebe für schwere Pferde, wiewohl nicht solche, wie in Brabant. Sie mag daher entstanden sein, daß die, für das Frachtfuhrwesen nöthigen Colosse dem Landmanne imponirten; straft sich aber dadurch, daß die Thiere mehr Nahrung verlangen, den Acker mit den breiten Hufen sehr fest treten und im Verhältniß zu Raçen von weniger schwülstigem, aber doch sehr spannkräftigem Muskelbau nicht mehr leisten. Für das Frachtwesen sind die Colosse allerdings sehr zweckmäßig, weil sie die Last theilweise durch den Druck ihrer Eigenschwere fortbewegen. Aus diesem Grunde sind allerdings für schweren Ackerboden ebenfalls schwere Pferde nöthig, und es ist alsdann über das Festtreten des Ackers hinwegzusehen. Man benutzt deshalb in der Niederung die königlichen Gestüthengste nur von Seiten einer Minderzahl, weil sie zu leichten Nachwuchs zeugen.

Im Allgemeinen beschränkt man sich in der Niederung auf Stuten, hat Hengste fast nur zur Zucht, und setzt die Wallachen an Händler ab. Die Stuten werden durchschnittlich im sechsten Jahre zugelassen und man bestimmt von je drei Füllen eins zur Aufzucht. Bis kurz vor dem Werfen hält man die Stuten zu mäßiger Arbeit an, und 14 Tage nach dem Wurfe werden sie wieder eingespannt.

Neben einiger Fohlenzufuhr, die aus Holland stattfindet, hat in neuerer Zeit eingetretene Nachfrage aus Frankreich, Belgien, dem Jülich'schen und Bergischen die Aufmerksamkeit auf gute Zuchtstuten erhöht und Ausfuhr, in der Regel anderthalbjähriger Fohlen, zu Wege gebracht.

Die Preise hatten schon 1846 die enorme Höhe von 120 Thlr. für ein gutes Ackerpferd, 60—80 Thlr. für ein anderthalbjähriges und 20 bis 30 Thlr. für ein halbjähriges Fohlen, erreicht.

Die aus Holland eingeführten Fohlen werden weniger für die eigene Remonte, als zum Wiederverkaufe nach einjähriger Weidezeit, gekauft. Im Lande selbst werden sie nach vollendetem zweiten Jahre zu leichter Arbeit herbeigezogen. Man hält dies nicht für nachtheilig, weil die Thiere auf den kräftigen Weiden erzogen werden und neben der Arbeit

noch vielen Spielraum zu freier Bewegung behalten. Sie werden vom Mai an, solange die Witterung es erlaubt, in arbeitsfreier Zeit aufgetrieben, und die älteren Thiere, um Schlagschäden zu verhüten, nur vorn mit Eisen versehen. Die Ackerpferde bekommen während der Frühjahrsbestellung und vom Beginn der Ernte an, bei gewöhnlicher Arbeit, täglich 3 Mtzn., in sehr anstrengenden Perioden 4 Mtzn. Hafer. Werden sie nur so ab und zu aus der Weide geholt, so erhalten sie nur Klee- oder Wickfutter. Im Winter giebt man ihnen täglich nur 1 Mtze. Hafer, aber sehr gutes Heu.

§ 4. Schweinezucht.

Diese hängt, gleich der Kälberzucht, aufs Engste mit der Käsefabrikation zusammen.

Man rechnet, so lange die Käsefabrikation dauert, auf die Molken von 12 Kühen 5 Kälber, 3 große und 6 kleine Schweine. Auch giebt man an, daß sich auf 2 Kühe 1 Schwein halten lasse. Diese Thiere bedürfen in der Mast an Mehl höchstens den dritten Theil dessen, was man ihnen ohne Molkenfutter geben müßte. Mit den Molken von 2 Kühen und 1 Schffl. Pferdebohnenmehl läßt sich 1 Schwein von 300 auf 600 Pfd. bringen.

Die Ferkel erhalten von 14 Tagen nach der Geburt an eine kleine Milchzugabe mit etwas Mehl, nämlich auf 6 Stück ungefähr 6 Quart Milch und 1 Quart, aus dem Geringen des Ausdrusches gemahlenen Mehles. Nach 6 Wochen fällt dieser Zusatz weg und die Ferkel müssen sich mit dem Futter der älteren Thiere begnügen. Dasselbe besteht aus einem Theile der Molken und dem Abfalle aus der Küche.

Im Oktober beginnt die Mast. Man nimmt dazu von 9 Stück 6. Die Mast dauert in der Regel bis Anfang März; aber der Beginn des Schlachtens geschieht schon zu Neujahr. Die überjährigen Schweine wiegen zur Schlachtzeit 350 bis 400 Pfd., die einjährigen zwischen 200 und 280 Pfd.

Es werden auf jedes Mastschwein 20 Berl. Schffl. Kartoffeln und 4 Schffl. Mehl vom Geringen, jedoch am besten von Pferdebohnen und Buchweizen gerechnet.

Von den 3 übrigen Schweinen verwendet man 2 zur Zucht und 1 zum Ueberhalten. Man giebt diesem etwas verdünntes Futter von dem der Mastschweine ab, dann etwas Zusatz von Küchenabfall und Grünfutter. Die Zuchtschweine bleiben bei Tage beständig in freier Communication zwischen ihren Ställen und dem Hofe. Sie werfen im Durchschnitt 8 Junge.

Manche kaufen auch halbjährige Ferkel zu 5 Thlr. das Stück, geben ihnen bis Ende Juli blos Molken, setzen dann Mehl und gegen den Dünger zu rechnendes Grünfutter u. dergl. zu, und so kann man die Thiere mit 1 Schffl. Pferdebohnenmehl bis zu 300 Pfd. hinaufbringen. Alsdann werden sie zu 5 bis $5^1/_3$ Thlr. pro 100 Pfd. verkauft.

Viele kaufen auch im Frühjahre 1 oder 2 tragende Schweine, die um Mitte März werfen. Die Jungen werden dann allmälig an Molken gewöhnt und erhalten bis Ende Juli oder Anfang August pro Stück 3 Schffl. Hafermehl, je nach den Fruchtpreisen auch Hafer und Buchweizenmehl. Gewöhnlich haben die Thiere in dieser Periode 150 bis 180 Pfd. Gewicht und werden, des zarten Fleisches wegen, von den Metzgern sehr gesucht und ausgeschlachtet, d. h. nichts wird zum Räuchern und Pökeln verwendet. Die Muttersauen werden ebenfalls gemästet und bringen in der Regel den Kaufpreis wieder ein.

Die auswärtigen Händler kaufen von den jungen Ferkeln viele auf den Höfen und den Märkten auf und treiben sie in die bergischen und jülichschen Fabrikbezirke. Für ein sechswöchentliches Ferkel wird dann im Durchschnitt 1 Thlr. 15 Sgr. bezahlt.

Es wird, wegen dieser Aufkäuferei, noch Schweinevieh aus Holland eingeführt; mehr jedoch aus der Grafschaft Mark und dem übrigen Westphalen; eine Erscheinung, die nur aus der Schnelligkeit des Umsatzes erklärt werden kann, indem heute der Handel eine Lücke schon wieder ausfüllen muß, die er erst gestern gerissen.

§ 5. Schafzucht.

Schafe werden, sowohl in der eigentlichen Niederung als auf der Höhe, vorzugsweise des Fleisches wegen gehalten. Es werden deshalb weit mehr von diesen Thieren eingeführt, als aufgezogen. In den Urkunden des Mittelalters werden sehr häufig friesische Schafe erwähnt und so mag die am Niederrhein einheimisch gewordene Raçe denn ursprünglich in Friesland zu Hause sein. Sie ist groß, trägt eine lange, nur zu Kammgarnfabrikation taugliche Wolle und ist, wie ich im Jahre 1852, bei Gelegenheit der Versammlung deutscher L.- u. F.-Wirthe in Hannover zu sehen Gelegenheit hatte, in neuerer Zeit zur Kreuzung mit den kleineren lüneburger Heidschnucken benutzt worden.

Die Einführung der Merinos am Rhein hat man wegen Mangel an Weide, und weil sie für den Fleischer zu wenig abwarfen, allenthalben wieder aufgegeben. Die Kenntnisse und Erfahrungen, welche die Merinozucht erfordert, sind dort auch niemals recht zur höheren Ausbildung gekommen, weshalb die Wolle auch keinen Ruf und angemessenen Preis zu erlangen vermochte. Die Wolle der Landschafe wird mit $7^1/_2$ bis 10 Sgr. pro Pfd. bezahlt, vorausgesetzt, daß sie von Fettweiden herrührt, und wird zu mancherlei Kammgarnfabrikaten verarbeitet. Im Sommer 1853 wurden Landschafe bis zu 80 Pfd. Schwere, sammt der Wolle, mit 6 Thlrn. bezahlt; ohne Wolle, im Durchschnitt der Jahre, mit 5 bis 6 Thlrn. Sie sind in beiden Fällen nicht eigentlich fett, sondern nur gut im Stande. Fette Hämmel galten im vorigeu Sommer 8 Thlr. 15 Sgr. Zu diesem Preise ging eine Lieferung von 40 Stück nach England. Ein zweiter, ebenso starker Transport wanderte, zu 7 Thlr. pro Stück, dahin. Das Pfund Hammelfleisch kostete damals zu Cleve $3,_{66}$ Sgr. Dies ist ein, im Vergleich mit dem theuern Elberfeld, wo das Schöpsfleisch in den letzten Jahren durchschnittlich 3 Sgr., wenn die Gemüse gut gerathen waren, auch nur $2,_5$ Sgr. kostete, ein sehr hoher Preis. Jedoch muß ich hinzufügen, daß ich letztere Angaben einer Hausfrau aus dem Arbeiterstande verdanke und diese für ihren Bedarf wohl mit geringeren Fleisch-

sorten fürlieb genommen haben mag. Auch sind bekanntlich im vorigen Jahre die Fleischpreise allenthalben sehr gestiegen.

§ 6. Federviehzucht, Bienenzucht und Fischerei.

Früher, als die oft ausgedehnten Brücher am Ufer des Rheins noch nicht unter die Glieder der, zu denselben berechtigten Gemeinden vertheilt waren, war auch die Gänsezucht nicht unerheblich und mag sich an den Ufern der Niers, im westlichsten Theile des Regierungsbezirkes, die ihres sanften Gefälles und der Stauungen wegen, welche durch die Mühlen hervorgerufen werden, mit schlechten Wiesen bedeckt sind, noch erhalten haben. Doch geht mir bestimmte Kunde darüber ab. Wesentlichen Abbruch hat auch die Stahlschreibfeder-Fabrikation hier, wie überall, der Gänsezucht gethan. Ob nicht auch die Einführung baumwollener Bettdecken in nicht bäuerlichen Haushaltungen, die Nachfrage nach Bettfedern vermindert hat, will ich nur als muthmaßende Bemerkung hinstellen. In den Rheingegenden sind wenigstens solche Decken, sowohl im Winter wie im Sommer sehr üblich, während man sich ihrer im östlichern Deutschland nur in der heißen Jahreszeit bedient.

Gelegentlich will ich hier auch anführen, daß die Theilung der Gemeinden und Brücher in Pommern und der Ukermark sehr auf Einschränkung der Gänsezucht eingewirkt hat. Während ich dort früher auf einzelnen Gütern, an einem Herbsttage achtzig und mehr Gänse schlachten sah, hält man jetzt nur so viele, als man in gewöhnlicher Weise auf den Scheunenhöfen durchbringen kann, weshalb denn auch die Zahl der üppigen Gänsebrüste sich verringert hat. Man könnte die starke Gänsezucht in dortigen Landen gewissermaßen als einen Rest der ursprünglichsten Wirthschaft ansehen, welche der Erzeugung von Gras und Heu für die Vierfüßer hat weichen müssen. Im ersten Augenblicke hielt ich einmal ein ukermärkisches Bauerbett fast für einen beladenen Frachtwagen.

H ü h n e r werden auf großen Höfen im Clevischen ungefähr 40 Stück, an Enten, das Viertheil dieser Zahl, gehalten. Die T a u b e n-

zucht bezeichnete man als sehr gering. Bei dem kleinen Umfang der Ländereien, selbst der s. g. großen Höfe, kann dies auch nicht anders sein.

Die Bienenzucht anlangend, so lauten die Angaben darüber verschieden. Nach einigen soll sie ziemlich beträchtlich, nach anderen schwach sein. In den Strichen, wo noch beträchtlichere Flächen Heidekrautland vorkommen und weißer Klee zum Abhüten gebaut wird, mag sich die Zucht noch gut gestalten, während der Honig im rothen Klee, wegen der Tiefe und Enge der Blüthenkelche, den Bienen bekanntlich sehr unzugänglich ist.

Die Fischerei ist sehr stark und ziemlich einträglich, mehr auf den Rhein und alte Lachen desselben als auf Teiche angewiesen, deren es im Kreise Cleve 195, Geldern 2018, Rees 1322, Duisburg 589 M. M. giebt. Die Quadratfläche des Rheines und der andern fließenden Gewässer innerhalb der Niederung, kann ich nicht angeben. Das fragliche Gewerbe wird fast nur von Pächtern der Fischereien betrieben.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß durch die, mittelst der Schaufelräder nahe am Ufer fahrender Dampfschiffe heftig aufgeregten Stromwellen, die Laichbrut der Fische weggeschwemmt und vernichtet wird; ebenso, daß in Folge dessen auch schon über wesentliche Verringerung an Fischen im Rheine geklagt wird. Hier kann dem Uebel vielleicht durch die neu entdeckte Kunst künstlicher Fischzucht abgeholfen werden; wenigstens theilweise.

Eine andere Quelle der Zerstörung der Fische ist in manchen rheinischen kleineren Flüssen und Bächen durch die Färbereien und chemische Fabriken an deren Ufern entstanden. Wenigstens hat im Düsselbach, der unseren Garten zu Pempelfort durchfließt, seit Vermehrung der Etablissements gedachter Art an seinen Ufern, die, in meiner Kindheit sehr zahlreiche und mannigfaltige Fischbevölkerung so abgenommen, daß von nur mäßig großen Fischen gar nicht mehr die Rede ist. Die an Zahl ebenfalls sehr schwache Menge kleinere Fische erreicht kein längeres Leben, so daß ich mir die Existenz derselben überhaupt, nur dadurch erklären kann, daß die junge Brut aus den höher gelegenen Gegenden des Baches herabkommt, um ihren frühen Tod zu finden. Von Krebsen, an

denen der Bach vormals sehr reich war, habe ich vollends keine Spur mehr wahegenommen.

Dritter Abschnitt.
Landwirthschaftliche Gegenstände allgemeiner Natur.

§ 1. Landgüterwesen.

Die größten Landgüter, in der Niederung haben nach Schwerz[1] 60—80 holl. M. (1 holl. M. = 3 M. M. 60 R.), die mittleren 25—40, die kleinsten 15, 20—24 holl. M. Die Steigerung der letzteren hätte er, ohne zu irren, auch von 10 M. anfangen können. Von den größten sagt er, sie haben ihre Aecker zusammenliegend, oft in Kämpen[2] einge-

[1] Schwerz, Beschreibung der Landwirthschaft in Westphalen u. Rheinpreußen. Stuttg. 1836. 2 Bde. Bd. II, S. 4.

[2] Schwerz versteht unter den, in Kämpen eingeschlossenen Gütern wahrscheinlich solche, wie er sie a. a. O. im Geldern'schen schildert, wo die Dörfer in langen Reihen aufgerichtet sind, so daß jeder Hof von einem umzäumten Raume eingeschlossen ist, dessen Breite dann ein langer, bis an die Flurgrenze, zwischen zwei Rainen fortlaufender Landstreifen, mehr oder minder, entspricht, welcher die Gesammtheit der zum Hofe gehörigen Grundstücke enthält. So scheinen auch die, westlich dicht bei Xanten, nebeneinander liegenden Höfe: Fingerhutshof, Wegendonkshof, Neuenhof und einige andere, auf der Charte nicht benannte Höfe angelegt zu sein, auf welche man die Beschreibung einer Dorfanlage bei Xanten a. d. J. 1282, wie sie Hr. Landau, (s. S. 26), nach der Urkunde (bei Binterim und Mooren: Die Erzdiöcese Köln, Urkbch. I. Nr. 163), erzählt. Das ist diesebe Anlageweise, wie ich sie in meiner Schrift: Forschungen über das Agrarwesen des Altenburgischen Osterlandes, ꝛc. Leipz. 1845, im Verlage (nicht in Commission) bei J. J. Weber. 4. 10 Ngr., (besonderer Abdruck aus Nr. 116 der Illustr. Zeitung), als diejenige auf „deutsches Recht" beschrieben und durch eine Abbildung erläutert habe; nur, daß von einem Anleger, seinen eigenen Rechten und denjenigen, sowie von den Obliegenheiten der Colonisten nicht, wie in Schlesien und bei den Hägerhufen in Mecklenburg ꝛc., die Rede ist. Hr. L., der sich in Friedemann's Zeitschrift für die Archive Deutschlands, Bd. II. H. 2. S. 144 ff., darüber moquirt, daß ich, in seinen Augen, als bloßer Schriftsteller und Lehrer der obscuren Landwirthschaft, offenbar ein unberechtigt Mitredender, es wage, mich seinem vornehm abweisenden Augurentone gegenüber, wie er sagt, „zum Spotte zu er-

schlossen, während die mittleren und kleineren in der Flur zerstreut liegen. Mir fehlte es bei meinem Aufenthalte in der Gegend an der Zeit, mir

heben" — ich verirrte mich wohl nur auf dem Wege zur gebührenden Andacht — dieser Hr. L. bringt auch in seiner genannten Schrift, S. 20—31, Flurarten unter einen Hut, deren Uebereinstimmung er weder aus eigenen, noch aus fremden Forschungen nachweist. Namentlich beziehe ich hier dies auf die Königshufe, gegenüber der Hägerhufe und derjenigen, welche ich a. a. O., in, auch noch jetzt vorläufiger Ermangelung eines besseren Namens, „Hufe auf deutsches oder fränkisches Recht" genannt. Hr. L. findet die Uebereinstimmung zwischen jener und den beiden letztern in dem Merkmale, daß in der Regel der ganze Complex der Güter in einem mehr oder minder oblongen Landstreifen bestehe, was für die, nach Königshufemaaß angelegten Güter noch lange nicht als allgemein zutreffend, in einem einzigen Falle vielleicht erst, nachgewiesen ist. Sicher weiß man nur, daß sie nach einem größeren, als dem gewöhnlichen Maaße abgesteckt wurden. Von ihren sonstigen Eigenschaften, Rechten und Leistungen, weiß ich gar nichts Näheres, auch Hr. L. erzählt nichts davon. Dergleichen kennen wir aber bei den Hufen auf deutsches Recht eine ziemliche Anzahl sehr genau. Hr. L., wenn er sie in dem, sonst von ihm benutzten Stenzel, oder nach diesem, bei mir hätte nachlesen wollen, könnte sie auch kennen. Durch Berücksichtigung derselben würde er aber mit seinen Generalisirungs-Bestrebungen in die Quere gerathen sein. Vom Oberschaar, was bei den Hufendörfern auf deutsches Recht in Obersachsen, wie in Schlesien vorkommt, nimmt er gleichfalls keine Notiz. Aber er verweist den Leser S. 23 auf die Gegend „zwischen der Mulde und der Pleiße und östlich der Pleiße in Sachsen-Altenburg." Geht nun der Leser hin zwischen die „Mulde und Pleiße," so wird er, je nach Verschiedenheit des Landstriches, abgesehen von Dörfern aus neueren Zeiten, auf solche von mindestens vierfach verschiedenem Ursprunge stoßen: auf slavische, thüringische, von Wiprecht v. Groitsch zu Anfang des 12. Jahrhunderts angelegte und solche auf deutsches Recht. Im Altenburgischen aber liegen „östlich der Pleiße" zwischen 40 und 50 slawische, dagegen nur etwa 20 Dörfer auf deutsches Recht, oder wie Hr. L. sagt, auf Königshufen, angelegte. Da ist es denn nicht schwer, an des gelehrten Herren Hand auf Holzwege zu gerathen. Seine „sogenannten" Königshufendörfer liegen im Altenburgischen da, wo ich sie in meiner Schrift, S. 11, durch die Grenze der slawischen ausgeschieden, und in Sachsen beginnen sie an der Pleiße bei der südlichen altenburgischen Landesgrenze, an der zwickauer Mulde bei Lunzenau, an der Freiberger bei Roßwein und Nossen. — Wo die „Pseudo-Königshufendörfer" in der Art angelegt, vorkommen, daß die Hufen strahlenförmig (L., S. 20) von dem, in der Mitte liegenden Dorfe ausgehen, was „hin und wieder" der Fall sein soll, wäre um so interessanter gewesen zu erfahren, als solche Fälle auf eine Zusammenlegung einer ursprünglich slawischen Flur deuten. Wirklich zeigte mir Herr Revisionsrath Schumacher in Schwerin ein solches Dorf, von dem er mir aber sagte, die Flur desselben sei erst in neuerer Zeit zusammengelegt worden. Ob es das Dorf

über diesen Punkt erschöpfende Auskunft zu verschaffen. Wer nicht ein näheres, wissenschaftliches Interesse an dergleichen Gesichtspunkten nimmt, weiß selten Bescheid über solche örtliche Verschiedenheiten zu geben, die jetzt anfangen, recht gewürdigt zu werden. Sie sind deshalb auch von Schwerz, wie ich mich inzwischen aus der Charte überzeugt, nur ungenügend nach Oertlichkeiten unterschieden worden. Bei Xanten, in N., O. u. S., um den Balberger Wald herum, giebt es im Complexe liegende Höfe. Den mir gewordenen Auskünften und Schwerz entsprechend, liegen wieder anderwärts die Aecker in der Flur zerstreut; ein Zustand, welcher durch den, in neuerer Zeit so lebhaften Verkehr mit Grundstücken noch mehr eingerissen ist.

So weit ich in v. Viebahn's, S. 2, angeführtem Werke, Abth. II., mittelst genauer Durchsicht habe nachkommen können, giebt es in den beiden Kreisen, Cleve, mit $9,_{045}$ □M., und Geldern, mit $19,_{403}$ □M., zusammen $28,_{448}$ □M., zu welchen unsere Niederung gehöt, 41 Rittergüter. Jedoch ist das v. Viehnbahn'sche Ortsregister in diesem Punkte nicht genau. Aus Abth. I., S. 205, geht hervor, daß im ganzen Reg.-Bezirk Düsseldorf = $95,_{088}$ preuß. □M., an Rittergütern 171 enthalten sind, während ich aus dem, schon sehr speciellen, 4733 Nummern zählenden Ortsregister in Abth. II., nur 130 solcher Güter habe auslesen können. Ein näheres Eingehen in die Sache würde also kein sicheres Resultat vermitteln.

Doch will ich folgende, nicht uninteressante Bemerkung hersetzen.

Goddien i. A. Schwerin war, weiß ich nicht mehr. Dessen Flur finde ich von solcher Gestalt in der mecklenburgischen Generalstabs-Charte. Ich vermuthe aber, es sei noch ein zweites vorhanden; indeß vermag ich es jetzt nicht wieder aufzufinden. Die Zusammenlegung slawischer Fluren zu solchen auf deutsches Recht, ist — das wiederhole ich Hrn. L., der, weil es ihm unglaublich scheint, es bezweifelt, nochmals, und werde es seiner Zeit erhärten — schon aus dem 12. Jahrhundert nachweisbar. Auf solche Specialissima gestützt, weise ich auch Hrn. L's. Redensart: „Widerlegung", (S. 51. Note 1.) als ledigen „Widerspruch" zurück. Wie leicht sich mein sehr gelehrter Gegner verfängt, geht daraus hervor, daß er, die Bezeichnung der Hufen (S. 51.) mit nationalem Namen verwerfend, S. 93. selbst von „slawischen und deutschen" Hufen spricht. — Ueberhaupt ist Hrn. L's. Hufensystem ein scholastisch zerfahrenes.

Durch Aufsuchung der aufgeführten 130 Rittergüter in der Generalstabs-Charte[1] habe ich gefunden, daß auch, wo die Localitäten dazu Anlaß bieten, dieselben, mit sehr wenigen Ausnahmen, nicht burgmäßig auf Bergvorsprüngen oder Scheiteln, sondern, mit einem Worte, bequem landwirthschaftlich angelegt sind.

Was die bäuerlichen Verhältnisse betrifft, so überträgt der Familienvater noch immer gerne das Gut einem seiner Söhne und findet die übrigen Kinder in der Weise ab, daß der Hinauszahlende bestehen kann, wenn wenigstens die Zahl der Geschwister eine beschränkte ist. Stirbt aber der Vater früh, oder ohne Testament, und die Kinder können sich nicht einigen, so wird in der Regel das Gut zersplittert. In der neueren Zeit hat auch, in Folge der abnehmenden Pietät für die alten, dem ganzen Familienwesen frommenden Einrichtungen, die Sitte, einen der Söhne auszuwählen, doch nachzulassen angefangen, worüber man sich im Grunde nicht wundern darf, da das französische Gesetz nur die Bevorzugung um $^1/_{14}$ gestattet.

Es ist also nöthig, daß der Vater die übrigen Kinder verständige, wenn er dieses Maaß zu Gunsten eines der Geschwister überschreiten will. Wo dieß nicht gelingt, kann die Begünstigung, nur um ein Vierzehntheil, nicht sehr lockend sein, sich dafür in die Sorgen der Auszahlung zu stürzen. In Folge dessen sind, nach Anfang der französischen Zeit, sehr viele Höfe zerrissen worden und häufig zwei, auch wohl drei aus einem entstanden.[2] Von manchen sind die Felder an Nachbaren gekom-

---

[1] Maaßstab. Für Westphalen und Rheinprovinz, $\frac{1}{80000}$, für die östlichen Provinzen, $\frac{1}{100000}$.

[2] Während des Druckes stoße ich auf ein, in agrarhistorischer und in Hinsicht auf seine Zeit höchst interessantes Document Karl's des Kahlen aus dem Jahre 864, dessen Bestimmung für das damalige Frankreich dem wissenschaftlichen Werthe keinen Abbruch thut. Da wir hier verwandte Gegenstände besprechen und ich mich im Augenblicke nicht entsinne, das Document in Schriften über das Agrarwesen schon benutzt gefunden zu haben, möge es hier eine Stelle finden. Karl sagt im Wesentlichen Folgendes:

Sintemal an einigen Orten die Colonen ihr Erbe, d. h. die Hufen, welche sie inne haben, nicht nur an ihres Gleichen, sondern auch Geistlichen und Anderen verkaufen und sich nur den Sitz vorbehalten, die Dörfer dadurch aber so heruntergebracht

men, oder es haben sich neue Kathstellen auf ihnen gebildet. Wenn es kein Irrthum ist, was man mir sagte, daß nämlich die Bauerhöfe im Ganzen wenig verschuldet seien, so ist dies ein indirectes Anzeichen dafür, daß die Uebernahme selten sein müsse. Gelingt die Verständigung unter den Geschwistern, dann findet häufig auch das Ausbedingen eines Hausrechtes für den Nothfall statt, welches man sich durch einen rechtsgültigen Act sichert.

Ein natürliches Ergebniß dieser Zustände ist, daß neben der Zersplitterung, theilweise auch durch dieselbe, viele Bauerhöfe an schon angesessene reichere Landwirthe, in nicht wenigen Fällen aber auch an städtische Capitalisten gelangt sind, welche, theils zur Unterbringung ihrer Gelder, theils um des Gefühles willen, Grundbesitzer zu sein, sehr hinter solchem Erwerbe her sind. Namentlich sind im Clevischen viele Höfe in solchen, mitunter eine beträchtliche Zahl in vereinigenden Händen.

So schwindet denn der selbstständige Bauerstand immermehr zusammen; abhängige Pächter treten an deren Stelle und Käthner, größere wie kleinere. Da muß man denn leider der Entwicklung englischer Zustände entgegensehen. Wir wollen diese Resultate der Mobilisirung des Grundeigenthums, so wenig nach oben, wie nach unten, gefallen. Die Mobilisirung ist naturwidrig, weil sie die Festig-

werden, daß nicht blos die Steuern aus denselben nicht können entrichtet, sondern auch, welche Ländereien zu den einzelnen Hufen gehören, schon nicht mehr zu ermitteln ist, so befehlen wir den weltlichen und geistlichen Dienern, darauf zu halten, daß dieß nicht ferner geschehe, damit nicht die Dörfer verödet und außer der Verfassung gebracht werden. Was von den einzelnen Hufen ohne Erlaubniß der Obrigkeiten verkauft worden, soll wieder eingezogen und denselben einzelnen Hufen oder Weinbergen, damit sie ihre Abgaben und Dienste neuerdings leisten können, nach „Qualität oder Quantität" wieder zugelegt werden. Vergl. Baluzius, Cap. reg. Francor. Tom. II. pag. 188. § 30. — In dem vorhergehenden § verordnet Karl, daß die Colonnen, welche Mergel karren müssen, es zu thun sich aber weigern, weil vielleicht in vorvergangenen Zeiten noch kein Mergel gefahren worden, welcher an vielen Orten zu Zeiten seines Großvaters und Vaters zu karren angefangen worden sei, dieß unweigerlich zu thun haben. — Das Letztere zur Ergänzung von Note 3 S. 31, wobei neuerdings zu beachten, daß das Mergeln an manchen Orten schon eine sehr alte Sache war.

keit der Fundamente der Gesellschaft zerfrißt, nur Junkerthum auf der einen, Proletariat auf der anderen Seite schafft, nichts weniger als Gleichheit. Die Einrichtung von Majoraten und ähnlichen Instituten hat ihre Härten: es ist nicht zu leugnen. In der Regel hat man aber nur diese im Auge, nicht die Vortheile, welche sie den Familien im Ganzen und dem Gemeinwesen bringen; und seit dem Bürgerlichen nicht mehr, wie vor anno 6, die höhere Laufbahn im Dienste verschlossen, ebenso der Boden von den Feudalfesseln erlöst ist, fällt auch ein fühlbarer Theil jener Härten weg.

In diesem Augenblicke mag die entstandene Lage der Dinge noch nicht so drückend erscheinen, da man bei langem Frieden und regem industriellen Fortschritte, die Nachtheile noch nicht so bemerkt. Allein, bricht wirklich der so drohende, selbst im englischen Parlament als ein voraussichtlich langer und furchtbar angesehener Krieg los, so werden sich, nach Beendigung desselben, die Folgen schon zeigen. Man wird eine Grundaristokratie, klein an Zahl, aber groß an Macht haben. Auch diese aber, weil sie naturwidrig ist, wird sich auf die Dauer nicht behaupten, durch Uebermuth ihre Existenz selbst untergraben und der Natur der Dinge helfen, das gestörte Gleichgewicht herzustellen. So lehrts die Geschichte; so wird sie's stets wiederholen.

Zwischen den Bauerhöfen zweiter Größe und den Käthnern besteht, wie überall, eine Mittelstufe von Gütchen, welche 8 bis 24 M. M. umfassen. Diese behaupten sich eher, wie Alles, was durch strenge Nöthigung zur Erhaltung der Existenz ganz besonders auf Fleiß und Sparsamkeit angewiesen ist. Sie stehen in der sichernden Mitte zwischen verführerischem Luxus und drückendem Mangel, bieten aber freilich dem Ganzen keinen sehr ergiebigen Kraftnachhalt. Da solche Stellen, ihrer Kleinheit wegen, dem Nachtrachten der Capitalisten mehr entzogen bleiben, so halten sie sich auch mehr in mäßigen Preisgrenzen, so daß sich die Behauptung in den Familien erleichtert. Sie haben, wie die größeren Gemeindeglieder, an noch ungetheilten Communweiden einen verhältnißmäßigen, nach Viehfüßen berechneten Antheil.

Die kleinen Käthnerleute, von 4 bis 8 M. M., leben theils selbst-

ständig auf denselben und kommen, je nach Größe und Tragbarkeit der Besitzung, Ordnungsliebe, Zahl der Kinder, Gesundheit, Verschonung mit sonstigen Unglücksfällen, wie überall, mehr oder weniger gut durch. Man nimmt im Allgemeinen an, daß, auf gutem Boden, Besitzer von 5 M. M., wenn nicht mehr als 4 Kinder im Hause sind, sich forthelfen können, ohne auf Tagelohn zu gehen. Häufig sind diese kleinen Stellen aber mit Schulden belastet. Der rentable Tabakbau erleichtert in neuerer Zeit solche Existenzen wesentlich.

Schwerz giebt, S. 7, nach übereinstimmenden Berichten, als die zweckmäßigste Größe der Wirthschaften auf dem linken Rheinufer in der Niederung 80 bis 100, auf dem rechten 40 bis 60 holl. M. an. Ich beobachtete," fügte er hinzu, „daß die Hauptsache in den Niederungen aus Wiesen oder Mastweiden besteht." Worin dieser Unterschied in der Zweckmäßigkeit der Größe liegt, da Schwerz keinen sonstigen Unterschied für beide Ufer angiebt, verstehe ich nicht.

Die Pachtzeit ist, ebenfalls nach Schwerz, auf dem rechten Ufer von 6, höchstens 12 Jahren, auf dem linken von 3, 6 bis 9 Jahren. Zwischen dem Preise der Güter und dem Pachtgelde findet oft ein nicht ausreichendes Verhältniß statt, welches sich zum Theil aus dem Werthe, welches die Capitalisten auf Grundbesitz legen, ergiebt.

§ 2. Arbeiten im Tagelohn und im Accord.

Die Arbeiten geschehen theils um Tagelohn, theils im Accord. Die zweite dieser Lohnformen wird in großem Umfange angewendet, indem die ganze Heu- und Getreideernte fast überall auf diesem Fuße vollzogen wird.

Bei Alpen werden für das Abhauen aller Getreidearten pro M. M. 9 Sgr. und für 100 Garben aufzubinden 9 Pf. gegeben. Was ungebunden bleibt, wird im Tagelohne geerntet. Kartoffeln und gelbe Rüben theils ebenso, theils im Accord. Für 1 M. Kartoffeln auszumachen und auf Haufen zu tragen, giebt man auf leichtem Boden 2 Thlr. $22^1/_2$ Sgr., auf schweren 3 Thlr. 4 Sgr. Gelbe Rüben, zu denen in der Regel ungedüngtes Land vom Bauer hergegeben, ge-

pflügt, von den Leuten aber ohne Vergütung rajolt wird, werden um die Hälfte der Ernte ausgemacht. In der Scheune werden 10 Garben Winterfrucht um 5 Sgr. gedroschen, gereinigt und auf den Boden getragen; Sommergetreide drischt man ebenso um 4 Sgr., Hülsenfrüchte aller Art im Tagelohn. Säen, welches am ganzen Niederrhein aus dem Säekorbe geschieht, wird in Ham mit $2^1/_2$ Sgr. pro holl. M. vergütet.

Bei Calcar, wo auch der holl. Morgen zu Grunde gelegt wird, gelten folgende Sätze.

Für das Mähen und Trocknen des Heues von unbehüteten Wiesen wird 5 Thlr. bis $5^1/_2$ Thlr. gegeben.

Das Getreide und die Oelgewächse werden, wenn der Stand der Früchte nicht zu dünn ist, mit der großen Hausichel oder dem sogenannten Sichet, der öfter in Schriften erwähnten Sense mit ungefähr halb so langen Sensenbaum als bei der gewöhnlichen Grassense und einer Handhabe, abgemäht. Sonst geschieht es mit der Korbsense, oder auch, namentlich bei Oelgewächsen, mit der krummen Handsichel. Beim Sichethau kommt auf zwei Hauer ein Binder. Die Garben sind so dünne, daß sie sich mit zwei Händen umspannen lassen und werden mit unmittelbar von ihnen selbst entnommenen Seilen gebunden. Bei Calcar und auch anderwärts stellt man sie zu je acht zusammen und umschlingt sie mit einem Gesammtseile von leerem Stroh, wodurch das Getreide außerordentlich gegen den Einfluß der Nässe geschützt wird.

Für den holl. Morgen Halmgetreide abzuhauen, werden 23 Sgr., für das Binden $11^1/_2$ Sgr. und für das Aufstellen 4 Sgr. bezahlt. Das Mähen des Kleees wird, je nachdem er dick steht, mit 20 bis 25 Sgr. bezahlt. Trockenmachen desselben, wobei nicht gestreut, sondern nur in den Schwaden gewendet wird, geschieht taglohnend. Abmähen der Hülsenfrüchte wird, je nach dem Stande und Gewichte, mit 1 Thlr. und 1 Thlr. 10 Sgr. vergütet; ebenso das des Buchweizens.

Ueber die Accordarbeiten bei den Wiesenumzäunungen ist schon unter Wiesen und Weiden gesprochen.

Zu 100 Stück Holzschanzen das Reisig abzuhauen und es zu binden, giebt man 10 Sgr. Das Roden geschieht um die Holzstöcke.

Aus dem Clever Ham endlich noch folgende Notizen. Dort wird die Getreideernte nach Feimen berechnet. Ein Feimen ist gleich 100 der oben beschriebenen Garben. Für das Mähen, Binden und Aufsetzen eines solchen, deren man im Durchschnitt 30 auf den holl. M. rechnet, werden $2^1/_2$ Sgr. bezahlt. Für alle Früchte, welche nicht gebunden werden, also auch für Erbsen und Wicken, giebt man für genannte Flächen einen Thaler. Das Heumähen geschieht daselbst in der Regel im Tagelohn.

In der Gegend um Alpen werden im Sommer, bei elf Arbeitsstunden, den Männern 7 Sgr. gegeben, im Winter durch die Bank 6 Sgr.; bei Beköstigung 4 Sgr. Die Weiber erhalten resp. 5 und 4 Sgr. Wie es bei diesen im Winter mit der Anrechnung der Kost gehalten wird, weiß ich leider nicht zu sagen.

Den Sommer über erhält der Mann bei Calcar einschließlich der Beköstigung 3 Sgr., ausschließlich derselben 6 Sgr.; im Winter resp. $2^1/_2$ und 5 Sgr. Komisch! Als ob die Leute im Winter weniger äßen! — Weibspersonen empfangen denselben Lohn, weil sie keinen Mittagsschlaf halten und bis zum Nachtessen arbeiten, während die Knechte um 7 Uhr Abends oder mit Sonnenuntergang aufhören.

Im Ham dauert die Arbeitszeit von früh 6 bis 12 Uhr Mittags, Nachmittags von 2 bis 8 Uhr. Mit dem 8. September beginnt das Tagewerk am Nachmittage schon um 1 Uhr. Die Männer empfangen von Walpurgis bis Ende October 6 Sgr., nachher 5 Sgr. Sie werden nur bei Düngerfuhren in die Kost genommen, damit Knechte und Perde nicht auf ihr Eintreffen zu warten brauchen.

Die Weiber verwendet man wenig zu Feldarbeiten und geschieht es, so ist ihr Lohn um 1 Sgr. geringer als der der Männer. Für Beköstigung erleiden sie 2 Sgr. Abzug. Erhalten sie diese, so beginnen sie in der frühesten Stunde mit dem Hausgesinde und halten die übrigen Stunden wie gewöhnlich aus.

§ 3. Gesindelohn und Kost.

Ein erster Pferdeknecht erhält bei Alpen 40, ein zweiter 26, ein dritter 18, ein Junge 10, eine Köchin 20, eine Viehmagd 13 Thlr.;

bei Calcar der Meisterknecht 40, der Untertreiber 20 bis 25 Thlr., Jungen, wie bei Alpen. Viehmägde verdienen 18 bis 20 Thlr., Hausmägde 3 bis 4 Thlr. weniger. Nebenverdienste finden nicht statt.

In der Regel wird in Ham auf 3 Pferde ein Knecht mit 30 Thlr. Lohn angenommen. Zu Nebenverdiensten ist, außer Trinkgeldern beim Pferdeverkauf und von Gästen, auch hier nicht Gelegenheit. Ein Bau- oder Schirrmeister erhält 35 Thlr., ein Enke oder Kleinknecht 20, ein Junge 8 Thlr. Die Mägde erhalten ohne Unterschied, in Ham 15 Thlr., da sie Haus- und Wirthschaftsmägde zugleich sind, indem sie nur die Schweine füttern, während das Großvieh von Knechten besorgt wird, denen auch alles Ausmisten obliegt. Wo die Weidewirthschaft nicht so ausgedehnt ist, giebt es Viehmägde mit 18 bis 20 und Hausmägde mit einem 3 bis 4 Thlrn. geringeren Lohne. Das Handgeld beträgt bei einem Knechte 1 Thlr. 16 Sgr., bei den Mägden 1 Thlr. Dieses wird nur dann in den Lohn eingerechnet, wenn das Gesinde wegen Unbrauchbarkeit außer der Zeit entlassen werden muß. Der Miethcontract ist einjährig und beginnt zu Walpurgis.

Da große Güter selten sind, so kommen auch Verwalterstellen wenig vor. In den vorhandenen Fällen wird entweder ein Procentsatz vom Reinertrag festgesetzt, oder ein normirter Gehalt, welcher bis zu 200 Thlrn. nebst freier Station steigt. Wirthschafterinnen erhalten 30 bis 40 Thlr.

Die Beköstigung des Gesindes hat bei Calcar und im Ham einiges Abweichende von den weiter aufwärts liegenden Districten. Ueber die bei Alpen vergleiche den Abschnitt über die Bönninghard, § 2.

Die Leute erhalten Morgens, statt Butterbrod, Buchweizenpfannkuchen mit Speck, bei den Katholiken Freitags in Oel gebraten, und im Ham insbesondere, statt der Suppe, Kaffee mit Cichorien versetzt; statt der Butter zum Brode, Schweinefett, und zwar nach Belieben. Sonntags wird an Stelle des Kuchens zugemessenes Weißbrod gegeben. Die Katholiken genießen Freitags zu Mittag Kartoffeln mit süßer oder Buttermilch. Im Ham ist auch üblich, vom 1. Mai bis 8. September den Knechten um 4 Uhr Nachmittags ein Butterbrod zu verabreichen. Bei Calcar erhält im Hause arbeitendes Ge-

finde zu dieser Stunde das ganze Jahr hindurch Thee mit Butterbrod, die Knechte ein solches nebst 1/2 Maaß Bier. Man giebt es ihnen schon Mittags mit auf die Arbeit.

An geistigen Getränken wird im Ham nur in der Ernte etwas Kartoffelbranntwein gereicht, bei Calcar dann uud wann auch Bier. Dieß geschah früher auch in jenem District und verursachte oft ein Consum von 25 bis 30 Ohm jährlich, weshalb man sich davon losgemacht hat. Das Bier kostet im Durchschnitt 1 Thlr. 10 Sgr. für 60 Quart. Nicht selten brauen es die Leute selbst und zwar von mäßiger Stärke.

§ 4. Häusliche Verhältnisse der Tagelöhner.

Ueber Lohn- und Beköstigung wurde schon gesprochen.

Die Leute besitzen häufig ein kleines Eigenthum von durchschnittlich 3 M. M., haben es aber selten schuldenfrei. In ersterer Beziehung muß man sie zu den kleinsten Grundeignern zählen.

Wohnen die Leute pachtweise — in der Regel auf einjährige Kündigung — so halten die Kotten ebenfalls im Ganzen 2 bis 3 M. M. und 1/2 M. Garten. Bei Alpen wurden in einem Falle für Wohnung, mit Stall und Deel, 2 M. Ackerland und 1/2 M. Garten, 18 Thlr. Pacht bezahlt und pro M. Ackerland 3 Thlr. gerechnet. Je nach Beschaffenheit des Bodens werden für die Stellen von 3 M. auch 20—30 Thlr. bezahlt. Die regelmäßig wiederkehrenden kleinen Reparaturen, auch an Scheiben, trägt der Bewohner; die übrigen der Verpächter.

Meistens enthalten die Wohnungen einen Vorplatz, der im Sommer zugleich zum Kochen am Heerde dient, eine Stube und ein oder zwei Kämmerchen; in ganz kleinen Kotten auch nur eine Stube, in welcher man auch schläft und im Winter, auf einem eisernen Ofen mit abnehmbarer Platte, kocht. Wo kein, durch eine Wand abgeschiedener Stall ist, steht die Kuh, in seltenen Fällen eine Ziege, im Vorplatz und man kocht dann auch im Sommer in der Stube. Bei den Eigen- und Pachtstellen von circa drei Morgen und mehr, hält man in der Regel eine Kuh und ein, oft zwei Schweine, welche Thiere durch Zusammen-

raffen alles Freßbaren, auch wohl durch Zukauf eines „Kärrchen Heu,“ durchgefüttert werden. Dazu hilft auch wesentlich das Zusammenrechen der Quecken auf den Feldern größerer Eigenthümer. Man drischt dieses, zuweilen zu hübschen Schobern sich anhäufende, treffliche Futterunkraut auf dem Acker sorgfältig ab, bringt es auf dem Schiebkarren nach Hause, setzt es dort entweder wieder in einen gedeckten Schober oder unter Dach und giebt es, damit die, sich oft wiederbelebenden Wurzeln nicht, zum Nachtheil des eigenen Landes, in den Dünger kommen, im Winter dem Viehe gebrüht.[1]

Das Ackerfeld der Kathstellen wird zum dritten Theile mit Roggen, zum anderen mit Kartoffeln, zum letzten mit Klee, Spörgel, Erbsen, Buchweizen u. dergl. bestellt. Die Ackerarbeit geschieht entweder vertragsmäßig vom Verpächter, oder wird von anderen Nachbarn verrichtet. Stehen beide Theile in einem gegenseitigen Verhältniß, auch als Lohnherr und Diener, zu einander, so wird, nach einem Tagewerke berechnet, für 2 Pferde 1½ Thlr., für 1 Pferd 1 Thlr. gegeben, während

[1] Anderwärts, z. B. in der Oberlausitz, habe ich gesehen, daß kleine Leute die Quecken an der Sonne trocknen und dann als Einstreu benutzen. „Mit Unsinn kämpfen Götter selbst vergebens!“ Bei einem längeren Aufenthalte zu Kaufungen bei Penig in Sachsen, bemühte ich mich vergebens, die Tagelöhnerweiber, welche beim Kartoffelhacken alle übrigen brauchbaren Unkräuter für die Kuh zusammen trugen, zu veranlassen, dieß auch mit den Quecken zu thun. Eigentlich sollten es sich in solchen Gegenden die größeren Landwirthe zur Pflicht machen, den unerfahrenen, für das Neue nur durch überzeugenden Wahrnehmungen des Nutzens zu gewinnenden kleinen Leuten, mit dem Beispiele einige Jahre hindurch, wenn auch mit den Quecken von einem einzigen Stücke, voran zu gehen. Macht man einen solchen Vorschlag, so heißt es entweder: „Wir haben Futter genug,“ oder: „Wir brauchen die Arbeiter zu dringenderen Sachen,“ oder: „Das würde sich schlecht bezahlen.“ Solche Gründe sind aber, der Sorge für's Gemeinwohl gegenüber, unstichhaltig, und ferner „bezahlt sich's“ dennoch; indem man durch Queckenzusammenschleppen, namentlich, wo Haken und Egge viele aus dem Boden herausbringen, ohne große weitere Arbeit einen hübschen Schober des vorzüglichsten Futters erhält, an welchem nicht immer Ueberfluß ist. Dann aber werden die größeren Landwirthe, wenn ihnen die Kleinleute das Verfahren erst nachgeahmt haben werden, sich weniger durch Felddiebstähle verkürzt sehen. Später mag man dann die Benutzung dieses Futters den Leuten allein überlassen und sich mit den indirecten Vortheilen begnügen.

im freien Verkehre die Sätze von respective 2—2$^1/_2$ Thlr. und 1$^1/_3$ Thlr. gelten. Manche behelfen sich auch mit der Ackerarbeit der Kuh, wenigstens zum Eggen, Walzen und Einfahren.

In neuerer Zeit bauen die Kleinleute entweder im Felde oder im Garten auch Tabak an. Der Gemüsebau wirft im Allgemeinen nicht viel ab, weil die Städte meistens klein sind und die Bürger derselben größtentheils eigene oder gepachtete Gärten besitzen.

Die Weiber gehen nicht oft auf Tagelohn, weil sie dann ihr eigenes kleines Hauswesen zu sehr außer Acht lassen müssen. Sie haben oft noch kleine Kinder, welche sich zwar, so lange sie noch ganz klein sind, zuweilen mit auf die Arbeit nehmen lassen, aber nicht mehr, wenn sie schon laufen können und dann, aus Langerweile, auf den Höfen anfangen unnütze Dinge zu treiben. Auch muß oft die Kuh auf den Rändern gehütet werden, oder es ist mit der Sichel Futter, auch im Busch und Wald Leseholz zu suchen, der Garten, das Feld zu besorgen. Zu Hause erwerben die Frauen in freien Stunden durch Spinnen, Waschen und Flicken, für Bauerfrauen und Knechte immer einen Nebenverdienst. Die Knechte erhalten, beiläufig gesagt, auf größeren Gütern und Höfen 2 Thlr. 15 Sgr. Waschgeld. Für 1 Pfd. gesponnenes Flachsgarn werden außer dem Hause, je nach Ausfall der Arbeit, 5—6, für geringeres 4, für Werg 2$^1/_2$ Sgr. gewährt. Durchschnittlich gab man pro Tag 4 bis 5 Sgr. Spinnverdienst an. Wird im Hause gesponnen, so werden 2$^1/_2$ Sgr. und die Kost gegeben.

Die zu leichter Arbeiter schon brauchbaren Kinder werden in den Sommermonaten, bei schulfreier Zeit, ebenfalls zum Verdienst herangezogen, und erwerben durch Nachrechen, Kartoffellesen u. dergl., 2—3 Sgr. täglich.

Der Tagelöhner giebt, als Glied der untersten Steuerklasse, für sich und die Frau 1 Thlr. Klassensteuer, der unverheirathete ebenso viel. Jedes Kind über 14 Jahre, auch wenn es bei den Eltern bleibt, zahlt 15 Sgr. Als Schulgeld gab man 3 Sgr. pro Kind und Monat. — Zu Communallasten trägt die unterste Classe nichts bei, auch nicht zu Kirchenanlagen. Nur Accidentien entrichtet sie.

Den Bedarf an Getreide betreffend, so rechnet man für ein Ehe-

paar, mit 5 Kindern, in 3 Wochen 1 berl. Schfl. Roggen und das ganze Jahr 1 Schfl. Weizen, zum Kochen und Verbacken. Wenn sie auch während des Sommers in der Stube kochen müssen und sich nicht wesentlichen Zuschuß an Leseholz verschaffen, so brauchen sie 25—30 Schfl. Gries, zu 5—5½ Sgr., im Durchschnitt also etwa für 4½ Thlr.[1]

§ 5. Brennmaterial.

Das allgemeinste Brennmaterial ist die Steinkohle. Sie wird bei den kleinen Leuten, wie schon erwähnt, in runden, zugleich zum Kochen eingerichteten Stubenöfen gebrannt. Die Wohlhabenderen kochen auf Fernüssen (Feuernissen), mit mehreren Topflöchern, bei denen sich die Kochgeschirre, mit concavem Boden, unmittelbar über der Flamme befinden. Kleinere und schwächere Siedungen geschehen auch, indem man Gefäße mit flachem Boden auf die Ofenplatten stellt.

In Folge der hohen Holzpreise werden die Fernüsse, auch bei den größeren Bauern, welche früher im Sommer am freien Heerdfeuer kochten, im Heerdraume angebracht.

Die Steinkohle wird theils in großen Blöcken von 1—½ Kubikf., theils in kleineren mit Gries, d. h. kleinen Trümmern der Steinkohle, gemischt, nach Gängen verkauft. Ein Gang Fettkohle à 144 Pfd. kostet 8—9 Sgr. Gries wird jetzt nach preuß. Scheffeln verkauft. Als Durchschnittspreis gab man 5½ Sgr. an. Der Name kommt von Gereiß.

Wo sie in der Nähe zu haben sind, werden auch Braunkohlen und Torf gebrannt. Im Clevischen wußte man über die Preise der Braunkohlen mir nicht zu berichten. Häufig ist deren Verwendung am Rheine nicht. Bei Alpen gab man für das Tausend Torfziegeln, je nach Qualität und Entfernung, 1½ bis 2 Thlr. an.

Es versteht sich von selbst, daß, wie auch schon angedeutet ist, die

---

[1] Herr Peter vom Rath, auf Lauersfort bei Meurs, hat die Einrichtung getroffen, daß alle, in seinen Kathstellen wohnende Dienstleute zu jeder Zeit Arbeit bei ihm erhalten, wogegen sie sich, billiger Maaßen, einen etwas geringeren Lohn gefallen lassen.

Tagelöhner und Kleinkäthner an Leseholz zusammentragen, so viel sie können. Ueber den baaren Aufwand für den Mehrbedarf ließ sich, wie leicht einzusehen, kein Durchschnitt angeben.

§ 6. Landwirthschaftliche Nebengewerbe.

Ueber die Käsefabrikation haben wir schon S. 41 gesprochen. Wenn man aus der Zahl der, im Jahre 1846 im Regierungs-Bezirk Düsseldorf befindlichen 1037 Bierbrauereien und der 1233 Branntweinbrennereien aus Getreide, Kartoffeln und anderen Vegetabilien, der größten Zahl von dergleichen Anstalten im Vergleich mit allen übrigen 25 Verwaltungs-Bezirken des preußischen Staates, den Schluß ziehen wollte, daß diese Gewerbe am Niederrhein so häufig und in gleichem Umfange mit der Landwirthschaft verbunden seien, wie in den östlichen Provinzen, so würde man sehr irren. Diese Zahlen sind indeß um so auffallender, als der Regierungs-Bezirk Breslau in beiden Beziehungen die zweite Stelle, mit nur 661 Brauereien und 649 Branntweinbrennereien, einnimmt. Schon der Umstand, daß im düsseldorfer Bezirke in den Brauereien 1308 und in den Brennereien 1435 Arbeiter beschäftigt sind, so daß also auf je eine von beiderlei Anstalten nur sehr wenig über einen Arbeiter kommt, unter welchen wohl in vielen Fällen sogar der Besitzer selbst mit zu verstehen ist: daß dagegen im breslauer Bezirke respective 1181 und 1018 Arbeiter den Anstalten zur Seiten stehen, zeugt selbstredend dafür, daß am Niederrheine in dieser Beziehung eigenthümliche Verhältnisse obwalten. Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, zu erwähnen, daß viele Bauern sich einen Hausbiertrunk bereiten, der sich oft nur auf ein einziges oder zwei kleine Gebräude beschränkt. In Folge dessen wird solches Nebengeschäft nun in den statistischen Tabellen als „Brauerei" aufgeführt.

Was die Brennereien insbesondere anlangt, so beruhen sie größtentheils auf Bereitung von Kornbranntwein in sogenanntem landwirthschaftlichem Betriebe, der gesetzlich nur eigenes Erzeugniß verarbeiten darf. Es ist nämlich bekannt, daß die geringe Classe am Rheine fast nur Kornbranntwein zu trinken gewohnt ist, obgleich reiner Kartoffelbrannt-

wein fuselfreier ist. Uebrigens verstehen die rheinischen Brenner, obgleich sie meistentheils lediglich die alten Apparate über freiem Feuer besitzen, durch lange Erfahrung und große Sorgsamkeit in der Abwartung der einzelnen Processe, ein ebenso gutes, ja oft besseres Produkt zu erzielen, als die großen Brennereien in den östlichen Provinzen, mit ihren großen, nach allen Fortschritten der Wissenschaft construirten Apparaten und den ebenso wissenschaftlich geleiteten Verfahrungsarten in Bereitung der Hefe.

Diese Erläuterungen genügen indeß nicht vollständig, die Ursache der großen Zahl beider Gewerbsanstalten zu erklären. Sie beruht noch wesentlich mit auf der Viehmast. Der Bezirk ist nicht groß und fruchtbar genug, um den nöthigen Bedarf an Fleisch und sonstigen Thierproducten zu erzeugen, und außerdem würde es schwer halten, ohne großen Fleischverlust auf dem Transport, den nöthigen Vorrath von Fettvieh herbeizuschaffen. In Folge dessen verbinden auch die nicht landwirthschaftlichen Brenner und Brauer nicht nur sehr häufig mit ihrem Gewerbe das der Viehmast, sondern verkaufen auch noch sehr viel Spüligt (Schlempe) und Biertrebern an solche kleine Leute, welche nicht genug Futter erbauen, um ihre Milchkühe und ihre Schweine zu erhalten und respective zu mästen. Dieß ist vorzüglich in der Nähe größerer Städte der Fall.[1]

Die Versuche, welche man am Rheine mit Runkelrüben-Zucker-

[1] Es ist dieß eine Sache, welche in anderen Gegenden mehr nachgeahmt zu werden verdient, als es geschieht. Hier in Sachsen z. B. ist es mir bekannt geworden, daß die kleineren Wirthe die Schlempe so wenig achten, daß sie selbst zu Zeiten, da sie dieselbe um ein sehr Geringes aus großen Brennereien kaufen könnten, nämlich dann, wann die Schafe ausgetrieben werden, also die, auf einen großen Betrieb basirte Schlempemasse nicht mehr ganz in der Wirthschaft verwendet zu werden vermag, dieses Futter doch ruhig auf die Aecker des Rittergutes fahren sehen, anstatt für ihren Viehstand Nutzen aus demselben zu ziehen Nichtsdestoweniger sind die Wiesen bei dem mir vorschwebenden Dorfe, kalt, trocken und häufig Sommerüberschwemmungen ausgesetzt, und der lehmige Sandboden der Aecker ist nur durch gute Behandlung, Düngung und zweckmäßige Fruchtfolge, welche sämmtlich bei den Bauern noch zu wünschen übrig lassen, zu ergiebigem Ertrag an Stroh und Futterkräutern zu bringen. Einestheils scheuen sich die Leute davor, ihrem Vieh ein so ungewohntes Futter zuzumuthen, an welches es sich doch nach allen Erfahrungen so sehr leicht gewöhnt; anderen Theils ist es thörichte Scheu vor der, wenn auch noch so einleuchtend vortheilhaften Geldausgabe.

Fabriken gemacht hatte, waren sämmtlich fehlgeschlagen. Sie kosteten die Unternehmer schwere Opfer; indem die Apparate als altes Material zu Spottpreisen wieder verkauft werden mußten, die errichteten Gebäude aber nutzlos dastanden. Der Grund des Scheiterns mag theilweise am Boden gelegen haben. Hauptsächlich stand aber das Uebel im Wege, daß sich die kleinen Rübenlieferanten nicht recht in das Verhältniß einschickten, und die Rüben nicht gehörig cultivirten.

Kartoffelstärke- und Syrupfabriken konnten wegen der hohen Preise des Rohstoffes bis jüngst auch nicht aufkommen. Jetzt fängt man indeß, wenigstens am Ober-Rheine, an, Traubenzucker aus Kartoffeln zur Vergährung mit Most und geringem Weine zu bereiten. Auch führt das Oberland zum unmittelbaren Consum viele Kartoffeln auf Kähnen, zur Versorgung der unteren Fabrikgegenden, herbei. Im vorigen Herbst gingen, von Coblenz und Adernach aus, sogar bedeutende Kartoffelsendungen vom Hunsrück, der Eifel und dem Westerwald nach Holland- und England.

Ziegeleien werden viele in lütticher Meilern betrieben. Das Tausend hartgebrannter Mauernziegel wird mit 5, weichgebrannter mit 4 und Hohldachziegel mit 10 Thlrn. bezahlt. Auch Kalköfen sind an den Stromufern im Gange, was sich aus dem daselbst geringeren Kohlenpreis im Vergleich mit demjenigen, in vielen Steinbruch-Localitäten erklärt.

§ 7. Landwirthschaftlicher Handel.

Wir haben schon bei Besprechung der einzelnen Gegenstände das Wesentliche über diesen Punkt mitgetheilt und es sei deshalb, der Bequemlichkeit für den Leser wegen, kurz wiederholt, daß die Einfuhr hauptsächlich in Vieh, zur Aufzucht und zur Mastung, und die Ausfuhr theils in denselben Gegenständen, theils in Getreide, vorzüglich Weizen, der besonders nach Holland verschifft wird, Tabak, Käse, Butter und Brennholz besteht.

Das Getreide wird theils von Mäklern auf den Höfen aufgekauft, theils in Proben zu Markte gebracht. Mit manchen Verzehrungsgegenständen hat sich erst seit Entstehung der Eisenbahnen das Mäklerwesen

in der größeren Art des Betriebes ausgebildet, wie es im östlicheren Deutschland schon lange entwickelt ist, wo z. B. Milch vom linken Elbufer täglich, Eier aus der Gegend von Erfurt, Butter aus dem, selbst so sehr bevölkerten Erzgebirge, nach Berlin geschafft wird.[1]

In neuerer Zeit kommen auch Eier, Würste und andere Gegenstände von fern her, selbst aus dem Waldeck'schen und Lippischen, auf die Märkte der niederrheinischen Städte.

In Sachsen lernte ich eine eigenthümliche, mit dem landwirthschaftlichen Productenhandel verschmolzene Classe von Leuten kennen, deren interessante, rastlose Thätigkeit für weitere Kreisen geschildert zu werden verdient. Diese Allerwärtsleute führen den ganzen Sommer hindurch ein nomadisirendes Leben, indem sie bald hier, bald dort ihre Hütte aufschlagen.

Zur Zeit, da die Kirschplantagen verpachtet werden, durchwandern sie mehrere Meilen weit ihre Umgegend, um sich über den muthmaßlichen Ausfall der Ernte und den zu bewilligenden Preis ein Urtheil zu bilden. Haben sie eine Pflanzung übernommen, so schlagen sie eine Strohhütte am Wege auf, schaffen ihre Betten in dieselbe und versehen das Obdach mit einigen, auf Pfosten genagelten Tischen und Bänken. Da

[1] Interessant war es mir in dieser Beziehung auch zu bemerken, daß man sogar in kleinen Seeschiffen geräucherte oder gesalzene Fische bis nach Berlin bringt, theils in Jollen bis zu 6 Last, oder Evern bis 11 Last. Auch Obst schifft man herbei und unternimmt die Fahrt mit den Evern die Flüsse und Canäle aufwärts bei hohem Herbst- oder Frühjahrwasser. Diese Fahrzeuge liegen häufig an der Brücke bei der Börse. — Es wird vielen Lesern auch belehrend sein, daß der Regierungs-Bezirk Potsdam sowohl 1) hinsichtlich der Zahl der, zur Frachtfahrt bestimmten Stromfahrzeuge mit 2,191, als auch 2) hinsichtlich der Tragfähigkeit der Schiffe in Lasten zu 4000 Pfd. mit 55,224, als endlich 3) in Betreff der Zahl der Schiffsmannschaft mit 5,247, im Jahre 1846 die erste Stelle unter den 24 Schifffahrt treibenden Bezirken des preußischen Staates einnahm. Die Stadt Berlin vertritt in den genannten Beziehungen mit resp. 690, die Stelle Nr. 6, mit 20,552, Nr. 5 und mit 1619, Nr. 3. Diese Erscheinungen erklären sich theilweise aus dem Umstande, daß das Holz auf den Schiffen, statt in Flößen, verfahren wird, auch viele Bausteine aus Schlesien und Sachsen gesandt werden. Dazu kommt, daß Berlin ungeheure Nahrungsmittel verschlingt und sehr viele Fracht zwischen den Oder- und Elbplätzen hin und hergeht.

kommen denn am Feierabend die Leute aus den Nachbardörfern hin, und das junge Volk ist munter und fröhlich schäkernd dabei. Auch wird über Tag viel in die Häuser geholt und getragen, wie an Vorübergehende abgesetzt, und Marktags fährt der Mann, den langgebauten Schiebkarren mit der Pracht der Kirschen beladen, bergauf, bergab, nach den benachbarten Flecken und Städten.

Die Frau, von ihren eigenen Kindern oder für diese Zeit angenommenen Leuten unterstützt, besorgt mittlerweile die Wirthschaft in der Hütte, das Pflücken und Sondern der guten von den schlechteren Kirschen, das Vogelscheuchen und den Handverkauf. Sind noch schulpflichtige Kinder mit auf der Sommerfahrt, so benutzen diese die nächste Dorfschule. Bei durchdringendem Regenwetter sucht man einstweilen Schutz in noch leerstehenden Scheunen, einem Winkel des Schafstalles, einem Ziegelschuppen oder einem ähnlichen Obdache.

Allmälig rückt die Gurkenzeit heran und der Kirschpachter übernimmt nun in ähnlicher Weise ein, mit großen Gurken bestelltes Feld, dessen nach und nach reifende Früchte er auf die Märkte führt. Nach Befinden salzt er einen Theil derselben für den Winterhandel ein. Hieran schließt sich wieder die Pacht von Kern- und Steinobst-Plantagen. Was da nicht frisch abgesetzt wird, backt man, wenn man nicht in der Nähe einen brennenden Ziegelofen benutzen kann, in einem gemietheten Backofen, dörrt zum Theil auch an der Luft, versilbert die Waare, wenn es geht, gleich, oder setzt sie im Winter zu Hause, in Verbindung mit einem Handel mit Grütze und dergleichen ab.

Verspricht im späteren Herbst der Verkauf von Weintrauben einen guten Verdienst, so ziehen solche Leute, selbst von jenseits der zwickauer Mulde, in die meißner Gegend, übernehmen dort einen Weinberg und fahren die Trauben auf die westlich liegenden Märkte. Ich lernte einen kräftigen altenburgisch Costümirten, aus dem sächsischen, halb exclavirten Ziegenhain bei Altenburg kennen, welcher seinen Schiebbock von dort aus in einem Tage bis in die Nähe von Meißen fuhr. Heißt das nicht: Sein Brod verdienen?

Vierter Abschnitt.

Ethnographische Gegenstände.

§ 1. Der Menschenschlag.

Was das Aeußere des Menschlages betrifft, so habe ich schon S. 4 eine kurze Bemerkung darüber niedergelegt und füge hier nur die, mir von zuverlässiger Seite in Berlin gewordene und bei der Versammlung zu Hannover von mir wiedergegebene Mittheilung hinzu: daß das Clevische, im Vergleich mit allen anderen Theilen des preußischen Staates, die meisten schönen Jünglinge zur Garde liefere. „Also" — höre ich sagen. — Werden ja sehen.

§ 2. Volkscharacter und sittliche Seiten.[1])

Der Charakter des Volkes ist im Ganzen friedfertig zu nennen; denn selbst bei vorkommenden Raufereien unter jungen Burschen hat die Kampfgier mehr Hebel durch Ehrgeiz, als durch Bosheit und Rachsucht.

Von Officieren und erfahrenen Unterofficieren, die aus den östlichen Provinzen stammten, hörte ich, es sei mit den Rheinländern gut durchzukommen; nur seien sie etwas wetterweichlich. Dieß mag, im Vergleich mit den Soldaten aus den nordöstlichen Provinzen, nicht bestritten werden, wiewohl mit Ausnahme der Mannschaften vom Westerwalde, dem Hunsrück und der Eifel. Wenigstens habe ich während des sehr

---

[1] Ich bin so frei, auch diese zu besprechen, wenn gleich Hr. Professor Fraas in München gegen den, von seinen Schülern deshalb nur umsomehr geachteten Professor Friedrich G. Schulze in Jena, eifert, weil dieser in seinen Schriften und Vorlesungen — ganz natürlich, wie mir scheint, — im Landwirthe nicht blos den Gewerbtreibenden, sondern auch die humane Seite, den ganzen Menschen auszubilden sucht. Daß darin kein Mysticismus, den Hrn. Fraas, ohne das Wort zu gebrauchen, treffen will, ist klar; weniger, ob das Verfahren dieses Gelehrten des academischen Berufes würdig ist.

strengen Winters 18$\frac{2}{2}\frac{2}{3}$, den ich als Schüler des Pfarrers Clausen in Thalfang auf dem Hochwalde verbrachte, nichts Weichliches an den dortigen Leuten gefunden. Ich kann mich nur eines einzigen, mir eben deshalb aufgefallenen Mantels im Dorf entsinnen, und selbst die Röcke der großen Mehrzahl war, nach altem Bauernschnitt, vorn etwas frackartig offen. An wärmeren Sommertagen liefen die Knaben von 5—6 Jahren ächt urgermanisch, in der, nur mit einem Hemde drapirten Adamsmontur umher. — Für gewöhnlich trug man auch im Winter allgemein Jacken aus selbst gesponnenem und gewebtem, halb wollenem, halb leinenem Zeuge, Tirtei genannt. Bei sehr heftiger Kälte zwängte man zur leichten Winterarbeit wohl zwei Jacken übereinander.

Ferner kann ich hier bemerken, daß ich über die gedienten Leute nicht die Klage gehört, welche ein Landrath der Provinz Sachsen auf der Versammlung zu Potsdam vernehmen ließ: daß nämlich die ausgedienten Soldaten der unteren Classen eine gewisse Anmaßung mit aus dem Militärdienste brächten. Es ist dies ein Beweis für die richtige, practische, nüchterne Vorstellung, welche sich der Rheinländer von seinem dienstlichen Verhältnisse bildet. Er sieht die Wehrpflicht als das, was sie ist, als eine ganz allgemeine, an, und vermag also auch gar keinen Grund zu erdünkeln, weshalb er mit Vollmondsmiene auf die Erfüllung derselben zurückblicken dürfte.

Hiervon abgesehen, wird doch nicht selten eine andere Klage vernommen: daß nämlich das Gesinde im Allgemeinen eine übertrieben schonende Berücksichtigung in Anspruch nehme, die nicht in Verhältniß zu der Art und Weise stehe, wie es seinerseits die, gegen die Herrschaft zu beobachtende Haltung aufzufassen verpflichtet sei. Diesem will ich zwar nicht so ganz widersprechen; allein, will man der Wahrheit die Ehre geben, so muß man bekennen: es dreht sich hier um einen der schwierigsten Punkte im menschlichen Leben, um die richtige Behandlung dienstlich untergeordneter Mitmenschen. Wieviel trägt nicht oft bei der einen Herrschaft reizbarer Despotismus, bei der anderen unklarer Humanismus oder geradezu Schwäche, dazu bei, die Begriffe der Dienstboten über ihre Stellung zu verwirren. Es gilt dieß natürlich nicht blos für den Rhein, sondern im Allgemeinen. Wie wenige Menschen verstehen

den Ernst der Würde mit Milde der Liebe zu paaren! Der vereinigte Besitz beider Eigenschaften ist überall ein Vorzug nur ausgezeichneter Persönlichkeiten, in allen Ständen, und diese bleiben, wie in allen übrigen Dingen, nur die Ausnahmen. Wären alle Herrschaften, wie sie sein sollten, so würden wir nur ausgezeichnetes Gesinde haben; denn ein schlechter Dienstbote würde sich nirgends behaupten können. „Gute Herrschaften, gutes Gesinde; schlechte Herren, schlechte Diener," — sind natürliche Ursachen und Folgen voneinander.

Man hat an manchen Orten Vereine gestiftet, welche bezwecken, durch Belohnung langjährigen Ausharrens des Gesindes bei einer und derselben Herrschaft, den Geist der dienenden Classe zu bessern. Gewiß, ein sehr löbliches und nicht erfolglos bleibendes Streben! Unbefangen betrachtet, sind aber die Vereinsbeiträge oft eine moralische Buße, welche sich die Herrschaften für, den Dienstboten angethanes Unrecht auflegen, und um die Sache abzurunden, sollte man auch Vereine zu dem Zwecke stiften, Herrschaften für langes Behalten von Dienstboten, durch ehrenvolle Erwähnung, zu lohnen. Jeder moralisch strebsame Dienstbote würde es sich, bei eintretendem Anlaß zum Wechsel, z. B. durch Tod, Heirath u. dergl., zur Ehre rechnen, bei einer solchen Herrschaft in Brod zu kommen und dadurch der sittliche Wetteifer in einer großen Zahl von Dienenden gespornt werden. Die Gesindeprämien würden auch dann erst den reinen Charakter der Ehrensache annehmen; müßten aber, abgesehen von dem untersten Grade bloßer öffentlicher Belobung, aus Nützlichkeitsgründen in Gelde fortgegeben werden.

Schuld, große Schuld tragen die Herrschaften an den sittlichen Gebrechen der dienenden Classe durch feiges Unwesen mit unwahrhaften Gesindezeugnissen, so daß man aus denselben in der Regel nicht viel mehr schließen kann, als entweder: daß man wirklich ein untadelhaftes Subject vor sich habe, oder höchstens, daß dasselbe wenigstens nicht geradezu stehle und betrüge. Es ist daher nur ein, für beide Theile vortheilhaftes Verfahren, welches mehrere Polizeibehörden in neuerer Zeit in Vollzug zu setzen sich entschlossen haben: die Herrschaften wegen unwahrhafter, feiger, leichtfertiger Gesindezeugnisse in ernste Strafe zu nehmen. Da-

durch werden die Dienstboten genöthigt, allen Anlaß zu gerechtem Tadel zu vermeiden, und somit übele Eigenschaften sich nach und nach abzugewöhnen. Auf der anderen Seite können sie gewärtig sein, in Zukunft bei der Polizei mehr Gehör den Herrschaften gegenüber zu finden. Letztere aber kommen zum Genusse der so wichtigen Beruhigung, sich in der Regel auf die Zeugnisse verlassen zu dürfen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, schwindet der Eindruck jener, so tief in das Innere der Familien eingreifenden Polizeimaaßregel sehr zusammen.

Schließlich ergreife ich die Gelegenheit, unumwunden der schon oft ausgesprochenen und belegten Ansicht beizupflichten, daß wir an der sogenannten guten, alten, mittelalterlichen Zeit in sittlicher Hinsicht nichts verloren haben. Wer es leugnet, der leugnet, mit einem Worte, die siegende Macht des göttlichen Christenthums. Wir erfahren mehr Schlechtes als unsere Voreltern, aber wir erleben weniger. Dieses scheinbare Paradoxon löst sich einfach durch die größere Oeffentlichkeit des Lebens, durch die statistische Presse. Hundertmal ist das schon gesagt worden; aber eine zehntausendmalige Wiederholung würde viele Menschen, welche die Behauptung des Gegentheiles sich zum Verdienste anrechnen, von diesem Wahne nicht abbringen. Vorwärts liegt der Menschheit Vollendung, nicht rückwärts! Man studire die Geschichte nur vorurtheilsfrei!

Wenn man mich auch zehnmal auf die Erscheinungen des Jahres 1848 verweist, so sage ich darauf mit dürren Worten: Gewitter hört zum Wetter! — im Menschenleben so gut, wie in der Natur. Die Gesellschaft mußte sich von der Lodderei im falschen Liberalismus, in welche man, auch durch Folgen von Unwahrhaftigkeiten in hohen Regionen, gerathen war, wieder reinigen. Daraus entstand denn vor 48 die Phraserei, in 48 die Raserei, nach 48 die Polizei. Wohl dem, der in 48 Herz und Zunge auf dem rechten Flecke hatte, und deshalb nicht jetzt erst aus Schaam, in Loyalität „mitzumachen" braucht.[1]

---

[1] In einem Aufsatze des Leipziger Tagebl. vom 9. Mai 1848, wie damals dort immer, mit meinem Namen gezeichnet, und überschrieben: „Gegen reactionaire Radicale," habe ich in jener, solchen Wahrheiten mißgünstigen Zeit, nach Hinweisung auf die bevorstehenden Folgen der steigenden Aufregerei und Erwerblosigkeit, ge-

Wenn aber auch besser, als in der sogenannten guten, alten, mittelalterlichen Zeit, — vollkommen ist deshalb die Menschheit freilich noch lange nicht.

Zur Sache zurückkehrend, bemerke ich, daß man mir schon im Jahre 1844, also ein Jahr nach Einführung der neuen Gesindeordnung, sagte, es zeigen sich gute Folgen derselben. Nicht unbezeichnend schien mir die Bemerkung, daß auf der rechten Rheinseite der Niederung, in den Kreisen Rees und Duisburg, in welchen das preußische Landrecht gilt, das Gesinde im Allgemeinen länger im Dienste aushalte, als da, wo nach französischem Rechte geurtheilt wird. Nach erfolgter Einführung einer Gesindeordnung für den ganzen Staat muß dieser Unterschied natürlich allmälig verschwinden, insofern Gesetze für sich allein darauf einwirken können.

Das patriarchalische Verhältniß zwischen Herrschaft und Dienstboten schwindet leider, wie überall, so auch am Niederrhein immermehr. Der Grund davon liegt jedoch nicht ausschließlich in der veränderten Stellung, welche das Gesinde durch neuere Gesetzgebungen einnimmt; sondern er ist hauptsächlich in den modificirten erbrechtlichen Bestimmungen zu suchen, in Folge deren die alte, für die einzelnen Familien sowohl als für den ganzen Staat, trotz unvermeidlichen Schattenseiten so sehr wohlthätige Sitte außer Brauch gekommen ist, dem Aeltesten oder Jüngsten das Gut, unter mäßiger Abfindung der übrigen Geschwister, zu übertragen. Wo aber selbst die Blutsbande gelockert sind,

---

sagt: „Wir wollen sehen, wie das ganze Volk, arm und reich, vornehm und gering, Jesum Christum erkennen und erst recht nichts von der Religion der Idee wird zu verstehen vermögen; sondern die weltüberwindende Kraft der wohlverstandenen sittlich religiösen Lehre des neuen Testamentes die Zufluchtstätte der erschreckten Gemüther werden und von fanatischen Finsterlingen ausgebeutet werden wird.“ — Wie mancher damals, aus Feigheit, gegen seine bessere Ueberzeugung, „Mitmachende,“ ist wohl, leider! „zu spät“ zu der Erkenntniß dieser, auch in jener Periode so greifbaren Wahrheit gekommen! Schon in der Mitte der Charwoche v. J. 1848, prophezeite ich, in Berlin weilend und Tag und Nacht Lindenpolitik studirend, in den „Eingesandt's“ der Vossischen Zeitung, ebenfalls unter meinem Namen, das Ende vom Liede mit wenig Worten.

da muß natürlich noch vielmehr das Band zwischen Herr und Knecht nachlassen. Die Selbstsucht tritt im ganzen Hauswesen an die Stelle des früher regen, zähen Gemeingefühles. Daher wird denn auch wohl die bemerkbare Neigung unter dem Gesinde, die Herrschaften von Zeit zu wechseln, nur um sich einmal zu verändern, eingerissen sein.

Inzwischen hat sich ein Rest des alten Verhältnisses in Gegenden mit zahlreichen, wohlhabenden bäuerlichen Grundbesitzern und Pächtern, und so denn auch namentlich im clever Ham, noch erhalten. In solchen Landstrichen ist das Gefühl der bäuerlichen Standesehre um so weniger ganz auszurotten, als es sich so nahe mit dem schönen Gefühle des Mitleides berührt, und so können denn altersschwache, durch lange Dienste mit dem Hofe verbundene, oder mit starker Familie gesegnete Tagelöhner, noch immer auf ein patriarchalisches Herz beim Bauern zählen.

Die geschlechtlichen Verhältnisse betreffend, so ist es bekannt, daß, wo das französische Gesetz herrscht, die Unzulässigkeit der Klage auf Vaterschaft dem Leichtsinne ein starkes Schloß vorlegt. Aus diesem Grunde wird auf der einen Seite der Bursche, welcher ein geschwächtes Mädchen sitzen läßt, mit größerer Verachtung von der öffentlichen Meinung gestraft, als das Mädchen; obwohl auch dieses von der Theilnahme am Tanze im eigenen und den nächsten Dörfern sich fernhalten muß. Das feste Vertrauen der Mädchen in ihre Liebhaber hat denn auch, mit der leichteren Hingebung, hier zahlreicher frühe Heirathen im Gefolge, als unter anderen Gesetzgebungen.

Unter Verlobten tritt der intimste Umgang mit dem geschehenen Gelübde ein und wird dann auch unter dem Volke nicht als anstößig betrachtet.

Confessionelles. Wie überall, wo, wie im Clevischen, zahlreiche Anhänger der katholischen und protestantischen Kirche nebeneinander wohnen, tritt die Orthodoxie von beiden Seiten schärfer hervor. Diesem Umstande schrieb man eine, im Allgemeinen rege Kirchlichkeit zu; wiewohl die Landleute beiderlei Confession im geselligen Verkehre duldsam, ja nicht selten vertraulich miteinander leben.

Die schon erwähnte, angeblich geringe Verschuldung des clevischen

Bauernstandes dürfte ihren Grund mit darin haben, daß Proceß- und und Spielsucht wenig Boden finden.

§ 3. Schule und geistige Ausbildung.

Die Auskünfte, welche ich über den Schulbesuch erhielt, lauteten im Allgemeinen nur befriedigend, was sich in diesen, vorherrschend Landwirthschaft treibenden Distrikten freilich eher, als in den südlicheren Fabrik-Distrikten erwarten läßt. Auch gab die Art und Weise, in welcher ich von Gliedern der untern Stände Auskunft über Gegenstände ihrer nächsten sowohl, wie allgemeinerer Interessen erhielt, wiederholt den Beweis einer klaren, tüchtigen Verstandesbildung. Häufig sorgt auch der wohlhabende Landmann, welcher nicht die Möglichkeit sieht, seinen Kindern ein, deren angeborenen Verhältnissen entsprechendes Loos durch äußere Güter zu sichern, dafür, daß sie durch Unterricht in entsprechenden Anstalten für einen andern Stand tüchtig ausgebildet werden, obgleich das allgemeine Trachten der Söhne dahin geht, sich im Bauerstande zu behaupten. Ich sah bei Hrn. Vingerhoet wirtschaftliche Aufzeichnungen, welche allen Anforderungen an holländische Sauberkeit entsprachen und Frau Voß zeigte mir die Buchführung ihrer, behufs der Ausbildung für ein Ausschnittgeschäft, noch in einer Pension sich befindenden Tochter, die mich durch ihre kalligraphische Ausführung in Staunen setzte. Unseren Dichtern und Prosaikern schenkt der rheinländische Landmann allerdings weniger Aufmerksamkeit als der mitteldeutsche, wie schon daraus hervorgeht, daß von den rheinischen Regierungs-Bezirken hinsichtlich der Leihbibliotheken sich keiner über die zehnte der 26 Stufen erhebt, während der potsdamer, liegnitzer und merseburger, resp. die Stellen 1, 2 und 4 einnehmen.[1]

Bei der allgemeinen Richtung der rheinischen Volksclassen auf Tüchtigkeit kann man inzwischen annehmen, daß, wo die Bildung durch

[1] Der Regierungs-Bezirk Arnsberg hatte im December 1846 Leihbibliotheken: 24, Cöln 13, Düsseldorf 29, Aachen 7; dagegen Potsdam 57, Liegnitz 53, Merseburg 49, Frankfurt 43.

Volksschulen ihre volle Wirksamkeit entfalten kann, in dieser Richtung auch das Mögliche erreicht werde. Auffallend war es mir nichts desto weniger, als ich kürzlich in den Zeitungen las, daß die Regierungs-Bezirke Arnsberg, Düsseldorf, Cöln und Aachen hinter den Bezirken der Provinz Sachsen und der Stadt Berlin in der Stellung von Militairpflichtigen, welche mit den, von der Volksschule zu erwartenden Fertigkeiten im Lesen und Schreiben ausgerüstet waren, nicht unerheblich zurückständen. Einen Theil dieser Schuld kann man zuversichtlich auf die, in sehr großem Umfange stattfindende Zerstreutheit der Ansiedelungen in Westphalen und am Rheine schieben, welche den regelmäßigen Schulbesuch, durch die Entfernung von der Schule, sehr behindern. Auch darf man, wie schon bemerkt, die starke Fabrikbevölkerung in Anschlag bringen.[1]

Um so mehr thut es mir leid, nicht Gelegenheit gesucht zu haben, die freilich sehr begünstigt sein will, mich von der Fähigkeit localobrigkeitlicher Personen aus dem Bauerstande zu überzeugen, einfache schriftliche Berichte abzufassen. Man muß indeß hier mit den bescheidensten Leistungen allenthalben zufrieden sein. Denn nach Mittheilungen eines sehr tüchtigen Schullehrers in der Nähe Leipzigs, hatte dieser wiederholt die Erfahrung an sehr guten unter seinen früheren Schülern gemacht, daß sie nach einer Reihe von Jahren ihre, verhältnißmäßig sehr befriedigend gewesenen orthographischen und stylistischen Fertigkeiten,

[1] Nachdem ich das Obenstehende niedergeschrieben, kommt mir eine genauere Angabe der in Rede stehenden Thatsachen zu Händen, die hier eine Stelle finden mag und bemerke ich dabei, daß ich gegen die volle Zuverlässigkeit dieser officiellen Angaben doch einigen Zweifel hege. Mit der Beantwortung solcher und anderer, in das Persönliche eingreifenden statistischen Fragen, wird sehr häufig geradezu Muthwillen getrieben. Zur annäherenderer Feststellung der Wahrheit in diesem Falle, dürfte es vielleicht dienen, wenn die Ortsobrigkeiten auf dem Lande die Liste ihrer, der Ersatz-Commission vorzustellenden Mannschaften, stets den Schullehrern zur Beifügung von kurzen Bemerkungen über den Besitz der Schulbildung der einzelnen jungen Männer, die doch erst seit 4—5 Jahren die Schule verlassen haben, vorher zufertigten. Wo die Lehrer kürzlich gewechselt haben, müßte man andere Auskunftsmittel, etwa die Zuratheziehung einiger Altersgenossen, ergreifen.

Nach einer Veröffentlichung des k. statistischen Bureaus stellte sich die Bildung der, von 1851—52 pflichtigen Ersatzmannschaften nach den Provinzen heraus, wie folgt:

in erschreckendem Maaße verloren hatten. In demselben Dorfe ist kürzlich ein geachteter Bauer zum Ortsvorstande, trotz seines eifrigsten Abwehrens, gewählt und vom Amte bestätigt worden, der weder die Fertigkeit besitzt, zu schreiben noch Geschriebenes zu lesen. Auch in einem anderen benachbarten, vorzugsweise für reich und gebildet berufenen Amte, machte ich die umfassendere Wahrnehmung einer großen Ungewandtheit in Fertigkeit Berichte gedachter Art abzufassen, obgleich man landwirthschaftliche und politische Zeitungen liest, nicht selten Pierer's Encyklopädie, ein Clavier und parquetirte Fußböden antrifft. Natürlich! denn die, den Meister machende Uebung, hört mit Entlassung aus der Schule so gut wie ganz auf. Um so wohlthätiger für die unteren Stände sind deshalb die Unterofficier-Schulen, besonders in den kleineren Armeen und Contigenten, welche in der Regel sechsjährige, für die Unterofficiere fast ununterbrochene Dienstzeit und die, neue Capitulationen begünstigende Einrichtung der Stellvertretung haben. Aber freilich, Söhne wohlhabender Bauern kaufen sich gerne selbst los, so daß die so gewonnenen Früchte später fast ausschließlich dem subalternen Staatsdienste, nicht direct den ländlichen Gemeinden zufallen.

genügende Schulbildung.		mangelhafte Schulbildung.		keine Schulbildung.	
1) Sachsen	93,67	Sachsen,	5,69	Hohenzollern	—
2) Hohenzollern	90,61	Hohenzollern	9,39	Sachsen	0,64
3) Brandenburg	87,44	Rheinprovinz	10,19	Brandenburg	0,76
4) Rheinprovinz	87,27	Brandenburg	11,80	Pommern	0,93
5) Westphalen	78,50	Schlesien	17,94	Westphalen	2,11
6) Schlesien	77,28	Westphalen	19,39	Rheinprovinz	2,54
7) Pommern	76,40	Pommern	22,67	Schlesien	4,78
8) Posen,	48,02	Posen	31,31	Preußen	10,40
9) Preußen	44,31	Preußen	45,29	Posen	20,67
		Für den ganzen Staat:			
	75,18		20,1		4,84
		im Königreich Sachsen:			
	96,59		1,58		1,83

Aus d. Nachn. a. d. Gebiet d. Volks- u. Staats-Wirthsch. v. O. Hübner, Bd. II. Nr. 19. 20. Leipzig, 1853.

Bei Besprechung der Schulangelegenheit sei es mir gestattet, mitzutheilen, daß die clevische Niederung vielleicht die Mutter der Kleinkinderschulen ist. Ich finde nämlich in den handschriftlichen Aufzeichnungen meines Urgroßvaters mütterlicher Seite, des weiland Johann Peter Brinckmann, geb. am 6. Nov. 1704 zu Urdenbach am Rhein, zwei Stunden oberhalb Düsseldorf, von 1742 bis zu seinem, mir nicht genau bekannten, aber in oder gleich nach 1774 fallenden Sterbejahre, Prediger der reformirten Gemeinde zu Orsoy, daß er daselbst „eine Schule für ganz kleine Kinder" gegründet. Um Gewißheit darüber zu erlangen, von welchem Alter diese Kinder gewesen, habe ich mich in Orsoy, wo Brinckmanns Portrait in der Kirche hängt, nach sehr alten Leuten erkundigt und war, so glücklich, unter diesen gebildete Personen anzutreffen, welche mir die bestimmte Auskunft geben konnten, daß es eine Kleinkinderschule im heutigen Sinne des Wortes gewesen. Brinckmann lebt dort noch in sehr hochgeehrtem Andenken. Der dortige würdige Prediger, dessen Namen ich leider vergessen, sprach nicht anders von ihm, als in feierlichem Tone vom „großen Pastor Brinckmann!" Er muß in der That ein Mann gewesen sein, der seine Stellung in ganz vorzüglichem Grade ausfüllte. Zuerst war er, von 1728 Prediger zu Gehmen, dessen Lage ich nicht zu erkunden vermag, dann, von 1732 an zu Hamminkeln, Haffen und Meer im Kreise Rees, worauf er in Orsoy gewählt wurde. Zu Haffen und Meer wurde unter seiner Aufsicht eine neue Schule für die reformirte Jugend angelegt und damit eine Vorleserstelle für eine, alle 14 Tage zu lesende Predigt verbunden. Vielleicht war dieß der Grund zur Entstehung einer selbstständigen reformirten Pfarre daselbst; denn jetzt ist Meer eine selbstständige Kirchfahrt. Im Jahre 1738 wurde Brinckmann Präses der reformirten Diöcese zu Wesel und Präses der clevischen Synode. Zu Orsoy errichtete er außer der genannten Schule noch eine lateinische und eine deutsche. In seinen Aufzeichnungen führt er eine Anzahl von Theologen und Aerzten an, welche auf jener gebildet wurden; unter den letzteren auch seinen Sohn, den, seiner Zeit kurpfälzischen Director des Medicinalwesens zu Düsseldorf, dann sehr ehrenvoll nach Göttingen, wohin er aber nicht ging, berufenen, als Leibarzt des nachmaligen Kaisers Paul

1785 zu Petersburg gestorbenen, Johann Peter Brinckmann, dessen Schriften theilweise noch heute Geltung in der Wissenschaft haben.

Mie diesen Brinckmann's hängt auch durch Blutsbande ein, um die evangelische Landeskirche in Rheinland und Westphalen hochverdienter und als tüchtiger Laudwirth der clevischen Niederung von Schwerz[1] mehrfach erwähnter Eingeborner unseres Landstriches, der ehemalige Prediger zu Budberg bei Rheinberg, jetziger Bischof Dr. Wilhelm Roß zu Berlin, zusammen. Indem ich dies bemerke, spreche ich es öffentlich aus, daß es zu meinen angenehmsten Gefühlen gehört, von diesem, ebenso ehr- als liebenswürdigen Greise, trotz des entfernten Grades der Verwandtschaft, stets auf's Liebreichste als Vetter behandelt worden zu sein. Möchten wir Alle doch in Cleve ihn, als Zierde der Versammlung, auf das Herzlichste begrüßen können!

§ 4. Dialekt.

Schon S. 11 und öfter, habe ich gelegentlich gesagt, daß der Dialekt in der Niederung, und zwar nach meiner Wahrnehmung, von der Südgrenze der Grafschaft Mörs, zwischen Mörs und Uerdingen stromabwärts anfangend, vom fränkisch ripuarischen Dialekte in den holländischen allmälig überschlägt, bis er in der Nähe von Cleve in den Familien ganz oder fast ganz in dem holländischen aufgeht. Nichtsdestoweniger will ich hier einige allgemeine, von mir gemachte Beobachtungen über den heutigen fränkisch ripuarischen Dialekt niederlegen.

Nach wenig unterbrochener Abwesenheit vom Rheine, erschien es mir, als sei im Allgemeinen genommen, mit dem jankenden fränkischen Dialekte der Niederrheinischen eine Aenderung in wohlklingenderer Richtung vorgegangen. Ich habe auch Gründe zu glauben, daß ich mich darin nicht getäuscht. Denn, ist es wohl undenkbar, daß, durch die vielseitige engere Berührung der Rheinländer mit den Bewohnern der östlichen Provinzen, durch Militair- und Civildienst, durch Geschäfts- und Familienbande,

[1] Schwerz schreibt Bd. II. S. 7 irrthümlich statt Roß, Rop. Es ist auch in der Schreibung der Ortsnamen oft unzuverlässig.

durch welche Ostländer zahlreich an den Rhein und Rheinländer zahlreich in die Ostprovinzen kommen und sich untereiander vermischen; ferner, durch Anstellung von Lehrern aus jenseitigen Landen an rheinischen Schulen: daß, sage ich, allmälig ein solcher Einfluß auf den, an sich weichen, deshalb nachgiebigen Dialekt der Niederrheiner geübt werde? Ich wenigstens glaube an eine solche Einwirkung, und zwar zunächst von Seiten der Ost- und Westpreußen, der südlicheren Brandenburger, der Lausitzer und Schlesier, deren Aussprache ausdruckvoller, schärfer ist. Dort, besonders in der Lausitz und Niederschlesien, hört man vorzugsweise eine feste Aussprache der Consonanten und Endsylben; am Niederrheine ist man aber gerade in diesen beiden Punkten schwach; so angenehm der Dialekt, wenn seine Schärfen abgeschliffen sind, durch natürlichen Wohlklang auch lautet. Wer aber hörte die heimathlichen Töne nicht gern, auch trotz ihrer Mängel? Doch bin ich ferne davon, den Einfluß allein aus den Berührungen mit den genannten Gegenden herleiten zu wollen; im Grunde bleibt er, wenn er überhaupt stattfindet, ein umfassenderer.

Ueberhaupt ist es gar nicht zu verkennen, daß in vielen der östlichen, ehemals slawischen Theilen der Monarchie, sich eine correctere Aussprache des Deutschen, vorzüglich bei den Gebildeten, findet, als in ehemals celtischen Landstrichen. Auch ist es schwerlich zu bestreiten, daß das Janken der Niederrheiner und die Zwitteraussprache der Vocale in manchen Wörtern, an die barbarisch breite Vocalisation im Celtischen erinnert.[1]

[1] Sei es mir gestattet, einen komischen Fall aus dem Leben mitzutheilen. Vor nicht langer Zeit traf ich mit einem jungen Thüringer zusammen, welcher eben seine drei Dienstjahre in Luxemburg überstanden hatte. An seinem Dialekte fiel mir einiges Unthüringische auf, so, daß ich, da er mir nur im Allgemeinen gesagt hatte, er gehe zu den Seinigen zurück, über seine engere Geburtsgegend unklar wurde. Nach näherem Eindringen erhielt ich über die Dialektabweichungen folgende Auskunft: „Sehen Sie," sagte der junge Mann, „das kommt daher. Die luxemburger Garnison ist aus Mannschaften aller Provinzen zusammengesetzt und da werden die Leute denn alle durcheinander in die Compagnien gesteckt und auf die Stuben gelegt, damit sich keine Parteien bilden. In so bunter Gesellschaft wird nun alles auffallend Eigenthümliche gleich bemerkt und Einer zieht den Andern auf. Da geht's denn namentlich über unsere singende Sprache mit her, und man muß immer hören: „„Wo bis Du denn här? Wohl aus Sachsen, bei Laipzig? Da kanns de wol ooch Kaffee drinke?"" Damit sind besonders

§ 5. Musik.

Die musikalische Seite des Volklebens betreffend, so glaube ich, der allgemein aufblühende Sinn für Musik ist in den neueren Zeiten, und zwar durch Gesangvereine erst recht hervorgerufen. Daß die Masse am Niederrheine nicht den stets regen Sinn für musikalische Erheiterung habe, wie er in Mittel- oder Ostdeutschland zu finden ist, hat mir, seit ich in hiesigen Gegenden länger gelebt, immer so scheinen wollen. Wo hörte man am Rheine auf dem Lande so viel von Gartenmusik und Tanzvergnügungen, wie hier? Vor etwa 15 Jahren hatte einmal in Leipzig jemand in den öffentlichen Blättern den Ankündigungen von Gartenmusiken im Umkreis von 1—$1^1/_2$ Stunden während einer Sommerwoche nachgespürt und deren nicht weniger als zwei und siebenzig gefunden. Ich glaube kaum, daß die Wirthe in der Umgebung irgend einer größeren Stadt am Niederrheine, bei einer solchen Concurrenz, nur die Insertionsgebühren daran wagen würden. Fragt man die officielle Statistik, so spricht auch diese sehr zu Gunsten meiner Bemerkung. Sie weist in den, am Ende dieser Schrift besprochenen Tabellen Folgendes nach: „Musikanten die gewerbsweise in Wirthshäusern und bei Gastereien spielen", auf der höchsten Stufe: Regierungs-Bezirk Merseburg, 1315, dann 2) Potsdam 902; 3) Liegnitz, 853; 4) Frankfurt, 807; 5) Erfurt, 668. Nun kommt erst 6) Coblenz 585. Weiterhin folgen die anderen rheinischen Bezirke, also stehend: 10) Düsseldorf, 364; 12) Cöln, 313; 19) Trier, 197; 21) Aachen, 186.

Daß hier nicht die bloßen Areal- und Bevölkerungsverhältnisse maaßgebend sind, geht z. B. schon daraus hervor, daß der Regierungs-

---

die Rheinländer immer zuerst bei der Hand," fügte er, ohne zu ahnen, ich sei auch ein Solcher, hinzu. Ich dankte für die Auskunft und im Stillen lächelnd ich reimte:

Das sächsische Singen und rheinische Zanken
Können beide gleich wohl sich beim Herrgott bedanken.

Man sieht übrigens aus solchen Erlebnissen, wie leicht man, ohne genauere Erkundigung, Fehlschlüsse von der Sprache auf die Heimath machen oder sich über Besonderheiten eines oder des andern Dialektes ein falsches Urtheil bilden kann.

Bezirk Erfurt nach der Volkszählung von 1852 — die von 1846 besitze ich nicht — 350,781 Einw., der düsseldorfer dagegen 958,985 Einw. zählt. Ob etwa das altslawische Blut, welches im größten Theil der östlichen Provinzen rollt, nachwirkend ist? Die Böhmen sind bekanntlich sehr musikalisch. Im Mangel an Gastwirthschaften kann der Grund auch nicht gesucht werden; denn deren hat der Regierungs-Bezirk Düsseldorf mit 5,519 nicht nur die meisten von allen, sondern auch beinahe noch einmal so viel, als der ihm folgende R.-B. Arnsberg mit 2696. — Trotz dieser vielen, aus der dichten und doch zerstreuten Wohnungsweise sich erklärenden, meist kleinen Locale sind, wie man mir im Clevischen ausdrücklich sagte, die Tanzvergnügungen unter der ländlichen Bevölkerung wenig gäng und gäbe, in den östlichen Provinzen dagegen sehr beliebt. Dagegen ist, am Niederrheine wenigstens, das Kegelschieben eine sehr beliebte Erholung der mittleren und unteren Classen, welches ich wiederum in Osten lange nicht so verbreitet gefunden habe.[1]

§ 4. Nahrungsweise des Bauernstandes.

Morgens wird Kaffee oder Thee getrunken und meistens Speckkuchen dazu gegessen. Viele Familien trinken aber auch zum ersten Frühstück Thee und um 10½ Uhr Kaffee. Die mit Butter bestrichenen Roggenbrodschnitten werden stets mit einer Schnitte Weißbrod aus gebeuteltem Mehle belegt. Mittags ißt man Gemüse mit geräuchertem Fleisch oder Pökelfleisch. Nur Sonntags wird Suppe und frisches Fleisch genossen.

---

[1] Herr Professor Hermann J. F. Schulze in Jena — in seiner trefflichen Schrift: Nationalökonomische Bilder aus Englands Volksleben, mit besonderer Berücksichtigung der landwirthschaftlichen und industriellen Verhältnisse. Jena. Mauke. 1853. — erzählt S. 161 Folgendes: „Ein wohlwollender Grundherr, welchem unsere thüringischen Volksfeste, das fröhliche Leben unserer oft so armen ländlichen Bevölkerung gefallen hatte, versuchte ähnliche Vergnügungen unter seinen Arbeitern in England einzuführen; er klagte mir aber, daß dieser Versuch an der eckigen Steifheit und der Stille dieser Menschenclasse gescheitert sei; besonders hätte man durchaus vom Tanze nichts wissen wollen. Die Männer hätten sich sogleich zum Bierkrug oder Schnapsglas gesetzt und sich nicht mehr von der Stelle gerührt."

Abends kommt auf den Tisch: im Winter süße, im Sommer Buttermilchsuppe, darauf Salat mit Kartoffeln, meistens auch Fleisch dazu. Die minder Wohlhabenden essen am Abend kein Fleisch; auch fällt dieß bei den Kotholiken Freitags und an sonstigen Fastentagen aus. Käse wird sehr wenig und wenn es geschieht, nur solcher gegessen, den beim Händler Ausstellungen finden würde.

Im clever Ham hat man berechnet, daß die Bewirthung mit einem trinkbaren Tischwein nicht höher zu stehen komme, als ein ordentlich gastlicher Theetisch, weshalb bäuerliche Wirthe angefangen haben, sich einen solchen Wein in Gebinden einzulegen. Auch an öffentlichen Orten hat das Genießen feinerer und geistigerer Getränke, wie Punsch u. dergl., unter dem Bauerstande in neuerer Zeit mehr und mehr Eingang gefunden. Im Allgemeinen nimmt man aber, trotz der, in S. 60 erwähnten Abnahme der Verabreichung von Bier, die Consumtion desselben, wie in andern Gegenden, so auch am Niederrheine, und zwar in allen Ständen, zu. Dieß hat seinen Grund einfach darin, daß sich die Bereitung gesunder, wohlschmeckender Biere allenthalben hin ausdehnt, und mit besonderer Beziehung auf den Rhein in dem unleugbaren Umstande, daß die geringeren Weinsorten im Verhältniß zu ihrer Schmackhaftigkeit zu theuer sind. Nicht ohne Widerstreben kann man den Wein, welcher an den rheinischen Wirthstafeln pro Flasche mit einem drittel, oft auch mit einem halben Thaler berechnet wird, so hoch bezahlen; zumal, wenn man die Bemerkung zu machen Gelegenheit hatte, daß man in dem entfernten, in vielen Dingen so theuren Berlin, für 10 Sgr. eine Flasche besseren Moselweines erhält, als in Weinlocalen gleichen Ranges in den größeren Rheinstädten. Ich kann mich in dieser Beziehung auf das Urtheil vieler rheinischen Abgeordneten zu den allgemeinen Ständeversammlungen in Berlin berufen.[1]

[1] Wie ich mich mehrmals unverholen der Qualität der Meißner und Naumburger Weine auf Versammlungen deutscher Land- und Forstwirthe angenommen, so thue ich dieß auch freimüthig hier, und leugne gar nicht, daß, wenn mir der Erdgeschmack, namentlich der meißner Weine, auch keineswegs entgangen ist, ich mich durch dieses Tischgewächs sehr oft viel mehr befriedigt gefühlt habe, als durch ähnliche Qualitäten am Rheine. Ich bekenne sogar, daß, als ich im Jahre 1845 in Grünberg die verschiedenen

Von dem Gall'schen Verfahren, geringen Most unter Zusatz von Zucker und Wasser gähren zu lassen, hat man in Thüringen und Sachsen schon Anwendung gemacht. Ich habe 1852er Thallwitzer — zwischen Eilenburg und Wurzen an der Mulde — den der jetzige Pachter der fürstlich reußischen Domaine, Hr. Oberamtmann Madelung auf Gallische Weise gähren ließ, um Neujahr 1854 gekostet und war über die Lieblichkeit des, übrigens auch an sich sehr trinkbaren Weines wahrhaft erstaunt. Wie es aber zusammenhänge, daß man, neuesten Zeitungsnachrichten zufolge, in der Pfalz hinter den gallisirten Weinen polizeilicher Seits her sei, verstehe ich nicht.

§ 7. Tracht.

Von einer eigenthümlichen Tracht der Landleute ist im Clevischen und am Niederrhein überhaupt, so gut wie nicht mehr die Rede. Höchstens, daß sich die, nach Art eines Kohlblattes, deshalb „Kappusblatt," gewöhnlich „Kappesblatt," genannten Hauben der Weibspersonen noch erhalten. Daß die Männer die blauen Kittel noch fleißig tragen, ist nichts dem Landstriche Eigenthümliches, sondern bekanntlich eine sehr weit verbreitete Sitte. Im Uebrigen nimmt die Kleidung beider Geschlechter den Zuschnitt derjenigen der Städter an. Doch herrscht an der südlichen

Jahrgänge der dortigen Berge bei einer erfahren, sorgsamen Weinpflegerin musterte, ich den 1839er und 1842er als Tischweine ebenso angenehm fand, wie ich nicht selten rheinische Tischweine in der Heimath getroffen. Ja, jene verspotteten Oderberge haben sogar ihr: „Est! Est! Est!" — und zwar in dem Dorfe Zschicherzig bei Züllichau aufzuweisen, mit welchem „Est! Est! Est!" den Leser bekannt zu machen, ich mir nicht versagen kann. Ein dortiger Weinbergbesitzer hatte im Frühjahr 1843 seinen jungen 42er gekostet und ihn so wohlschmeckend gefunden, daß er seiner Frau auftrug, ihm Speckkuchen zu backen, den er zu einem Glase seines jungen Nektars genießen wolle. Er ließ es sich so wohl dabei sein, daß ihn plötzlich der Schlag beim Glase rührte. Mir fällt bei diesem „nimium est!" jenes holländische Sprüchwort ein:

„Als de wyn is in de man,
Is de wysheid in de kan."

Wenn der Wein ist in dem Mann,
Ist die Weisheit in der Kann'!

Grenze von unserem District, in der Grafschaft Mörs, noch in einigen Resten eine eigenthümliche Tracht, die ich bei dieser Gelegenheit um so lieber schildere, als ich höre, daß dies bisher weder mit dem Pinsel, noch mit der Feder geschehen ist. Herr Peter vom Rath hat dabei meinem Gedächtnisse, während eines Zusammentreffens in Berlin, die dankenswerthesten Dienste geleistet. Ich erzähle, da die Tracht der Gegenwart sehr wenig mehr angehört, in der, auch von meinem Referenten gebrauchten Form der Vergangenheit, obgleich Einzelnes noch für die Gegenwart gilt.

Ländliche Tracht in der Grafschaft Mörs. Die älteren Mannspersonen trugen, so lauteten die Worte, Sonntags einen dreieckigen Hut; in der Woche gewirkte Mützen von blauer Wolle, mit einem nicht gar breiten, umgeschlagenen bunten Rande, dessen Hauptfarbe roth war.

Die Röcke waren aus braunem, sogenanntem pfefferfarbigem, also braun-, mitunter aber auch graumelirtem Tuche gefertigt, mit nur einer Reihe blanker Knöpfe von der Größe eines Fünfgroschenstückes. Dazu kam ein sehr schmaler Stehkragen, dagegen sehr breite, vorn etwas ausgeschnittene, kurze, nur das halbe Gesäß bedeckende Schöße.

Die Weste war mitunter roth, mitunter braun, einreihig, bis oben hinauf durch gelbe, platte Metallknöpfe zugemacht und mit sehr breiten Taschen versehen.

Die meist braunen Beinkleider, aus Serge oder Camlott gefertigt, reichten nur bis an's Knie und wurden an diesem Theile meist zugeknöpft. Das untere Bein umschlossen weiße, leinene Kamaschen, mit weißen Hornknöpfen.[1] Den Fuß endlich schützte ein hoher Schnallenschuh.

An hohen Festtagen war die Farbe der Kleidung bis an's Knie schwarz.

Die jungen Leute trugen ebenfalls die wollenen Mützen; im Uebrigen, so viel ich mich entsinne, kurze Jacken und lange Beinkleider.

---

[1] Diese Hornknöpfe — ich kann die Bemerkung nicht unterlassen — wollen mir gar nicht in den Kopf. Mir ist es, von meinem einjährigen Aufenthalte auf Lauersfort her, als wären die Kamaschen unbeknopft und würden wie Strümpfe angezogen.

Ich kann aber nicht angeben, ob dies nicht schon eine Abweichung von der älteren Sitte gewesen.

Die Frauenzimmer betreffend, so kleidete den Kopf ein leichtes, die Hälfte des Hinterhauptes bedeckendes, weißes, durchsichtiges, platt aufliegendes Häubchen, welches die älteren Frauen durch Uebereinanderlegung von Falten etwas abänderten.

Ein sehr buntes Halstuch wurde hinten, mittelst einer Stecknadel so zusammengefaßt, daß es umgenommen, einen keilförmigen Theil des Rückgrades, vom letzten Halswirbel an, frei ließ. Auch vorn wurde dieses Tuch so umgeschlagen, daß die obere Brustpartie wie eine Zunge bloß lag, ohne jedoch den Busen unverhüllt zu lassen. Hier kam auch das, mit einem guten Steppsaume gezierte Hemde zum Vorscheine.

Als Obergewand trug man Sonntags ein dunkelgrünes oder braunes, aus Serge gefertigtes Kleid, welches zwar bis auf die Knöchel reichte, aber stets aufgesteckt wurde. Unter diesem hatte man zwei scharlachrothe Röcke von demselben Stoffe. Der untere, etwas hellere, hing ganz hinunter, und wurde Seel genannt; der obere wurde in breiten Falten, bis an den Bauch, in die Höhe genommen. Zur Befestigung daselbst bediente man sich einer zierlich gearbeiteten, großen messingenen Krampe. So war denn vom Oberkleide lediglich die Bedeckung der Arme und des oberen Rumpfes zu sehen.

An hohen kirchlichen Festtagen legten die Frauenzimmer nur schwarze Farben, jedoch weiße Halstücher an, in welche der Namenszug sorgfältig in den Rand des Rückentheils gestickt war.

Die Strümpfe waren auch im Sommer stets wollene und von weißer Farbe. Unter den kleinen Schuhen trugen die alten Frauenspersonen mäßig hohe Absätze.

§ 8. Feier der Familienereignisse.

Der ehedem bei den Hochzeiten übliche Aufwand ist sehr in Abnahme gekommen. Man ahmt den Städtern nach, indem das junge Paar die Hochzeitskosten zu einer kleinen Reise verwendet. Wird aber der Anlaß noch mit alter Festlichkeit begangen, so lassen Wohlhabende

viel Wein dabei aufgehen. In Folge der allgemeiner herrschend gewordenen Umgehung der Hochzeitfestlichkeiten fallen natürlich auch Polterabende und die Geschenke sehr aus. Ebenso hat der Kindtauf- und Begräbnißaufwand sehr nachgelassen. Indessen kommt in der Grafschaft Mörs, die ehemals eine ethnographische Enclave bildete, wie hinsichtlich der Tracht, so auch hinsichtlich der Feier der Familienereignisse noch Eigenthümliches vor, von dem ich die genauere Bekanntschaft ebenfalls der Güte des Herrn vom Rath verdanke und hier mittheilen will. Es bezieht sich hauptsächlich auf die Begräbnißfeierlichkeiten.

Sowie Jemand stirbt, wird die Zahl derjenigen Nachbaren, die sich mit dem Besitzer des Sterbehauses zur Dienstleistung bei allen, die Leiche betreffenden Geschäften verpflichtet haben, welche unter dem Namen „Nachbardienste“ begriffen werden und sich lediglich auf diesen Kreis der Gegenseitigkeit erstrecken, herbeigerufen. Diese Freunde erhalten sofort bei ihrer Ankunft Branntwein und Kaffee vorgesetzt, kleiden alsbald die Leiche, selbst wenn sie noch warm ist, aus, legen sie auf ein Rüstbrett und ziehen ihr das Sterbehemde an, welches — eine bedeutsame Sitte, — bei Eheleuten in dem, nur bei der Hochzeit und im Sarge anzuziehenden Brauthemde besteht. Von diesem Augenblicke an, bis zur vollendeten Bestattungsfeierlichkeit, herrschen die Nachbarn unbedingt im Hause, ordnen Alles an, besorgen die Einladungen, machen das Grab, müssen die Küche bestellen und liefern dazu etwas an Milch und Butter.

Das Begräbniß findet um 12 Uhr Mittags statt, und es werden dazu alle Nachbarn mit ihren Frauen, Kindern und selbst sehr weitläufige Anverwandte, auch wenn sie mehrere Meilen entfernt wohnen, eingeladen. Man findet sich um 11 Uhr im Sterbehause ein, wo sofort Kaffee, Branntwein und frisches pures Weizenbrod, Platz genannt, vorgesetzt werden.

Inzwischen wird der Sarg auf einen Wagen gesetzt und mit einem schwarzen Tuche behängt. Drei voreinander gespannte Pferde ziehen den Wagen nach dem Kirchhofe, wobei auf dem vordersten und dem Mittelpferde ein Lenker sitzt.

Bei der Beerdigung selbst hält der Geistliche die Grabrede, zieht mit dem Leichenconduct in die Kirche und spricht dort die Leichenpredigt.

In's Sterbehaus zurückgekehrt, findet man ein großes Mahl aufgetischt, bestehend aus stark mit Muskat gewürzter Rindfleischsuppe, Rindfleisch ohne Beilage, gekochtem Schinken mit Sauerkohl und Weißkohl. Es folgt dann Reisbrei mit Muskat bestreut und endlich reines Weizenmehlbrod mit Butter.

Eine Stunde nach Beendigung dieses Mahles wird Kaffee mit Platz servirt, wozu die Raucher Tabak und lange holländische Pfeifen erhalten. Darauf unternimmt man, wenn die Witterung es gestattet, eine Promenade durch die Aecker und Abends zwischen 11 und 12 Uhr ißt man Schinken und Eier zu Nacht. An Bier und Branntwein darf es niemals fehlen.

Die Menge dieses Aufwandes zwingt ärmere Leute gegen das muthmaßliche Ende, namentlich älterer Angehöriger hin, bei Zeiten Vorsorge zu treffen. „Mein Vater," heißt es dann wohl, „is verschlieten (verschlissen). Ich muß auf Bretter für die Lade und auf's Leichenessen sparen." Natürlich geht es in solchen Fällen nach der Decke her.

Hochzeit und Kindtaufe werden, gegen die letzte Ehre gehalten, sehr einfach begangen. Nur reiche Bauern geben vor oder nach der der ehelichen Verbindung, jedoch nur zuweilen, einen Tanz.

Wir scheiden hiermit von der clevischen Niederung und gehen zu einem interessanten District auf der Höhe über, dessen Schilderung dem Leser Ersatz für eine Darstellung der Wirthschaft der Plateaugegend in weiterem Umfange, die in vielen Punkten mit der am Westrande der Niederung bei Alpen und Calcar wesentlich übereinstimmt, bieten mag. Da mir die Verhältnisse nicht gestatteten, mich oben nach den Besonderheiten persönlich umzuthun, so schweige ich lieber davon, als daß ich durch Andere schon Vorhandenes dem Leser aufwärme.

B. Bönninghard.

Die Colonie auf der Kiesbank Bönninghard bei Alpen, Kreis Geldern.

Erster Abschnitt.

Naturhistorisches. Geschichtliches. Statistisches.

§ 1. Einführung.

Die nachfolgenden Seiten enthalten die Schilderung einer Colonie aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, von welcher man sich unter dem niederrheinischen Publikum die Vorstellung einer halbwilden Höhlenbewohnerschaft in geselliger, und der höchsten Sterilität in landwirthschaftlicher Beziehung macht. Ich kann hoffen, durch Erzählung dessen, was ich von dieser nationalökonomischen Anonalie, einer unmittelbaren, vielfach mit der Niederung in Berührung stehenden Nachbarin derselben, an einem Nachmittage gesehen, und außerdem durch Herrn Roß auf Loo und die Herren, beigeordneter Bürgermeister Bösken und Schullehrer Hengstenberg in Alpen erfahren, den Lesern dieser Blätter einen belehrenden Strauß von mannigfaltigem Farbenwechsel darzubieten.

Wegen mancherlei Verschiedenheiten von den, in der Niederung gefundenen Verhältnissen, bin ich hier von der dort befolgten Anordnung hin und wieder etwas abgewichen, und habe auch die einzelnen §§ ihrer Kürze, so wie der Raumsparung wegen, nicht immer mit besonders abschneidenden Ueberschriften versehen.

§ 2. Name. Lage. Größe. Beschaffenheit. Freiwillige Producte.

Ihren Namen verdankt die Bönninghard der, in der benachbarten Bürgermeisterei Veen gelegenen Bauerschaft Bönning und dem, nach

Einigen Berg, nach Anderen Wald bedeutenden Worte, Hard. So erklärt man, mir jedoch nicht genügend, an Ort und Stelle. Im Gaelo-Celtischen heißt beinn, Berg und àrd, hervorragend, und da in früheren Zeiten Celten in dortiger Gegend gesessen, die Kiesbank auch eine rings-um, meist steil in drei Zungen abfallende Hochebene ist, so dürfte die Erklärung: „vorragende oder ausspringende Höhe," wohl zulässig sein.

Die mathematisch geographische Lage betreffend, so bestimmt sich diese für unsere Zwecke hinlänglich durch die, S. 2 angegebene der Stadt Wesel.

Politisch gehört die Bönninghard dem Regierungs-Bezirke Düsseldorf, dem Kreise Geldern und den Bürgermeistereien Alpen, Vierquartieren, Issum, Sonsbeck und Veen an. Unter diesen Orten sind Alpen, Issum und Sonsbeck Flecken und liegen vom Rande der Hochebene, in gerader Richtung, innerhalb eines Umfanges von 3000 Schritten entfernt.

Der Flächenraum beträgt 12,171 M. M. 40 Ruth. 85 F.

Die geologische Beschaffenheit anlangend, so sagt v. Viebahn, Th. I., S. 9 darüber im Wesentlichen Folgendes: „Die clevischen und geldernschen Berge sind Dünen und Kiesbänke, ein reiner Kiesniederschlag aus den wirbelnden Meeresströmungen vor den einstigen Mündungen der Ruhr, der Lippe, des Rheines und der Maas abgelagert. Der Kies dieser Berge ist durchgehends sehr eisenschüssig und unterscheidet sich sowohl hierdurch als in den einzeln Gebirgsarten, aus deren Trümmern er geschaffen ist, von dem spätern Kiese der Thalebene wesentlich."

Zu diesen Kieshänken gehört nun auch die Bönninghard. Sie hat nur eine natürliche Quelle, und ihre Höhe über der Meeresfläche kann ich nur ungefähr, und zwar nach dem Nullpunkte des Pegels zu Wesel angeben, welcher 49′ 4″ rhein. über dem Spiegel der Nordsee liegt. Die Differenz zwischen diesem Punkte und dem Fuße der Kiesbank zu circa 25′, und die größte Höhe des Haag'schen Hügels am Nordrande zu ungefähr 70 F. über der Thalsohle angenommen, würden circa 140′ Meereshöhe anzugeben sein.

Die Oberfläche ist eine schiefe, vom sanft abfallenden Westrande aus nach Osten ansteigende, nur durch jenen Hügel und nur eine längere, im Uebrigen hin und wieder am Rande durch kürzere, gelinde Wellungen

unterbrochene Ebene. Die äußeren Umrisse derselben bilden ein ziemlich gleichschenkliges Dreieck, dessen, von O. O. S. nach W. W. N. streichende Hypothenuse, von dem Gehöft Birnbaum in der Bürgermeisterei Vierquartieren bis an das nordwestliche Ende des Winkel'schen Busches, $1,_{6}$ Meilen mißt. Die Höhe des Dreieckes auf der Hypothenuse vom südwestlichen Eintritte der Geldern-Wesel'schen Chaussee bis an die „Schanze" am Nordrande der Unterheide, zwischen den Besitzungen Hammersch und Dornmann, ist $0,_{73}$ Meilen à 2000 Ruthen.

Die Umgrenzung bestimmt sich leicht durch die Abfälle der Bank nach der Niederung; denn nur in W. W. N. verläuft sie sich, einen schmalen Streifen bildend, allmälig in dieselbe.

Das Clima ist, wie man schon aus § 2 der vorigen Schilderung weiß, gemäßigt. Der herrschende Nordwestwind führt auf der einen Seite dem undurchlassenden Boden zwar viel Feuchtigkeit zu, weht sie aber auch, bei dem geringen Waldschutze, dann und wann zur Unzeit wieder weg.

Unter den freiwilligen Pflanzenproducten nehmen Heidekraut (Erica) und Ginster oder Besenpfrieme (Genista) die ausgedehnteste Stelle ein, zwischen welchen Weidekräuter für Schafe sich durchdrängen.

Wiesen giebt es gar nicht, und daß die Heide bis in die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts auch waldlos war, ist mir als notorisch berichtet worden.

An nützlichen Thieren ernährt der District, mit Ausnahme der Hausthiere, nur das in der Gegend überhaupt vorkommende Wildpret der Niederjagd.

§ 3. Geschichte und Statistik der Bevölkerung.

Der Anbau der Hochebene geschah durch pfälzische Auswanderer, welche sich, (nach S. 2 des Statuts des Central-Vereines zur Erziehung armer Schulkinder der Bönnigharder Heide), in den 50er bis 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf dem Wege nach Amerika befanden. Auf ihr Ansuchen wurde ihnen das Plateau von den betheiligten Landesherren, Friedrich dem Großen und dem damaligen Erzbischofe von Cöln, zum Anbau eingeräumt. Sie erhielten den angewiesenen

Boden anfangs auf 12 Jahre, später noch länger, abgabenfrei geschenkt und hatten, nach Ablauf der steuerfreien Zeit, einen Gabelzins oder auch einen jährlichen Canon von etwa 20 Stübern für den holl. Morgen (= 3 M. M. 60 Ruth.) zu entrichten. Friedrich II. seines Theils stellte auch einen Schullehrer, mit einem jährlichen Gehalte von 40 Cassenthalern, an. Jedoch ging, mit Eintritt der französischen Herrschaft, die Stelle wieder ein. Seit 1815 steht der District unter preußischem Scepter.

„Trotz der gedachten Begünstigungen, erzählt das Statut, gelang es nur sehr Wenigen, Nahrungsstellen zu begründen; die Uebrigen bemühten sich vergeblich, dem kargen Boden die Mittel zum Unterhalte für sich und ihre Familien abzuwinnen; sie sanken tief in Armuth. Die Mehrzahl mußte Hütten bewohnen, von Rasen erbaut, oder in die Erde eingegraben, die einen höchst traurigen Aufenthalt für Menschen abgeben.

Allmälig hat sich die Bevölkerung durch, aus den Kriegen zurückgebliebene Franzosen, Polen und Deutsche, ferner durch Zuzucht fremdeu Proletariats und durch Fortpflanzung vermehrt."

Trotz dieser Beimengungen und der Berührung mit der, schon sehr dem holländischen ähnlich klingendes Deutsch redenden Nachbarbevölkerung, haben sich noch bemerkbare Spuren des pfälzischen Dialektes erhalten.

Schon durch ein Decret der französischen Regierung vom 27. August 1810, wurde der District unter die nachfolgend aufgeführten Bürgermeistereien, in beistehenden Flächengehalten, vertheilt:

	Morg.	Ruth.	Fuß.
1) Issum	3308	78	60
2) Alpen	1950	115	51
3) Vierquartieren	1426	145	18
4) Veen	2530	45	16
5) Sonsbeck	2955	6	40
Ueberhaupt	12,171	40	85

Von dieser Fläche waren im Jahre 1844 zu Ackerland benutzt, = 2034 M. M. Es kam auf den Kopf der Bevölkerung ungefähr $1^1/_4$ M., der durchschnittlich $1^1/_3$ Sgr. Steuer zahlt. Der Rest der Fläche besteht in Nadelholz, wenigem, schlechtem Laubholze und in nackter Heide, welche letztere mehr als die ganze Hälfte einnimmt."

Der Anbau geschah, der älteren, vorherrschenden Sitte des Landes entsprechend, in zerstreuten Niederlassungen, wahrscheinlich, wie ich aus der Charte schließe, an den, über die Höhe führenden Verbindungswegen zwischen den größeren Nachbarorten. Am dichtesten ist der nordöstliche Theil bebaut. Im Uebrigen liegen die Wohnungen hier und da an den Wegen und den Rändern der Kiesbank mehr als dort, einzeln umher. Neuen Anlaß zu Niederlassungen haben vermehrte künstliche Cisternen gegeben, die sich 1846 nur auf drei beliefen, so daß die Herbeischaffung des Wassers für eine große Zahl der Bewohner eine höchst drückende Last war. An den Rändern hin wird es auch wohl aus der Niederung geholt.

Im Jahre 1834 betrug die Bevölkerung, nach v. Viehbahn, 748 Seelen in 150 Wohnhäusern mit 29 landwirthschaftlichen Gebäuden. Das schon erwähnte, im Jahre 1844 bei G. R. Schaffrath in Geldern gedruckte Statut giebt S. 2 die Bevölkerung für das Jahr 1839 auf 940 Seelen in 180 Familien an, und der Jahresbericht jenes Vereins für 1845 hat die Angabe: „beinahe 1000 Seelen in 190 Familien." Die Nachrichten v. Viebahn's sind, wenn auch die ältesten, so doch wissenschaftlich die genauesten; denn sie erstrecken sich sogar auf die Zahl der, den einzelnen Bürgermeistereien angehörigen Köpfe. Wenn nun auch die späteren Angaben etwas ungenau sein mögen, so sind sie doch, da sie unter Mitwirkung der zunächst betheiligten Verwaltungsbeamten abgefaßt sind, nicht schlechthin zu verwerfen nnd insofern sehr interessant, als sich aus denselben eine Zunahme der Bevölkerung von circa 25 Procent in 10—11 Jahren ergiebt, die nur durch starken Zuzug begreiflich wird. Wir verlassen jetzt diesen Punkt mit der Bemerkung, daß im Jahre 1834, den v. Viebahn'schen Zahlen zufolge, 5 Einwohner, weniger $0,_{75}$, auf ein Wohnhaus kamen. Es geht aus dieser Nichterreichung der gewöhnlichen Durchschnittszahl von 5 Köpfen auf eine Familie schon hervor, daß das Zusammenleben mehrerer Haushaltungen unter einem Dache nur zu den seltenen Ausnahmen gehören kann, wovon mir ein Beispiel nicht zu Ohren gekommen. Die Erscheinung erklärt sich leicht aus den niedrigen Kauf- und Miethpreisen der kleinen Stellen.

Es giebt auf der Heide nur sechs Grundbesitzer, die auskömmlich

von ihrer Landwirthschaft leben, unter denen fünf zwischen 100 und 200 Morgen und einer gegen 100 Morgen bebaut. An diese reiht sich eine, ebenfalls sehr geringe Zahl von Wirthen, welche ihren Feldbau mit 2 Kühen oder der Milchkuh und einem Ochsen, in einzelnen Fällen auch mit einem Pferde betreiben. Auch giebt es einzelne Fälle, in denen Besitzungen von c. 30 Morgen mit einem Pferde allein oder einem Ochsen betrieben werden. Wer weniger als 15 bis 20 Morgen hat, behilft sich entweder mit der Milchkuh als Zugthier, oder läßt die Spannarbeit von einem ansehnlicheren Landbauer auf der Höhe oder aus der Niederung besorgen. Für das Pflügen eines M. Landes wird dann 23 Sgr. gegeben. Häufig ist aber die Kuh nicht einmal das Eigenthum dieser Leute, sondern sie erhalten dieselbe von einem Wohlhabenden zur Fütterung und müssen mitunter noch etwas Geld, etwa einen Thaler, zugeben. In neuerer Zeit ist dieser Gebrauch aber sehr abgekommen, da es nicht selten geschehen, daß die Kuh vom Gerichte weggepfändet wurde.

Zweiter Abschnitt.

Mittheilungen über die Landwirthschaft.

---

§ 1. Einführung.

Die nachfolgenden kurzen Mittheilungen, zu deren begründender Aufzeichnung mir nur eine sehr kurze Zeit in der Unterhaltung mit Herrn Bösken blieb, werden gleichwohl, so hoffe ich, dem erfahrenen Landwirthe eine hinreichende Einsicht in die Betriebsverhältnisse gewähren, zumal er in mehrfacher Beziehung über die Bedingungen derselben durch das Vorhergehende schon orientirt ist.

§ 2. Bodenbeschaffenheit. Düngung. Ackergeräthe und Bestellung. Aussaat und Erträge.

Die, im Durchschnitt 3 bis 5 Zoll starke Ackerkrume, besteht aus einem etwa 20 Proc. Lehm enthaltenden Sande und einer schwachen Menge von Humus, welcher größtentheils aus den, viel Harz haltenden Resten des Haidekrautes und des Ginsters entstanden ist. Durch seine Bildung aus diesen Pflanzen und im Boden enthaltenes Eisenoxyd, ist der Humus sehr schwer löslich, weshalb denn auch vorzüglich Kalk und Seifensiederasche sehr dienlich für die Vegetation sind. Sie müssen zersetzend und erwärmend zugleich wirken. Denn der Boden ist trotz der angeführten Beschaffenheit, was ich anfangs nicht glauben wollte, kalt. Nähere Erwägung der geologischen Verfassung der Kiesbank ergab mir indeß die Ursache. Der cementartig geschlossene, Eisenoxyd haltende Kiesuntergrund läßt nämlich das Wasser schwer durchsickern, in Folge dessen die Saaten bei Frühjahrsfröstenleicht auswintern, was sonst in so sandreichem Boden nicht so leicht geschehen würde. In einigen Wellungen des Terrains ist der Boden lehmreicher und etwas tiefgründiger, daher auch fruchtbarer.

Düngung. Die einzige Hülfsquelle, welche der Boden aus sich selbst zu seiner Verbesserung darbietet, liegt in dem Brennen der gerodeten Haidekrautplaggen, deren Asche wohl auch einen Theil des Eisenoxyds neutralisirt. Auch wird der Harzgehalt der Kräuter zerstört und die im Boden befindlichen Mineralsalze mögen ebenfalls eine günstige Umwandlung erleiden. Einen Morgen abzuplaggen kostet im Accord 4 Thlr. Nach vollendeter Verkohlung wird der Boden zweimal gepflügt und, wenn die Mittel es gestatten, noch Kalk gestreut und zwar 16 Schffl. pro Morgen, der Schffl. zu 7 Sgr. 6 Pf. Die Einstreu wird von den kleinen Leuten nur durch Haidekraut bewirkt, indem sie ihres sämmtlichen Strohes zur Fütterung bedürfen. In der Auffangung und Benutzung der höchst werthvollen Jauche ist man natürlich sehr sorgfältig. Die gewöhnliche Düngung beträgt 20 einspännige Karren Stallmist pro M. Außerdem werden aber noch 12 Schffl. Kalk verwendet, der überhaupt eine sehr große Rolle um so mehr spielen muß, da er

bekanntlich in naßkaltem Boden schwer wirkt. Die großen Wirthe geben jährlich c. 50 Thlr. dafür aus. Kann man Seifensiederasche, von welcher der Schffl. 7—8 Sgr. kostet, haben, so wird von dieser starker Gebrauch gemacht.[1] Auf dermaßen und auch noch mit Jauche gedüngtem Lande gedeiht der Roggen sehr gut.

Ackergeräthe und Bestellung. Der Pflug ist der Hundspflug.[2] Es würde nach meiner Ansicht vortheilhaft sein, wenn man auf der Haide den Umgänger und 4—6furchige Beete einführte, um die Nachtheile des naßkalten Bodens zu mildern. Dies würde zwar in trockenen Jahren Nachtheile haben; allein da diese bei uns die Ausnahme bilden und auf der Haide, trotz des Sandbodens, weniger schaden als nasse, so glaube ich, würde der Vortheil der Beete sich überwiegend zeigen.

Wenn nicht viele Quecken vorhanden sind, welche leicht um sich greifen und nachhaltig nur durch Kalkdüngung zu zwingen sind, so wird zu Roggen zweimal gepflügt In den leichteren Sandboden wird der Saame eingepflügt, in lehmigeren aber eingeeggt. Man wendet auch die Walze an, aber, wie ich glaube, mehr aus Landesüblichkeit, als des wirklichen Bedürfnisses wegen, da in der Regel der leichte Boden sich mit der Egge allein zerkrümmeln lassen muß. In sehr trockenen Jahren mag indeß die Walze zur Bindung der Feuchtigkeit gute Dienste leisten. Der Hafer erhält stets zwei Walzungen, eine, der Buchweizen.

---

[1] Ich finde in meinen Notizen die Angabe von 40 Scheffl. pro M., was sich entweder auf den holl. M. beziehen oder ein Schreibfehler sein muß.

[2] Vorzüge und Schattenseiten dieses Pfluges findet man bei Schwerz, a. a. O. S. 92 ff., entwickelt. Wenn man dort S. 98, anscheinend im Widerspruche mit meiner auf S. 31 in Note 3 ausgesprochenen Behauptung findet, daß das fleißige Ackern im Jülich'schen erst seit 30 Jahren aufgekommen gewesen oder doch erst allgemein geworden sei, so kann dies wohl nur mit einzelnen, in die Zeit des Erwachens der landwirthschaftlichen Wissenschaft fallenden Verbesserungen der Operationen geschehen sein, während die fleißige Ackerarbeit im Ganzen in einem Lande, welches eines altbewährten landwirthschaftlichen Rufes genießt und seit undenklichen Zeiten einen so vielseitig anwendbaren Pflug hat, ganz entschieden als sehr alt angenommen werden darf.

Die Kartoffeln legt man in ganzen Knollen einen Fuß weit von einander, in ebensoweit von einander abstehenden Furchen.

Zur Aussaat nimmt man von Roggen und Hafer 1, von Spörgel 1/4 Berl. Schffl., von Kleesaamen 8—10 Pfd., Kartoffeln 8 Schffl. Man säet den Roggen nach Michaelis, den Hafer bei Auslauf des Eichenlaubes, Flachs mit Anfang und Buchweizen vom halben Mai an, Sommerrübsen und Spörgel in zweiwöchigen Abschnitten. Letzterer geräth in feuchten Jahren sehr gut.

Als Erträge gab man mir an: von Roggen 8 Schffl., Hafer 10 Schffl., Gerste, die nur in einigen Wellungen gebaut werden kann, bei sehr guter Düngung, 10 Schffl.; von Kartoffeln, welche etwas schleimig zu werden pflegen, 75 Schffl.; von rothem Klee, nur sehr vereinzelt anbaufähig, 1200 Pfd. pro M. M. Flachs erreicht bei hinlänglicher Düngung 3 Fuß Höhe und wird sehr gut. Roggen, Hafer, Gerste und Buchweizen fallen meist in mittelmäßiger Qualität aus.

Vergleicht man diese Erträge mit den am Fuße der Kiesbank, auf Loo erhobenen, und zieht mit in Betracht, daß dort auch der leichte Boden besser, und schwerer mit in Frage kommt: so stellt sich der Unterschied bei mehreren Saaten nicht gerade als ein sehr wesentlicher heraus. Doch muß man bedenken, daß durch die stärkere Anwendung von Kalk und Asche die Reinerträge auf der Höhe vertheuert werden, wogegen die Grundsteuer wieder viel niedriger ist.

§ 3. Viehwirthschaft.

Diejenigen Bewohner des Districtes, welche in der Bürgermeisterei Alpen Grundstücke besitzen, haben auf dem Exercierplatze, der einen Theil der Haide einnimmt, freie Hutung. Zur Befriedigung des nothwendigen Futterbedarfes wird der größte Theil desselben in der Rheinniederung gekauft und die Großen müssen durchschnittlich im Jahre 70 Thlr. darauf verwenden. Im Jahre 1846 wurde der Centner (à 100 Pfd.) Rheinheu mit 15 Sgr. bezahlt. Dabei wird die ganze Ernte von den Käufern selbst besorgt. Das Heu wird zur Fütterung mit Stroh gemengt und dann gebrüht.

Von einer selbstständigen Viehzucht kann natürlich keine Rede sein.

Das Rindvieh kommt meist aus der Grafschaft Mark und Westphalen und ist von einem leichteren Schlage, als der in der Niederung übliche. Eine magere Kuh von 600 Pfd. Gewicht wurde um die Mitte der 1840ger Jahre mit 40 Thlrn. bezahlt; fett gemacht, je nach den laufenden Fleischpreisen, mit 60 bis 80 Thlr. Die Fettigkeit, welche diesen Preis voraussetzt, ist jedoch auf der Bönninghard, ohne unverhältnißmäßige Opfer, nicht zu erzielen, sondern nur auf den Rheinweiden.

Pferdezucht wird natürlich ebensowenig betrieben.

Schafe halten nur zwei Besitzer, in Heerden von 50 bis 60 Stück. Es sind, grobe Kammwolle tragende Thiere, 60 bis 70 Pfd. schwer und werden mit der Wolle gegenwärtig bis zu 7 Thlr. verkauft. Die Wolle allein gilt 8—10 Sgr. pro Pfund.

Die Schweinezucht geht auch bei den Großen nicht viel über den Hausbedarf und die Kleinen haben Noth, daß sie diesen erzielen, selbst bei eingeschränktem Verbrauche. Oft verkaufen sie sogar einen Theil des geschlachteten Thieres.

§ 4. Noch einige allgemeine Notizen. Fruchtfolgen.

Auf den Kopf der Bevölkerung kämen, wie schon gesagt, i. J. 1845 $1^1/_4$ M. M. Ackerland, welches, je nach Qualität, 1—2 Sgr. Grundsteuer entrichtet. Ungerodetes Land ist völlig frei.

Bei der Mehrzahl der Besitzungen findet gute Zusammenlage statt.

Die Preise des Bodens schwankten 1846 zwischen 10 und 20 Thlrn. pro M. M. Jedoch war der Durchschnitt näher an 20 Thlr.

Der jährliche Pachtpreis belief sich in der Regel auf 1 Thlr. pro M. M.

Ueber die Tagelohnpreise ist das Nöthige S. 104 angegeben.

A. Fruchtfolge im Dreeschlande:

1) Dreeschbraache. 2) Roggen, gedüngt. 3) Roggen. 4) Hafer, welcher, wenn die Leute Mittel haben, gedüngt wird. Unter dieser Voraussetzung wird auch wohl statt des Hafers der Stoppelroggen gedüngt. Bei den meisten Wirthen liegt die Hälfte des Landes stets dreesch.

B. Im alten Lande:

1) Roggen mit Klee, gedüngt. 2) Rother, meist aber weißer Klee, zum Abhüten. 3) Roggen. 4) Hafer. 5) Kartoffeln oder Buchweizen, gedüngt oder gekalkt.

Diese Fruchtfolge können nur die sechs Großen, durch Zukauf von Heu und Düngmitteln, durchführen. Auch würde es ohne dies nicht möglich sein, den Klee alle fünf Jahre wiederkehren zu lassen.

Es wird außer den genannten Früchten auch noch Sommerrübsen, Flachs und Spörgel gebaut, wozu man einen Theil des Sommerfeldes verwendet.

Dritter Abschnitt.

Allgemeine Erwerbs- und Lebensverhältnisse.

---

§ 1. Nationalökonomische Grundlage.

Die kurze Darstellung der hierhin gehörigen Gesichtspunkte kann zugleich als Ergänzung der vorigen Schilderung gelten. Absichtlich überging ich sie dort, um sie desto mehr zur Hervorhebung der bönningharder Zustände in ununterbrochener Darstellung benutzen zu können. Ich werde sogar einige Thatsachen aus der clevischen Niederung wiederholen.

Für den Verkehr mit den wohlhabenden Nachbargegenden ist die Bönninghard günstig gelegen. Um den Rand umher, in mäßigen Entfernungen, liegen, außer den schon genannten Flecken, von denen jetzt keiner unter 850, Sonsbeck wohl 1400 Einwohner haben wird, noch mehrere Dörfer und zwischen diesen zahlreiche Weiler und Einzelnhöfe. Es durchschneidet die geldern-weselsche Chaussee den District ziemlich in der Mitte und dicht bei Alpen läuft die große, linksrheinische holländische Straße vorüber. Ueberall wo man hinblickt, stehen dem

Verkehr in geringer Entfernung Land= und Wasserstraßen, auch Eisen=bahnen offen.

Die Haupterwerbszweige des Kreises Geldern sind Ackerbau, Wiesenbau, Viehzucht, Käse= und Tabakfabrikation, Waldbau, Holz=handel, so wie Land= und Wasserfrachtwesen. Die Industriezweige der Weberei, Spinnerei, Färberei, welche in den südlicheren Theilen des Reg.=Bezirkes so außerordentlich blühen, kommen im Kreise Geldern nur sporadisch vor.

Nach dem Vorstehenden sollte man glauben, daß, obgleich die Na=tur unser Plateau sehr verwahrlost hat, doch die, in keiner Richtung ferne Ebene Gelegenheit zu lohnendem Verdienste in Menge darbiete und der Wohlstand der Höhenbewohner im Allgemeinen nicht sehr unter dem Maaße der Tagelöhner und der Klasse kleiner Käthner in der Um=gegend stehe. Allein dem ist nicht ganz so.

Den Gemeinden, unter welche man den District vertheilte, wurde mit den Heideleuten nur eine sehr starke, den communalen Vermögens=verhältnissen von vorn herein widersprechende Armenlast aufgebürdet. Den Zugewiesenen war somit nicht in dem Grade geholfen, wie es unter Umständen der Fall ist, in welchen die Armen mit einer ent=sprechenden Zahl Reicher und Wohlhabender zu einem ökonomisch wohl=geordneten Verbande verschmolzen werden. Hier aber, wo im ganzen Heidedistricte nur sechs Besitzer von ihrem Gewerbe sich auskömmlich, und zwar durch Landwirthschaft nähren, die Mehrzahl dagegen nur 2 bis 10 Morgen hat und Viele nicht einmal eine ihnen selbst gehörende Kuh besitzen: hier wurden die Eingewiesenen für das Armenwesen der aufnehmenden, durchaus nicht reichen Gemeinden eine solche Bürde, daß jenen ein kaum besseres Loos als das bisherige zu Theil ward. Das Verhältniß ist um so drückender, als die Verarmten aus entfern=teren Gemeinden, bis zur neuesten Periode der strengeren Regelung des Heimathwesens, auf der Kiesbank eine Zufluchtstätte zu suchen ge=wohnt waren. Wie weit sich aber der Begriff der Armuth hier erstreckt, geht daraus hervor, daß diejenigen Angesessenen, welche nebst Wohnung 2 bis 3 Morgen Land besitzen, Arzt, Arznei und Schulgeld aus öffent=lichen Mitteln erhalten; ja es geht hinsichtlich des Schulgeldes noch

viel weiter. So kommt es, daß die in den benachbarten Kreisen herrschende Vorstellung von dem sittlichen und ökonomischen Zustande der Bönningharder das Abenteuerliche vollständig erreicht, und sie dürfte bei Vielen dem schauerlichen Bilde entsprechen, welches man sich von der Heide in Shakspeares Macbeth zu machen pflegt. In der That, berührt man, wie ich, bei grauem Himmel einen Strich der Landschaft zur Zeit einer länger anhaltenden Trockenheit und sieht aus dem kargen, schwärzlichen Boden, die, meist aus schwarzen Heideplaggen aufgeführten und mit Besenpfrieme gedeckten, zuweilen sehr kümmerlichen Hütten hin und wieder aus der verfinsterten Fläche hervorragen: so drängt sich der Phantasie des Beschauenden unwillkührlich jener Vergleich auf. Er findet es dann begreiflich, daß der Missionsverein im Wupperthale an dem Districte ein, für seine Bestrebungen so geeignetes Feld erblickte, um sich bewogen zu fühlen, Missionaire hinzuschicken.

Man denkt sich im Lande umher unter Bewohnern nur Menschen, welche entweder betteln gehen, oder mit Kehrbesen, rheinabwärts bis Cleve, stromauf bis Neuß hausirend, ihre dürftige Erscheinung zur Schau stellen, so daß noch in ziemlicher Entfernung jeder schlechtgekleidete und genährte Schiebkarrenführer, vorzüglich mit Besen, unter der Angabe, er sei ein Bönningharder, vorzugsweise auf Almosen Anspruch machen und deren Gewährung hoffen kann.

Indeß so ärmlich die meisten Hütten auch aussehen, so darf man unter denselben sich doch keine eigentlichen Höhlen vorstellen; obgleich diese Bezeichnung für die Wohnart der Bönningharder, selbst in deren Nachbarschaft, sehr gäng und gäbe ist; auch aus Gefallen an romantischer Curiosität von Solchen beibehalten und fortgepflanzt wird, welche wissen, daß der Zustand nicht ganz so wildheitmäßig ist, als sie ihn schildern. Es würde schon einen zu grellen Abstich gegen die allgemeine Landessitte, in Bezug auf Ordnung und Reinlichkeit im Innern, voraussetzen heißen, wenn man sich dasselbe etwa als ein düsteres, polnisches Judenloch vorstellen wollte; denn die, für alle bestimmte Stube ist doch stets getüncht und ich habe den Anstrich nirgendwo mehr verdunkelt gefunden, als bei geringen Leuten am Niedernhein überhaupt.

So tritt man auch nicht unmittelbar aus dem Freien in die Stube sondern in einen Vorraum, welcher noch einen, aus theils gespaltenen, theils ungespaltenen, meist auch ungeschälten, $1^1/_2$ bis 2 Zoll starken Stangen gebildeten Verschlag, enthält, in welchem die Kuh oder Ziege nebst Schwein sich befinden. Dieser Verschlag ist zuweilen in mehrere kleinere durch dieselbe Vorrichtung geschieden.

Daß aber das Innere nicht allerwärts gleich ordentlich gehalten wird, geht aus der individuellen Verschiedenheit der Besitzer hervor, welche, in Folge ihrer hausirenden Lebensweise und besonderen Lage, mehr oder weniger gegen häusliche Ordnung und Behaglichkeit abgestumpft sind.

Die Bezeichnung „Höhlenbewohner" kann nur daher rühren, daß, wie schon bemerkt, zur Anlage der kleinen Hütten in früheren Zeiten gegen den Wind schützende Vertiefungen in den Boden gegraben wurden. Dieß ist aber schon seit längerer Weile abgekommen und man wußte nur noch zwei derartige Beispiele anzuführen. Gesehen habe ich keines derselben.

Die Kosten eines, aus Heidekrautplaggen aufgeführten Hauses berechnen sich, nach Angabe des Herrn Bösken, wie folgt:

	Rthlr.	Sgr.
12 Dachsparren, à 8 Sgr. pro Stück . . .	3	6
20 Rippen, à 15 Sgr. pro Stück	10	—
3 Fenster, à 1 Thlr. pro Stück	3	—
3 Thüren, à 1 Thlr. 15 Sgr. pro Stück .	4	15
700 Stück Mauerziegel zur Esse	3	15
Zimmerlohn	2	—
Maurerlohn	1	—
Summa	27	6

Dabei sind die Decken entweder mit Besenpfriemen oder Kiefernstöcken gelegt, und es ist das Abhauen und Aufsetzen der Plaggen, so wie die Bedachung durch Pfriemen mit Plaggenfirst, nicht gerechnet. Eine neue Hütte dieser Art, welche ich sah, gab jährlich 3 Thlr. Miethe. Ein Fachwerkhaus mit Ziegeln gedeckt, zwei Stuben, Küche und etwas Deelraum enthaltend, kommt auf etwa 100 Thlr. zu stehen.

Ich will hier zugleich die Angabe über den Bedarf an Feuerung anschließen. Das hauptsächlichste Bedürfniß der kleinen Leute wird durch Lese- und Stockholz aus Privat- und königlichen Waldungen bestritten und das Fehlende müssen Steinkohlen und Torf ersetzen. Der Gang Fettsteinkohlen, à 144 Pfd., kostet 8 bis 9 Sgr., das 1000 Torfziegel, je nach Qualität und Entfernung, $1^1/_2$ bis 2 Thlr. Das kleinere Steinkohlengemenge wird aber scheffelweise, durchschnittlich zu zu 5 bis 6 Sgr. pro Scheffel verkauft. Man schlug die Zubuße der der kleinen Leute zum Leseholz auf über 3 Thlr. an.

§ 2. Genaueres über den täglichen Erwerb und Vergleichung desselben mit dem, der benachbarten Tagelöhner.

Den Erwerb der Leute durch Handarbeit betreffend, so wird zuvörderst von den Heidebewohnern, außer zur Erndtezeit, wenig getagelöhnert. Außer dieser Zeit geschieht es in der Regel nur bei Spannviehbesitzern zum Abverdienst des Ackerlohnes. Von der Mehrzahl wird die meiste Zeit auf Besenbinden verwendet, welches, abgesehen von der gewährenden größeren Unabhängigkeit und Bequemlichkeit, mit der Nöthigung zu häufiger Abwesenheit von Hause verknüpft ist. Anfertigung der Besen und persönlichen Vertrieb derselben im Lande umher, unternehmen gewöhnlich auch solche Leute, welche Häuser im Preise von 150 bis 170 Thlr. und dabei 15 bis 20 Morgen Land besitzen. Man rechnet, daß ein Mann mit der Frau wöchentlich 100 Besen, zum Preise von 8 bis 10 Pf. pro Stück, machen kann. An den entfernteren Orten, z. B. in Neuß, wird auch wohl 1 Sgr. bezahlt. Auf der Reise, die im Durchschnitte 2 bis 3 Tage dauert, kann man täglich 2 bis 3 Sgr. für Zehrung, Quartier, Hundefutter und Chausseegeld für den Schiebkarren rechnen. Bei einem Durchschnittspreise von 9 Pf. pro Stück bleiben dem Verfertiger also, nach Abzug der Reisespesen, 1 Thlr. 15 Sgr. wöchentlicher Verdienst, wovon für Anschaffung, Unterhalt und Abnutz des Schiebkarrens und der Schneidewerkzeuge noch ein kleiner weiterer Abzug gemacht werden muß. Dagegen bringt man auch mitunter alte Kleidungsstücke, oder den Erlös für dieselben,

mit nach Hause, oder bekommt bei guten Kunden etwas zu essen. Wie Beides in meinem elterlichen Hause geschah, so wird es auch anderwärts der Fall sein.

Wir wollen hiermit die Tagelohnpreise in der Umgegend vergleichen. Eine verwachsene Mannsperson erhält im Sommer bei 11 Arbeitsstunden täglich 7 Sgr., eine Frauensperson 5 Sgr.; im Winter jene 6, diese 4 Sgr., wobei sie sich stets selbst beköstigen. So waren die Preise im J. 1846. Sind sie, was ich glaube, gestiegen, so sind es die der Besen, nach einfachen, nationalökonomischen Gesetzen, höchst wahrscheinlich auch. Jedenfalls sind die obigen Thatsachen für den vorliegenden Zweck ausreichend. Die Gesindelöhne anlangend, so bekommt ein erster Pferdeknecht jährlich 40, ein zweiter 26, ein dritter oder Junge 18, eine Gesindeköchin 20 und eine Viehmagd 13 Thlr. Mit zu veranschlagende Nebeneinnahmen kommen so gut wie gar nicht vor.

Der Bauer rechnet, wenn er Tagelöhner beköstigen muß, 4 Sgr. für Lohn und ebensoviel für Kost. Dieselbe besteht Morgens aus einer Suppe, enthaltend gleiche Quantitäten Weizen- und Buchweizenmehl und ebenso gleiche Mengen Milch und Wasser mit eingeschnittenen Brodbrocken. Darauf wird noch Butter und Brod, letzteres nach Belieben gegeben. Mittags wird täglich Gemüse und, die Fasttage ausgenommen, eine Fleischspeise, welche nur zur Kirchweihe und hohen Festen aus frischgeschlachtetem besteht, gereicht. Zum Abend giebt es Buttermilchsuppe und Kartoffeln, oder Salat mit Specksauce und Brod.

Unternehmen wir nunmehr, den Erwerb eines Tagelöhners und den eines Besenbinders einander gegenüberzustellen.

Wir setzen für den Tagelöhner 30 Wochen im Jahre an, in welchen er täglich 7 Sgr., und 22, in welchen er 6 Sgr. verdient. Dies macht für die längere Epoche 42 Thlr., für die kürzere 26 Thlr. 12 Sgr. Daneben berechnen wir 26 Wochen, in welchen die Frau wöchentlich 15 Sgr. erwirbt, also im Jahre 13 Thlr. Wir wollen für den Mann jährlich 15 Tage, wegen in die Woche fallender Feier-, Kirmeß- und für eigene Angelegenheiten verwendeter Tage ansetzen, und zwar neun im Sommer zu 7 Sgr. und sechs im Winter zu 6 Sgr., wodurch die

Summen von resp. 2 Thlr. 3 Sgr. und 3 Thlr. 9 Sgr. dargestellt werden.

Für den Besenbinder nehmen wir, wie oben als Durchschnittsverdienst für eine volle Woche angegeben wurde, 1 Thlr. 15 Sgr. oder täglich 7 Sgr. 6 Pf. an. Dies würde, ohne allen Abzug, jährlich 78 Thlr. betragen. Da er aber eine Woche um die andere, wir wollen sagen, durchschnittlich drei Tage auf Reisen ist, so müssen wir 26 halbe Wochen und einen Betrag für Chausseegeld (s. unten) und höhere Verzehrungskosten als zu Hause ansetzen. Er ist, mit Abzug der Sonntage, gerade ein Vierteljahr abwesend; also sind von obiger Summe 19 Thlr. 15 Sgr. zu streichen. Dies berücksichtigt, bleiben 58 Thlr. 15 Sgr. Da er aber ohne Zweifel sich einen Vorrath von Nahrungsmitteln in einem Kober mitnimmt, so wollen wir für Chaussee-, Beköstigungs- und Schlafgeld täglich 7 Sgr. annehmen. Es beträgt dies, für 78 Tage, jährlich 5 Thlr. 26 Sgr. Wie beim Tagelöhner ziehen wir auch hier 15 Feiertage u. s. w. ab; jedoch voraussetzend, daß der Besenbinder, im Ganzen genommen, während der Hälfte der Feierzeit sein geräuschloses, häusliches Geschäft nicht liegen lasse, berechnen wir diese Tage zur Hälfte und machen dabei auch keinen Unterschied zwischen Sommer und Winter. Diese 7½ Tage, den Tag zu 6½ Sgr., nach dem Maaßstabe des Wochenverdienstes berechnet, bringen ihm 1 Thlr. 26 Sgr. 3 Pf. ein. Den Erwerb der Frau während der drei Reisetage des Mannes, dürfen wir nicht übersehen. Sie treten 26 mal im Jahre ein und, den Tag zu 3 Sgr. 4 Pf. angesetzt, werfen sie jährlich, nach Abzug der, schon für die Frau mit berechneten Feiertage, zu 73 Tagen notirt, in runder Zahl 8 Thlr. 3 Sgr. ab. Die gewöhnlichen Sonntage berücksichtigen wir, in dieser Beziehung beide Parteien gleichstellend, nicht; bemerken jedoch, daß wir dadurch den Verdienst des Besenbinders der Wirklichkeit nach in zu geringem Belange erhalten, denn er dürfte nicht selten auch am Sonntag sich auf der Reise befinden.

Stellen wir nun die oben specificirten Posten hier in summarischer Uebersicht einander entgegen, so erhalten wir folgenden Ueberblick:

Oben erhielten wir als Erwerb des Tagelöhners:

	Thlr.	Sgr.	Pf.
in 30 Sommerwochen	42	—	—
in 22 Winterwochen	26	12	—
der Frau	13	—	—
Summa	81	12	—
Hiervon für Feiertage ab	3	9	—
Bleiben	78	3	—

Wir hatten als durchschnittlichen, regelmäßigen

Erwerb des Besenbinders	78	—	—
Feiertags-Erwerb	1	26	3
Erwerb der Frau	8	3	—
Summa	87	29	3
Hiervon für 78 Reisetage, als unmittelbarer Erwerbsverlust, ab .	19	15	—
Für Chausseegeld und Zehrung ab	5	26	—
Summa	25	11	—
Bleiben	62	18	3

Es ergiebt sich also:

Erwerb des Tagelöhners	78	3	—
Erwerb des Besenbinders	62	18	3
Differenz	15	14	9

Es sind in vorstehender Auseinandersetzung mancherlei weniger berechenbare Einflüsse auf Erwerb und Verbrauch beider Classen absichtlich nicht berührt worden, um mit möglichst gleichem Maaße richten zu können. Wenn z. B. dem Besenbinder noch Anschaffung, Unterhaltung und Abnutzung des Schubkarren und bei der Beschäftigung im Hause während des Winters, mehr Feuerung und Licht zur Last fällt, so hat er auf der anderen Seite wieder den Vortheil, bei, im Ganzen genommen, weniger anstrengender Arbeit, die Kleidung und Wäsche mehr zu schonen und weniger Nahrung zu bedürfen, und da er, mit Abrechnung derjenigen Tage, welche er auf dem auswärtigen

Verkaufe zubringt, in der Regel immer daheim und die Frau auch wenig abwesend ist, so kann hier das Haus-, Garten- und Ackerwesen viel besser wahrgenommen werden, als beim Tagelöhner. Dieser ist nicht, wie der Besenbinder, im Stande, auch des Sonntags etwas zu erwerben und muß, als Ausgleichung für den Schubkarren, mehrere Geräthe, z. B. Sense, Axt, mit zur Arbeit bringen. Bei den Bauern den Ackerlohn für die Bestellung ihres kleineren oder größeren Feldes durch Tagwerke oder gegen Geld abverdienen, müssen Beide. Hat aber der Kiesbänker 12 bis 15 M. Land, von dem die Hälfte dreesch zu liegen pflegt, so spannt er gewiß zum Walzen, Eggen und Einfahren die Kuh an. Will man dagegen einwenden, daß, wenn der Tagelöhner und Kleinkäthner in der Niederung von seinen 3 bis 5 Morgen desto mehr ernte, so ist die Annahme zu generell; weil unter dem Ausdruck „Niederung" nicht das fette Marschfeld des Rheinthales allein zu verstehen ist, sondern die Umgebungen der hohen Heide im Allgemeinen, die im Norden, Westen und Süden großentheils auch nur lehmigen Sand haben.

Sollte aber der Jahresverdienst der Tagelöhnerfrau vielleicht etwas höher anzusetzen sein, als es oben geschah, indem sich der Erwerb der Frau durch Flicken und Waschen für Knechte und Spinnen nicht so ganz genau feststellen läßt, so verlangt es die Gerechtigkeit, der Frau des Besenbinders auch eine Quote häuslicher Extraverdienste anzuschreiben; denn es ist ganz undenkbar, daß beim Besenbinden Mann und Frau zusammen, bei angestrengter gemeinsamer Arbeit, nur $7^1/_2$ Sgr. täglich sollten erwerben können, wenn im Sommer der Tagelöhner allein 7 Sgr. und die Frau außerdem 5 Sgr. zu verdienen vermögen. Ueber eigentliche Faulheit der Erwachsenen auf der Heide habe ich durchaus nicht klagen hören, und so muß, nach allen nationalökonomischen Gesetzen, der Erwerb beider Classen ziemlich gleich sein; sonst würde sich das Besenbinden entweder besser bezahlen, oder es würde von so Vielen nach und nach aufgegeben werden, bis sich das natürliche Gleichgewicht herausgestellt: die Ausgleichung erfolge, auf welche Art sie wolle. Bedenke man, daß es sich hier um den Kampf für die nothwendigsten Existenzmittel handelt. Jedenfalls liegt die Aus-

gleichung mit in dem Umstande, daß der Kiesbänker billiger wohnt als der Tagelöhner in der Niederung, welcher für seinen Kathen und 3 M. Land jährlich 18 bis 20, ja bis 30 Thlr. geben muß, während jener dieselben Nutzungen für die Hälfte, selbst für noch weniger haben kann.

Zu jenen nicht in Betracht gezogenen Erwerbsmitteln für beide Theile ist auch die Beihülfe der Kinder unberührt gelassen.

Gleichfalls würde es überflüssig sein, untersuchen zu wollen, wie durch die nachweisbaren rechtlichen Einnahmen die nothwendigsten Ausgaben bestritten werden; denn das Resultat würde auch hier, wie bei allen derartigen, mir zu Gesicht gekommenen Untersuchungen, nur ein Deficit in den Einnahmen sein.

Aus allem Gesagten darf nun mit Zuversicht geschlossen werden, daß sich die Erwerbdifferenz des Besenbinders von 15 Thlr. 14 Sgr. 3 Pf., gegen den Erwerb des Tagelöhners, durch Inbetrachtziehung der angeführten Umstände, sehr ausgleiche, und die Lage der verdienstfähigen Familien hüben und drüben, von gleichem Besitz und gleichen Kräften, sich compensire.

§ 3. Thatsächliche Bilder aus dem häuslichen Leben.

Um dem Leser noch durch einige Fälle und Züge aus dem häuslichen Leben auf der Bönninghard einen unmittelbaren Blick in die Wirklichkeit zu gewähren, will ich hier einige Beispiele anführen.

Ich fand den Sohn des kürzlich verstorbenen Besitzers einer Landstelle, deren Boden nicht einmal zum schlechtesten gehörte und die ein eigenes Pferd beschäftigte, hinter dem Pfluge unfern der Wohnung. An dieser fiel mir das, nur zum Theil, halb mit Ziegeln, halb mit Stroh oder mit Besenpfriemen gedeckte Dach besonders auf, so daß ich mich über die Verwahrlosung fragend aussprach. „Der Vater," hieß es, „habe das Geld zur Vollendung nie erschwingen können," und die Bemerkung darauf, daß das Haus ja in diesem Zustande keine Abwehr gegen Wind und Wetter biete, ward durch die Erwiderung erledigt: „Ja, da werden die Löcher, so gut es geht, mit Stroh und Heidekraut verstopft." Um aber die Ernte, die unter dem Dache

guten Theils hätte geborgen werden können, unterzubringen, war ein Theil einer benachbarten Scheune gemiethet. Dies ist öfter der Fall.

Neben diesem Beispiele von Indolenz auch ein schöner Zug von warmer Familienliebe. Wir, mein freundlicher Führer, Herr Hengstenberg, und ich, traten in eine Niederlassung, in deren Wohnstube wir auf einer schmalen Holzbank am Bette, ein dickaufgedunsenes, blindes, stummes und sehr schwerhöriges, in hohem Grade stillblödsinniges Wesen weiblichen Geschlechtes in den besten Jahren erblickten. Herr Hengstenberg rief es laut an und fragte nach seinem Befinden. Ein höchst unangenehmes, wieherndes Lachen, von Kopfschütteln begleitet, war das einzige Zeichen des empfangenen Eindruckes. Der Wirth des Hauses, Schwager der Unglücklichen, war inzwischen herangetreten und, indem wir Beide unsere erregten Gefühle über solche tief erbarmungswürdige, gänzliche Unselbstständigkeit und Hülfsbedürftigkeit austauschten, unterbrach uns der Mann und sagte mit dem lebhaftesten Ausdruck der theilnehmenden Aufopferung zu meinem Begleiter: „Ja, Herr Meister! das können Sie aber glauben, ehe wir dem armen Mensch einen Bissen abgehen lassen, leiden wir sammt und sonders selber Hunger!" Herr Hengstenberg bezeugte mir hinterher die Wahrheit dieser Betheurung.

Trotz der, im Allemeinen so ungünstigen Verhältnisse, sind einige fleißige und unternehmende Wirthe unter den sechs größeren Besitzern, zu einem höheren Wohlstande gediehen. Mein Begleiter brachte mich in ein, durch Ordnung und Reinlichkeit von außen wie im Innern sehr ansprechendes Gehöft. Wir fanden nur die Wirthin zu Hause, und auf die, im Sinne der Anerkennung geschehene Bemerkung Herrn Hengstenberg's, daß sie recht wohlhabende Leute seien, welche sich wohl zu einem Vermögen von circa 15,000 Thalern bekennen könnten, wollte die Frau, aus deren ganzem Wesen unermüdliche Rührigkeit sprach, dies zwar nicht so offen zugestehen — denn sie hielt mich für einen landabschätzenden Steuerbeamten — fuhr aber doch mit der rechtfertigenden Bemerkung heraus: „Nun, wenn wir auch was Hübsches zusammengescharrt haben, dann haben wir uns aber auch tüchtig geplagt. Als wir am Morgen nach der Hochzeit aufstanden, hatten wir

kaum die nothwendigsten Kleider auf dem Leib und einen holländischen Gulden baar Geld. Da haben wir aber Beide Tag und Nacht nicht geruht, uns wacker dabei gehalten, am Mund es uns abgespart. Nun aber, da wir so ziemlich alt worden sind, und es — Gott sei Dank! — so mit ansehen können: nun wollen wir uns sachte zur Ruhe setzen, und das Weitere den Kindern, die aber auch keine Faulenzer sind, überlassen."

Darauf führte sie uns zu einem Brunnen, der bis zu einer sehr beträchtlichen Tiefe hatte gegraben werden müssen. „Kucken Sie, Meister — so wird in dortigen Gegenden allgemein der Schullehrer genannt — sagte sie mit dem Ausdrucke sprühenden Selbstgefühles, „kucken Sie mal, der Brunnen, das ist eigentlich mein Werk! Der Maurer, den wir angenommen hatten, der Esel, stand, wie er so bis an's halbe Tageslicht in die Höh' gearbeitet hatte, da, wie der Ochs am Berg und konnt' nicht weiter. Es war dem Schafskopf arg bang, sein Pfuschwerk mögt ihm unter den Füßen zusammenbrechen. Da simulirte ich nun selber, was da zu machen wär', und kriegt es heraus, aus meinem Kopf, und gab dem dummen Kerl an, wie er es machen müßt'. Da sehen Sie, das war probat und der Brunnen steht nun all lang und wird, hoff' ich, noch viel länger stehen." Damit stemmte sie, funkelnden Triumphgefühles voll, beide Hände in die Seiten und wiederholte: „Ik, dat Fruminsch!" — Hineinschauend in den Brunnen, fand ich, daß man, seiner fast spiralförmigen Windung wegen, nur unbedeutend in die Tiefe sehen konnte.

Die Regierung hat seit der Zeit die Mittel zur Anlegung mehrerer anderweiter Brunnen hergegeben. Ueberhaupt nehmen die Behörden, unter diesen auch das Landesökonomie-Collegium, lebhaften Antheil an der Colonie. Was in dieser Beziehung geschehen ist, davon werden die folgenden Seiten kurze Nachricht geben.

§ 4. Staats- und Privatunterstützungen.

„Das Besenbinderhandwerk," sagt das, S. 91 genannte Statut, „trägt wenig ein, ist mit umherziehendem Verkauf im Kleinen verbun-

den, führt zu Müssiggang, Bettelei und noch weiter, und hat den sehr schlimmen Umstand im Gefolge, daß die Kinder dabei beschäftigt, mit umhergeführt und vom nothwendigsten Unterrichte abgehalten, daher der Verwilderung preisgegeben werden.“

Indem ich mit diesen Worten in die nächsten Seiten einführe, mache ich auf die weiteren, vom Statut hervorgehobenen Schwierigkeiten des Schulbesuches für viele Kinder, die in der großen Zerstreutheit der Wohnungen und der Entfernung vom Schulorte liegen, aufmerksam, außer welchen auch der Unmöglichkeit, Mittags nach Hause und dann wieder zur Schule zurückzugehen, etwas zum Imbiß mitzunehmen, selbst sich durch die nothwendigste Bekleidung gegen die Witterung zu schützen, gedacht werden muß.

Man fühlte aus diesen Gründen die Unerläßlichkeit der Abhülfe, wenn sich die Verwahrlosung eines großen Theiles der Schuljugend, die sich im Jahre 1838 auf 200 Köpfe belief, nicht verewigen sollte.

Die betreffenden Communen wendeten sich deshalb an die Regierung, welche, nach genauer Prüfung der Sachlage, die Bildung eines Hülfsvereines anregte und, nachdem dieser zu Stande gekommen war, bewilligte das Ministerium i. J. 1841 eine Erhöhung des, schon seit mehreren Jahren gewährten Zuschusses von 50 Thlrn., auf 300, und zwar für die Periode bis zum Ende des Jahres 1843. Durch Beihülfe der Gemeinden und anderer Freunde der Sache, gelang es nun zwar, schon i. J. 1841 die Bekleidung und mittägige Beköstigung eines Theiles der Kinder zu bestreiten. Allein die vorhandenen Mittel reichten nicht aus, und so erhielt man im J. 1842 die Erlaubniß zu Einsammlung freiwilliger Beiträge in den Kreisen Geldern, Cleve, Kempen, Crefeld, Duisburg und Rees. Man sah sich nunmehr im Herbst 1843 befähigt, allmälig 90 Pfleglinge beider Confessionen nothdürftig, aber ordentlich und reinlich zu kleiden und fünfmal wöchentlich Mittags zu beköstigen. Bedarf es hervorgehoben zu werden, wie sehr dadurch der edle Zweck, das sittliche Wohl der Kinder zur fördern, indem sie nicht allein zu geistiger Ausbildung, sondern auch zu Zucht und Ordnung angehalten wurden, sich erreichen ließ? Die wesentlichsten

Verdienste um die Sache erwarb sich der verstorbene Präsident der Regierung zu Düsseldorf, Freiherr von Spiegel-Borlinghausen, und der Bischof der evangelischen Landeskirche, Herr Dr. Roß zu Berlin.

Man bemühte sich aber nicht blos, für das Wohl der Kinder als Schüler, sondern auch nach ihrem Austritte aus der Anstalt zu sorgen, indem man es sich angelegen sein ließ, sie als Lehrlinge oder Dienstboten bei den vertrauenswürdigsten Leuten unterzubringen. Ferner hatte Herr Geh. Commerzienrath Diergardt zu Viersen die sehr rühmenswerthe Bereitwilligkeit bethätigt, eine Anzahl von Knaben als Lehrlinge der Weberei in seiner und in den Fabriken von Freunden unterzubringen. Zur Ermunterung der Eintretenden verwendete er ein Geschenk, welches die, damals noch in Düsseldorf residirende Prinzessin Friederich von Preußen K. H., ihm zur Unterstützung der Bönningharder Zwecke gnädigst überwiesen, dazu, den fleißigsten Lehrlingen von der Heide eine Inscription von 5 Thlrn. auf die Sparkasse zu Viersen zu kaufen, um den Sinn für Fleiß und Sparsamkeit in denselben anzufeuern. Allein das Jahr 1848 hat den angeborenen Hang zum Umherschweifen in den jungen Gemüthern wieder aufgeregt und die junge Saat zerstört. Wenn hier Humanität helfen soll, kann es nicht anders geschehen, als durch Verschmelzung derselben mit consequenter Strenge.

Außer der, zu Alpen befindlichen Elementarschule waren noch zwei Strickschulen errichtet worden.

Bei manchen Lesern glaube ich ein Interesse für Mittheilung der Einnahmen und Ausgaben des Vereins, wie sie in dem Jahresberichte vom 14. März 1816 mir voliegt, voraussetzen zu dürfen.

Einnahme:

	Thlr.	Sgr.	Pf.
Zuschuß aus Staatsmitteln	350	—	—
Sonstige Beiträge	482	24	3
Summa	832	24	3

Ausgabe:

	Thlr.	Sgr.	Pf.
Auslage für Kleidung	214	16	11
Für Verpflegung (Mittagessen)	546	27	10
" die Strickschulen	14	—	—
" Strickmaterial	9	5	7
" sonstige Ausgaben	1	24	—
Verwaltungskosten (keine)	—	—	—
Vorschuß der Rechnung pro 1844	14	15	1
Summa	800	29	5
Betrag der Einnahme	832	24	3
Also Bestand . . .	31	24	10

Nach dieser Vorlage eine genaue Berechnung über die Ausgaben für Beköstigung pro Kopf anstellen zu wollen, würde unzulässig sein, da man nicht wissen kann, wieviel Schulversäumnisse durch Krankheit, allzuschlechtes Wetter und nicht ganz zu hemmende Verwendung der Kinder zur Aushülfe der Eltern, vorkamen. Deshalb wird die Nachricht des Herrn Bösken befriedigender klingen, daß im Durchschnitte der, dem Jahre 1846 kurz vorhergegangenen Jahrgänge, diese Kosten pro Kopf täglich 1 Sgr. 4 Pf., im theuren Winter und Frühling von 1846 aber 1 Sgr. 6 Pf. betragen hatten. Auch die Bekleidungskosten lassen sich nicht genau aus dem Vorliegenden ermitteln, und es muß dem Leser deshalb überlassen werden, sich aus den früher angegebenen Zahlen einen Divisor zu bilden. Nimmt man 70 Kinder an, so betragen die Bekleidungskosten, mit Weglassung der unbeträchtlichen, hier nicht mathematisch wesentlichen Spitzen, pro Kopf 3 Thlr. 2 Sgr.; die für Beköstigung 3 Thlr. 24 Sgr., und die des Durchschnittes der Gesammtsumme, in welche die Ausgaben für Lehrergehalt, Lehrmittel und Heizungsbedürfnisse nicht eingerechnet sind, 11 Thlr. 13 Sgr. Die Bekleidung war ordentlich, aber selbstredend auf das Nothwendigste beschränkt.

Es ist mir auf neuere Anfragen nach dem Ergehen des Vereins

und nach sonstigen Angelegenheiten der Kiesbank zwar eine Antwort, aber nur eine sehr dürftige geworden.[1]

Man schreibt mir Folgendes:

„Mit der Bönninghard ist's nichts. Der Verein, den der verdienstvolle Regierungspräsident v. Spiegel gestiftet, gelenkt und gepflegt hatte, ist 1851, durch Beschluß des Vorstandes, aufgehoben. Ein Rest von 340 Thlrn. ist zu $^2/_2$ und $^1/_3$ auf die katholische und evangelische Schule zu Alpen, woselbst die meisten Colonenkinder unterrichtet werden, vertheilt worden. Neuerdings ist ein neuer Verein zur Gründung einer Schule für die evangelischen Colonenkinder zu Stande gekommen und so viel Geld, über 1500 Thlr. gesammelt, daß eine Schule gebaut und ein Lehrer berufen ist."

§ 4. Schlußbemerkungen.

Werfen wir jetzt noch einen Rückblick auf die allgemeinen Zustände der Bönninghard, so geht aus allem Gesagten hinlänglich hervor, daß sie eine nationalökonomische Anomalie sind. Man fragt sich unwillkürlich: Wie könnte der Staat und die ganze Ordnung bestehen, wenn an alle Districte von ähnlichen Verhältnissen gleiche Opfer gespendet werden sollten? Es giebt deren aber in der Monarchie wohl nicht wenige, in denen die Gelegenheit zum Erwerb schlechter und die Beschaffenheit von Boden und Clima zugleich nicht ungünstiger sind, als auf der Kiesbank.[2]

---

[1] Ich habe schon wiederholt die Bemerkung gemacht, wie hinderlich die neue preußische Verordnung: Auskünfte über statistische Gegenstände nur mit Erlaubniß der Oberpräsidenten mitzutheilen, für Besprechung wissenschafttlicher Gegenstände ist. Mit der früheren Liberalität, das will ich nicht bestreiten, mag Mißbrauch getrieben worden sein; aber die erschienene Verordnung schüttet das Kind wieder in der entgegengesetzten Richtung mit dem Bade aus.

[2] Im Hannöver'schen z. B. — denn wir können auch das Ausland in Betracht ziehen — steht die Provinz Lüneburg an Regsamkeit und Tüchtigkeit unter allen Provinzen obenan. Und was giebt es da für Gegenden! Armseliger Sumpf- und Sandboden, mehrere Meilen weite Entfernungen eines Dorfes vom andern, auf Fahrwegen

Indeß sei es ferne von mir, als rücksichtsloser Tadler gegen die Kiesbank auftreten zu wollen. Es wird einer Bevölkerung unter solchen Umständen, wie die gegebenen es sind, stets, schon moralisch, sehr schwer, sich emporzuarbeiten. Dazu kommt, daß dem Districte der staatswirthschaftliche Mißgriff der damaligen Regierungen, welcher im Geiste des herrschenden einseitigen nationalökonomischen Systemes lag, zur Entschuldigung gereicht. — Hätte man damals die Leute nach Amerika ziehen lassen, so würden, aller Wahrscheinlichkeit nach, sie selbst sich weit besser befinden und ihre, wie anzunehmen, viel zahlreichere Nachkommenschaft würde mit unter die wohlhabenden Abnehmer preußischer

---

von beliebiger Breite des herrenlosen Urzustandes! Man gehe nur in die Aemter Gifhorn, Knesebeck, und die Amtsvoigteien Bedenbostel und Herrmannsburg.

„Ein eigenthümlicher, dem Urzustande sich nähernder Betrieb der Rindviehzucht lese ich, (Festgabe für die Mitglieder der XV. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe. Beiträge zur Kenntniß der land- und forstwirthschaftlichen Verhältnisse im Königreich Hannover. Hannover 1852. S. das. p. 212.) „fand bis in die neueste Zeit in dem s. g. Flotwedel, einer sand- und grasreichen Niederung der Fuhse, Aue, Erse und Ocker, in den Aemtern Eicklingen, Meinersen und Burgdorf statt. Bei dem geringen Ertrage, welchen das meist schlechte Ackerland lieferte, legte man keinen Werth auf den Dünger des Viehes und ließ dieses — alle Gattungen durcheinander — Tag und Nacht draußen auf den gemeinschaftlichen Weiden, wo es ohne Hirten, in selbstgebildeten Heerden oder Rudeln weit umherstreifte. Die Züchtung geschah ohne weiteres Hinzuthun der Vieheigner, mithin ohne alle Regelung, im Freien. Auch Pferde und Schweine blieben meistens den ganzen Winter über in den Weidehölzern. Bei hohem Schnee ꝛc. ward ihnen wohl etwas Futter hinausgebracht. Selten wußte der Hofwirth, wieviel Vieh er eigentlich besäße. Das so gezogene Vieh war klein und unansehnlich, dagegen von gedrungener Statur, gesund und abgehärtet. Ausgebrochene Seuchen rafften dagegen ab und zu ganze Heerden hin. Seit einiger Zeit — nachdem die großen Weidehölzer und sonstigen Weidedistricte generell getheilt sind, die Specialtheilungen aber jetzt Platz greifen — ändert sich die Scene gänzlich, doch können die neuen Verhältnisse noch nicht recht festen Fuß fassen." — So verschiedenartig die Verhältnisse der Kiesbank von den gezeichneten in einzelner landwirthschaftlicher Beziehung auch sind, so viele Uebereinstimmung hinsichtlich des Bodens findet dennoch zwischen ihr nnd manchen Districten der dortigen Gegend, ebenso mit dem hohen Heiderücken in den Aemtern Oldenstadt, Lüne und Hitzacker sich vor, ohne daß dem größten Theil dieser Gegenden die günstigen allgemeinen Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse der Bönninghard irgendwie zur Seite ständen.

und deutscher Industrieproducte in Amerika zählen. Auch würde, wenn man, nach Abzug von 571 Morgen für den Exercirplatz und die nöthigen Wege, im vorigen Jahrhundert die übrige Fläche von 11,600 M. mit Kiefern angesäet hätte, sie dem Staate jetzt mehr eingebracht und dem allgemeinen Wohl mehr genützt haben, als die, an Steuer-, Consumtions- und Productionsfähigkeit so schwache Bevölkerung. Man würde, nach Abzug der jetzt schon bestandenen Fläche, noch mehrere Tausend Morgen an Staatswaldung gewonnen haben und das Ganze viel ergiebiger bewirthschaften können. So wie die Zustände jetzt einmal sind, können sie aber unmöglich bleiben, wenn der Staat und die Provinz nicht in einem grellen Widerspruche mit allgemein anerkannten staatswirthschaftlichen Grundsätzen bleiben wollen.

Der nächste Weg zur Abhülfe scheint zu sein, sich nicht auf die Erziehung der Kinder allein zu beschränken, — die sogar gegen die Vorstellung: dereinst auf eigenen Füßen stehen zu müssen, erzogen werden — sondern auch auf die Erwachsenen einzuwirken; und da mögte es denn vor allen Dingen gelten, dem Hausirhandel mit Besen Schranken zu setzen. Man hat zwar schon einmal den Versuch gemacht, eine Anzahl von Krämern zu bewegen, die Besen in Commission zu nehmen. Derselbe ist gescheitert, und wie aus mündlicher Erzählung hervorging: weil man sich durch die ersten mißglückten Proben gleich gänzlich von Verfolgung des Zieles abschrecken ließ. Dasselbe kann nur durch einen festen Entschluß der verständigen, es mit den Bönninghardern selbst und dem Gemeinewohl haltenden Hausfrauen erreicht werden, nemlich: ausschließlich von Krämern im Lande den Hausbedarf an Besen zu entnehmen. Denn, so lange diese die Concurrenz mit den, vor die Thüren fahrenden Producenten zu bekämpfen haben, ist für sie an einen lohnenden Absatz des, stets nur geringen Gewinn versprechenden und mit Feuersgefahr verbundenen Artikels, nicht zu denken. Folglich müßten die Krämer, namentlich in den, am Unterheine die große Mehrzahl bildenden Districten mit zerstreuter Anlage der Wohnstellen, das Umherfahren mit Pferdekarren auf eigene Rechnung unternehmen. Es könnte dieß in gewissen Zeitabschnitten, an welche sich das Publikum bald gewöhnen würde, geschehen. Vertheuert brauchten die Besen deshalb kaum

zu werden; denn auf einen zweckmäßig gebauten, einspännigen Leiterwagen, werden sich acht- bis zehnmal mehr Besen laden lassen, als auf einen Schiebkarren; und Zeitversäumniß, Zehrungskosten und Chausseegeld für zehn Besenbinder betragen ohne Zweifel mehr, als für einen Kärner mit Pferd und Wagen in gleicher Zeit. Auch die Prämie für Feuerversicherung kann nicht von merkbarem Einfluß auf den Preis sein. Man frage einmal bei den Versicherungsanstalten, wie viele Brände durch Auskommen in Besenniederlagen im Durchschnitt einer gewissen Jahrenreihe eingetreten sind?

Den größten Gewinn würden aber die Besenbinder bei der neuen Einrichtung machen, indem nun ihnen selbst die Kärner, zur Abholung der Waare, vor die Thüre kommen würden und die Kiesbänker also ihr Haus- und kleineres oder größeres Ackerwesen viel besser besorgen, mehr Land in Cultur nehmen und dabei doch öfter auf Tagelohn gehen könnten, wozu sich Gelegenheit genug bietet. Selbst das Wegfallen der Geschenke würde nur zum Segen ausschlagen, denn: „Wie gewonnen, so zerronnen.“ Ueberhaupt sind, wie überall, so auch auf der Bönninghard, diejenigen Colonisten, ebenso wie ganze Colonien der Vor- und Neuzeit, immer am Besten gediehen, welche sich auf ihre eigene Kraft allein stützten. Es wird dabei nur vorausgesetzt, daß die Ansiedelungen, ihrer Lage und Beschaffenheit nach, keine Treibhauspflanzen waren. Von der in Rede stehenden Colonie kann man aber nicht eigentlich sagen, daß sie dieß sei. Sollte es aber nicht gelingen, durch indirecte Mittel, auch nicht durch Prämien u. dgl., die Leute von dem Umherziehen abzubringen, sollte mit directen Verboten und noch weiter gehenden Präventivmitteln eingeschritten werden müssen: so darf man vor dieser scheinbaren Härte nicht zurückschrecken.

Gleichzeitig mit dem obigen Mittel könnten die Behörden dem Uebel etwa auch dadurch entgegenwirken, daß sie, wenigstens für eine Reihe von Jahren, dienstpflichtige Söhne der Heide in die Handwerkercompagnien der Armee aufnähmen; gleichviel, ob sie Vorbereitung dazu besitzen oder nicht. Dort würden sie sich viel gründlicher an ein stetiges Leben gewöhnen, als unter dem Gewehre. Nach dem Schaden, welcher

durch anfängliches Verpfuschen von Material daraus entstände, könnte nicht gefragt werden; weil es sich darum handelt, ein Erbübel in einer Bevölkerung abzustellen, welche, großentheils durch tadelnswerthe Zulassung der Regierung, in eine, dem Ganzen verderbliche Existenz und Richtung hineingezogen worden ist. Jener unmittelbare Schaden an verpfuschtem Material aber, würde später, durch Ersparung an verschiedenartigen Verwaltungskosten, sich wieder vergüten; namentlich durch Wegfall von Unterstützungen, Schreibereien der Justiz- und Verwaltungsbehörden, Beschränkung des Gensdarmeriepersonals u. dgl. m.

C. Remscheid.

Landwirthschaftliche Verhältnisse in dem bergischen Fabrikdistricte Remscheid.

§ 1. Einführung.[1]

Es scheint nicht uninteressant, nachdem im Vorigen Schilderungen der Landwirthschaft in einer vorzugsweise Ackerbau treibenden Gegend des Reg.-Bez. Düsseldorf geliefert worden sind, denselben eine kurze Darstellung des landwirthschaftlichen Betriebes in einer Oertlichkeit anzuschließen, in welcher derselbe, gedrückt durch sehr ungünstige Natur- und bedingt durch eigenthümliche nationalökonomische Verhältnisse, eine sehr kümmerliche Rolle spielt.

Die deutsche Landwirthschaft ist, wenigstens einem sehr großen Umfange nach, in fast steter Berührung mit Remscheid und seinen Umgebungen. Denn, außer Sicheln, Sensen- und Futterklingen, schickt der District eine zahllose Menge Thür- und anderer Schlösser und sonstiger, zum häuslichen und technischen Gebrauche bestimmter Metallfabrikate in alle Weltgegenden aus.

---

[1] Ich sehe mich veranlaßt, von meiner, im ersten Abschnitte befolgten Anordnung der einzelnen Materien auch hier insofern abzugehen, als ich die Gegenstände der Lage und allgemeiner Natur vorausschicke, indem die untergeordnete Rolle, welche die Landwirthschaft in dem vorliegenden Districte spielt, es zum Verständnisse derselben erheischt, den Leser früher mit den allgemeinen Zuständen vertraut zu machen. In der beschreibenden Praxis darf man sich einmal nicht stets systematisch binden, wenn nicht die Verständlichkeit leiden soll.

Remscheid selbst ward erst eine ziemliche Weile nach der preußischen Besitzergreifung zur Stadt erhoben und wird, im Gegensatze zu den umliegenden Weilern und Einzelnhöfen, noch heute gewöhnlich von den Insassen selbst, „das Dorf" genannt. Es zählte, nach v. Viebahn, i. J. $18^{15}/_{16}$ nur 1173, 16 Jahre später 1370, jetzt aber soll es, nach mündlichen Angaben, schon über 4000 Einw. haben. Die Bewohnerschaft der ganzen, ungefähr eine □Meile einnehmenden Bürgermeisterei, betrug 1832 die Zahl von 9486 Köpfen, ist aber seitdem auf mehr als 13,000 gestiegen. Wohnhäuser waren damals in Remscheid 141, in der ganzen Bürgermeisterei 1001, Fabriken und Mühlen 360 und landwirthschaftliche Gebäude 516. Ueber die entsprechenden jetzigen Zahlen habe ich keine genügende Auskunft erhalten. Abgesehen von der „Stadt" liegen die Wohnhäuser mit ihren sonstigen Bauten, in zehn verschiedenen Ortsbezirken zerstreut, in welchen sie theils 12 s. g. Dorfschaften, von 30 bis gegen 50, oder Weiler von 10 bis 12 Feuerstellen bilden, oder auch als vereinzelte Ansiedelungen umherstehen. Letzteres ist namentlich bei den, an Wassergefällen angelegten Hämmern und Schleifkotten der Fall.

§ 2. Lage. Clima. Ansehen.

Die Stadt Remschied liegt 51°, 10′ N. B. und 4° 42′ ö. L. von Paris und etwas mehr als 1000 F. über den Spiegel der Nordsee.[1] Sie nimmt, mit Ausnahme einer nur sehr wenig höher gelegenen Stelle an der Chaussee nach Elberfeld, den höchsten Punkt in der Bürgermeisterei ein. Letztere ist, nebst einigen benachbarten Bürgermeistereien, von einem großen, sowohl von O. n. W. wie von S. n. N., in seinem Durchschnitte sehr nahe 2 geogr. Meilen messenden Bogen des Wupperflusses umschlossen, den dieser sich durch die Berge brechen mußte. Auch aus dem Umstande, daß in der Umgebung des Ortes, die Quellen sowohl

---

[1] Diese Angaben sind nach denen bei v. Viebahn (S. 2 u. 5.) über die Lage benachbarter Orte und der Generalstabs-Charte von mir annähernd bestimmt.

der bedeutendsten wie der kleineren Bäche nach allen Himmelsgegenden abfließen, ergiebt sich die relativ höchste Lage ziemlich von selbst.

Da die höchsten Punkte des Kreises Solingen gegen 200 F. tiefer liegen und der größere Theil desselben durch das tiefe, warme Rheinthal, außerdem noch durch die westlichen Bergabdachungen nach dem Rheine gebildet wird, v. Hauer aber die mittlere Temperatur des solinger Kreises zu 7° R. angiebt: so darf man wohl, ohne großen Fehler, die des so rauhen Kreises Lennep um einen vollen Grad, wenn nicht noch niedrieger, annehmen. Rauhe Bergluft und häufige Niederschläge sind auch die wesentlichen Eigenschaften des hiesigen Climas. Ost- und Nordwinde wehen im Durchschnitte nur einen Monat lang im Jahre, sind aber sehr auszehrend. Herrschend sind West- und Nordwestwinde die, trotz der Höhe und Gegend, weniger scharf sein würden, wären die Berge ordentlich bewaldet.

Man ist zufrieden, wenn man 8—10 Tage vor Walpurgis Hafer säen kann. Die Kartoffeln legt man zu Anfang Mai. An den Nordseiten bestellt man möglichst früh. Auswintern der Saaten tritt häufig ein und ist nicht dem Clima allein, sondern auch sehr dem schütterigen, nassen Boden zuzuschreiben. Obst gedeiht, wo es nicht in sehr geschätzten Gartenlagen steht, schlecht, und ist in freiem Felde vor Raub gar nicht zu hüten.

Das Ansehen der Gegend, wenn auch mannigfaltige Abwechselung durch Thal und Höhen und mitunter kleine freundliche Landschaftsbilder bietend, charakterisirt sich doch vorherrschend durch einen kalten, grauen Ton, zu welchem die Farbe des Grauwackenschiefers, kahle, oder mit dürftigen, oft von Birken eingesprengten, noch sehr jungen Nadel- und Stocklaubhölzern bestandene Heidekrautflächen, so wie die, unter „Bauwesen" zu schildernde Sitte der Bekleidungen und Anstriche der Häuserwände, das Ihrige beitragen.

[1] Georg Freiherr v. Hauer, königl. preuß. Landrath. Statistische Darstellung des Kreises Solingen. Ein Beitrag zur praktischen Verwaltungskunde. Mit Genehmigung des königl. statistischen Büreau. Köln, 1832. — Eine vorzügliche Arbeit.

§ 3. Grundbesitzerverhältnisse.

Die Grundstücke der einzelnen Angesessenen liegen zerstreut umher und sind sehr gesuchter Gegenstand.[1] Wer nur die Mittel zu erschwingen vermag, lauert förmlich darauf, zu seinem Garten noch soviel Acker und Wiesenland zu legen, um wenigstens eine Kuh, die ihn

[1] Während des Satzes dieses Bogens finde ich eine, mir im Februar 1850 von einem, der preußischen zweiten Kammer angehörigen Mitgliede aus dem Saarkreise, dessen Namen ich bedaure vergessen zu haben, gegebene Notiz wieder auf, welche ich, des Interesses wegen, die sie für das, gegenwärtig lebhaft debatirte alterthümliche Flurverfassungswesen hat, hier noch anbringen will. Die Thatsachen beziehen sich auf die Orte Bettingen, Außen und Gresaubach, Brgm. Bettingen, Kr. Sarlouis, und auf mehrere andere, mir jedoch nicht einzeln genannte Dörfer derselben Gegend. In diesen Gemeinden war bis vor circa 15 Jahren die ganze Gemeinde, Bann genannt, nicht etwa nur die s. g. Almende, Gemeindeeigenthum. Die Mitglieder der Gemeinde waren in verschiedenem Verhältnisse zum Bann berechtigt. Der Maaßstab der Berechtigung wurde in Schuhen und Zollen ausgedrückt. Die Länge des Schuhes war in jeder Gemeinde verschieden, indem er ein Divisor in den ganzen Bann war, dessen Länge durch die Erfahrung beim Messen arithmetisch festgestellt war. Nach dem Augenmaaße gab Referent die Länge des Schuhes, der durch eine rohe, eingekerbte Stange dargestellt wurde — wovon das germanische Museum ein Exemplar zu aquiriren suchen sollte — zu 12—15 F. an. Der Schuh war in 12 Z. getheilt, und der verschiedene Maaßstab der Berechtigung wurde in Schuhen und Zollen zugelegt. Diese Verschiedenheit beruhte in Bezug auf den Einzelnen in Verhältnissen, von denen Ref. sagte, daß sie durch die Zeit verdunkelt seien; er wenigstens könne keine nähere Auskunft darüber geben. So mangelhaft diese, bei einem Glase Wein erhaschte wörtliche Notiz ist, so scheint sie mir immerhin ein nicht unwerther Beitrag zur weiteren Erörterung der streitigen Stellen: Tac. G. c. 26 und Caes. B. G. VI., 22 und IV, 3, zu sein. In Thalfang auf dem Hochwalde, Kr. Bernkastel, wurde, wie es auch Schwerz a. m. a. O., in dem Abschnitt über die Landwirthschaft der Eifel erzählt, nur das s. g. Schiffel- oder Raubsland, seiner Rechtsnatur nach Alemende, in Wechselnutzung gegeben. Erwägt man aber die ungeheure Zersplitterung selbst der, am alten Majorate, dort Stock-Güterwesen genannt, noch festhaltenden eifeler Bauerhöfe, so mögte man annehmen, daß in früheren Zeiten die Verhältnisse wie im Kr. Sarlouis gewesen. Meinestheils bin ich der Ansicht, daß keine der Lesarten bei Tacitus weder, „ab universis vicis", noch „ab universis in vicis", noch, „ab universis per vices", die ausschließlich richtige sei; sondern daß, je nach Autonomie, es hier so, dort so gehalten worden, und die Ab-

mit der allernöthigsten Milch und Butter versorgt, halten zu können; denn bei dem großen Mißverhältnisse zwischen Angebot und Bedarf

---

schreiber des Tacitus dessen ursprünglichen, ebenfalls einseitigen Ausdruck, nach ihrer persönlichen Kenntniß geändert haben.

Da ich nun einmal wieder auf urzeitliche Dinge zu reden gekommen bin, so will ich auch am Schlusse der landwirthschaftlichen Abtheilung dieses Büchleins noch einige Thatsachen anknüpfen, welche, wenn auch in ihrer Art nicht neue, so doch sehr interessante Beweise von der Ausbildung der Sinne in einer Richtung liefern, welche mit der ursprünglichen landwirthschaftlichen Colonisation in sehr enger Berührung stehen. Einige Mittheilung aus dem Ausland 1854, S. 63, kommen mir dazu eben gelegen. Dort heißt es: In der ungeheuren Einöde der Sahara, wo nichts den Weg anzuzeigen scheint, wo der vom Wind aufgeregte Sand die Spuren der Reisenden oft verwischt, hat der Chrebier, Führer der Karavane, tausend Mittel sich zurechtzufinden. Bei Nacht, wenn kein Stern am Himmel scheint, beim bloßen Anblick einer Hand voll Gras oder Erde, die er mit den Fingern untersucht, die er beriecht und mit der Zunge beleckt, erräth er, wo man ist, ohne je sich zu verirren." Schon Ibn Batutah bemerkt: „Ich sah nicht ohne Erstaunen, daß unser Führer, obgleich das eine Auge blind, das andere krank war, den Weg vollkommen erkannte". — Auch Leo Afrikanus berichtet, der Führer seiner Karavane sei auf dem Wege durch eine Augenkrankheit erblindet, habe aber bei Berührung des Grases oder Sandes erkannt, daß er sich einem bewohnten Orte nähere.

Nun wundere man sich noch, daß allenthalben, wo man hinblickt, man in ehemals slawischen Gegenden Deutschlands stets die fruchtbarsten Striche am dichtesten von, noch heute großentheils slawisch gebauten Dörfern besetzt findet. Ganz dasselbe ist mir in deutschen Gegenden, namentlich im Reg.-Bez. Düsseldorf vorgekommen. In den alten Urkunden, bis zum Ende des 13. Jahrhunderts, trifft man am meisten noch heute bestehende Orte, in den linksrheinischen, sehr fruchtbaren Kreisen Neuß (5,292 □M.) und Grevenbroich (4,301 □M.), während man in dem rauhen, gebirgen Kreise Lennep (5,302 □M.) nur einigen, etwa acht, zum Theil sogar streitigen, begegnet. In dem größten Kreise, Geldern, (19,403 □M.) der freilich zum Theil sehr unfruchtbar ist, findet man nur ein paar Orte mehr, als in dem von Grevenbroich. Beide haben gegen 60 aufzuweisen; der von Neuß 42. Ich gebe diese Thatsachen, wie ich sie durch die gewissenhaftesten Forschungen zu ermitteln vermochte. — Unsere heutigen Landwirthe dürften schwerlich sich eines gleich scharfen Blickes wie ihre Vorfahren zu rühmen haben. Freilich liefert die Wissenschaft dafür jetzt ganz andere Proben menschlichen Scharfsinnes, als damals. Unsere Vorfahren waren nichtsdestoweniger ausgezeichnet in Uebung der Sinne und innerhalb der Sphäre des practischen Lebensbedürfnisses, auch sehr tüchtig in Anwendung des Denkvermögens. Darauf deuten einerseits jene Wahlen zu Niederlassungen, andererseits manche ihrer häuslichen, communalen und staatlichen Einrichtungen hin.

dieser Produkte, wünscht man, sei es um noch so hohen Preis, hinsichtlich der Befriedigung auf eigenen Füßen zu stehen. In einzelnen Fällen wird auch das gesammte kleine Areal verpachtet; aber mit dem Vorbehalte, pünktlicher Abführung des festgesetzten Deputates an jenen Dingen. Die kleinen Leute halten sich eine Ziege.

Da hier der Grundbesitzer fast ohne Ausnahme zugleich Fabrikant oder Eisenbearbeiter ist, so sind die Bodenpreise auch in steter, engster Beziehung zu den Handelsconjuncturen. In schlechten Zeiten wird daher immer Land feil und in guten doppelt gesucht. Bei dem Wachsen der Bevölkerung theilen sich die Besitzungen mehr und mehr und steigen die Preise enorm. Von der Mitte der 20ger bis 1846 waren sie um 200 Proc., und sind seitdem wieder um 30 Proc., stellweise noch mehr, hinaufgegangen. Im bezeichneten Jahre galt der M. geringen Ackerlandes 100, mittleren 200 und des besten 300 Thlr. Der M. Wiese wurde zu letzterem Preise und pures Heideland sogar mit 50 Thlr. verkauft. Bei kleinen Parcellen lauten die Forderungen noch viel bedeutender und werden bewilligt; am meisten natürlich zu Bauplätzen nnd zwar auch dann, wenn dieselben in abgelegeneren Oertlichkeiten gesucht werden. Es ist vorgekommen, daß für Parcellen, welche innerhalb des Besitzes Herrn Schlöters, des einzigen größeren Grundeigenthümer und Landwirthes in der Umgebung von Remscheid lagen, — dessen freundlicher, mündlicher Mittheilung ich die meisten dieser landwirthschaftlichen Thatsachen zu danken habe — 800 Thlr. pro M. vergeblich geboten wurden, wogegen sie im Austausche um die Hälfte erlangt wurden. Trotz dem ist es Genanntem geglückt, auf beiden dieser Wege allmälig sich in den arrondirten Besitz von gegen 60 M. Acker- und 15 M. Wiesenland zu setzen. Als im J. 1820 ein Weg gebaut wurde, bezahlte man für die □Ruthe 1 Thlr. Expropriationsgeld. Im J. 1846 wurde dieser Weg anders gerichtet und man bewilligte gerne 3 Thlr. für denselben Raum.

Die letzte Ursache dieser hohen Preise bleibt aber immer die Schwierigkeit, sich stets den ausreichenden Bedarf an frischer Milch, Sahne und Butter zu sichern, wozu die Allgemeinheit der dichten Bevölkerung in der ganzen Umgegend, die Beschwerlichkeit der gebirgigen Wege und die Ungünstigkeit des Bodens in gleichem Maaße beitragen.

Wären wenigstens die Entfernungen leichter zu überwinden, so würde wahrscheinlich auch aus den nächsten Strichen des Rheinthales frische Milch in das so dicht bewohnte Hochland geschafft werden.

Im ganzen Kreise Lennep ist kein Rittergut.[1] Was aber selbst die kleinsten Leute betrifft, so sitzen sie meistentheils auf Eigenthum.

Das rheinische Cataster beruht auf fünf Bodenklassen. In der Bürgermeisterei ist der landwirthschaftliche Culturboden ziemlich in Cl. 2 und 3, die Heideländereien in Cl. 4 gesetzt. Die häufige Stellung in die 2. Cl. wußte man mir nicht genügend aufzuhellen. Da jedoch vor dem, im J. 1828 erfolgten Abschlusse des Catasters eine geräumige Reclamationsfrist gesetzt war, so müssen doch wohl gute Gründe, wahrscheinlich mehr volkswirthschaftlicher Natur, bei der Abschätzung vorgelegen haben.

§ 4. Gesindewesen. Löhne. Beköstigung.

Das männliche Gesinde kommt sammt und sonders von auswärts; vorzüglich aus dem Wittgensteinschen, Siegenschen, Paderbornschen, Waldeckschen, aus Kur- und Gr. Herz. Hessen. Die Miethe setzt man nur dann, wenn man sich schon kennt, auf ein Jahr fest; in der Regel geschieht sie nur auf die Zeit vom Anfang Mai bis Ende August. Im ersten Fall giebt man, nach Umständen, 40 bis 50 Thlr., im anderen $1^1/_3$ Thlr. per Woche.

Die Mägde waren bisher größtentheils an Ort und Stelle, in den benachbarten Gegenden, zu Hause. Sie erhalten jährlich 20 — 30 Thlr.

---

[1] Im Königreich Sachsen zwischen Oschatz und Döbeln, liegen im Umkreise kreise einer starken Stunde nicht weniger als 15 Rittergüter um das Dorf u. R.-G. Noschkowitz umher, nemlich: O. u. U. Steina, O. u. U. Wutzschwitz, Zschochau, Zunschwitz, Goselitz, Lüttewitz, Pomlitz, Gärtitz, Mockritz, Jeßnitz, Rittmitz, Kiebitz und Kattnitz. In Muschten bei Schwiebus i. d. Neumark, waren früher vier R. Güter im Dorfe, sind aber jetzt sämmtlich in der Hand des Dr. Jablonsky. Die beiden Edelhöfe Gr. u. Kl. Kmehlen bei Ortrand a. d. schwarzen Elster sind sogar, was die Schlösser betrifft, unter einem Dache.

Doch wollen sich, namentlich seit 1848, bergische Mädchen kaum mehr zur Viehwartung verstehen und müssen zu diesem Ende auch schon Mägde aus den genannten Ländern beschafft werden. Also auch Junker-, oder vielmehr Jungfernthum von unten!

Knechte bekommen 2 Thlr., Mägde $1^1/_2$ Thlr. unangerechnetes Miethgeld. Damit Durchgehende läßt man in der Regel laufen, weil sie beweisen, daß sie doch nichts taugen und man den kleinen Schaden gern um des ersparten größeren willen verschmerzt. Weihnachts- und Kirmeßgeschenke sind nicht allgemein üblich, sondern richten sich nach dem gegenseitigen Verhältnisse.

Ein Tagelöhner bekam 1846 im Sommer täglich 10, im Winter 6 Sgr., Weibspersonen respective 6 und 5 Sgr.; beide nebst Kost. Seit der Zeit sind die Löhne gegen 25 Procent gestiegen.

Pferdeknechte und Handarbeiter beginnen früh um 6 Uhr; dann wird um $7^1/_2$ Uhr eine halbe Stunde zum Kaffeetrinken geruht. Um 10 Uhr wird ein Kornschnaps gereicht. Kartoffelbranntwein wurde bis 1846 gar nicht getrunken. Ueberhaupt hat das Branntweintrinken, auch das eines Gläschens Liquer zum Frühstück, von Seiten Gebildeter, sehr nachgelassen, dagegen der Genuß des Biers sehr zugenommen. Von 12 bis 2 Uhr ist Ruhe. Um 4 Uhr wird Kaffee gegeben, der, wenn die Arbeit weit vom Hause ist, gebracht wird. Ist man in der Nähe, so kommen, auch selbst die Pferdeknechte, dazu herein, spannen aber nicht aus. Feierabend tritt im Sommer um $7^1/_2$ Uhr ein. Die Tagelöhner müssen vom 1. November an Abends noch Futter für das Rindvieh schneiden, oder sonstige sich darbietende Arbeit verrichten. Gedroschen wird aber bei Beleuchtung gar nicht.

Arbeitet ein Pferdebesitzer für Fremde, so kommt er um $6^1/_2$ Uhr früh, und erhält pro Tag einen alten burgischen Scheffel, à 45 Pfd., 25 Pfd. Heu und 15 Sgr. Lohn, nebst Kost. Unter 2 Thlr. 10 Sgr. war 1846 kein Fremder zu erhalten. Kaum ein Zehntel der Ackerbesitzer hat eigenes Spannvieh.

Landwirthschaftliche Accordarbeiten sind gar nicht üblich, weil die Gelegenheiten dazu zu unbedeutend sind, wie man sagte. Der Hauptgrund mag wohl sein, daß es zu außerordentlichen Arbeiten, wie

z. B. Meliorationen, in diesem Fabrikdistrict an Händen neben dem laufenden Bedarfe fehlt. Daß aber auch selbst die Erntearbeiten davon ausgeschlossen sind, bleibt eigenthümlich.

Die Beköstigung betreffend, erhielt ich noch folgende, nähere Angabe. Morgens wird Kaffe mit Schwarzbrod und Butter nach Belieben gegeben. Um 10 Uhr erhalten die Weibsleute wieder ein solches, mitunter auch ein Gläschen dazu. Mittags giebt man Suppe, Gemüse und Fleisch, nebst einer beliebigen Brodzulage; Nachmittags Kaffe mit zugemessenem Butterbrode; Abends in der Regel Kartoffeln und Milch- oder Mehlspeise und Brod nach Appetit. Sonntags und an einem Wochentage erhalten die Leute Rind-, übrigens Schweinefleisch. An jenem Tage ist auch Weißbrod Sitte. Diese Beköstigung kann man in Jahren der Mittelpreise auf 7 Sgr. täglich veranschlagen. Ein sehr hoher Lohn also!

§ 5. Bodenbeschaffenheit. Düngung. Ackergeräthe. Bestellung. Aussaat und Ertrag.

Bodenbeschaffenheit. Die Ackerkrume besteht aus einem mageren Lehm, mit vielen Trümmern des, zu Tage stehenden so wie unterliegenden Grauwackenschiefers gemengt. Sie ist im Durchschnitt einen halben Zoll, in den Extremen 4 bis 10 Zoll stark und durch jene Bemengung von mehr lockerer Beschaffenheit. Da der Untergrund die losen Schiefertrümmer bis zu zwei Drittheilen seiner Masse enthält, so bleibt der Boden nicht in dem Maaße feucht, wie man es, seiner lehmigen Natur und den häufigen Niederschlägen nach, erwarten sollte. Die ungehemmten Höhenwinde sind es, welche ihm viele Nässe entführen, so wie das, fast allenthalben gute Gefälle. An den Südhängen tritt in trockenen Jahren sogar bedenklicher Feuchtigkeitsmangel ein. Nichtsdestoweniger behauptet der Boden im Allgemeinen eine kalte Natur. Der Unterschied des Ertrags zwischen Süd- und Nordhängen ist durchschnittlich 10, in manchen Jahren aber auch 25 Proc.

Düngung. Hinsichtlich dieser beobachtet man die alte Regel: schweren Boden stark aber seltener, leichten schwach und dafür öfter zu

düngen. Als starke Düngung giebt man 40 Karren à 1000 Pf. pro M. M. Frischer Dünger hält in dem hiesigen Boden nicht so lange nach wie gegohrener. Er regt im ersten Jahre die Vegetation zu sehr auf.

Mit dem Einstreustroh muß man sehr rathsam umgehen, denn die Mehrzahl erzeugt nicht die nöthige Menge selbst; sie muß zukaufen. Die 1000 Pfd. kosten im Durchschnitte 6 Thlr. Auch wird viel davon verfüttert. Wer hinlänglichen Vorrath hat, sucht sich so einzurichten, daß er einen Tag um den andern mit Stroh- und Heidekrautstreu wechseln kann. Geht dieß nicht, so muß man sich um so mehr mit letzterer behelfen. Im Sommer streut man allgemein nur Heide, indem man darauf rechnet, daß das bessere Sommerfutter an Düngerkraft das ausfallende Stroh ersetze. Wer aber im Frühjahr Stroh übrig behält, streut es dann doch noch vollends ein. Betriebsame Leute lesen die Thierexcremente von den Straßen auf und der, von den Chausseen abgekratzte und aufgehäufte Schlamm wird der kön. Verwaltung abgekauft und theils als Compost, theils sofort zur Vertiefung der Ackerkrume verwendet. Denselben benutzen betrügerische Personen auch zur Verfälschung der Holzasche, welche von Wohlhabenden auf die Wiesen gestreut wird. Kenner bezahlen den Scheffel solchen Gemenges mit 15 Sgr. Ebenso hoch wird der Scheffel Kalk, den man vorzugsweise auf Klee, hin und wieder auch als Kartoffeldünger anwendet, vergütet. Er wird im letzteren Falle vor dem Eggen aufgestreut. Vorzüglich sind es die Nordhänge, welchen man auf diese Weise aufhilft. Nach v. Hauer düngt man im Kreise Solingen den Kopfkohl oder Kappes per □Ruthe mit 1 Pfd. Gyps und 1½ Pfd. Kalk, oder 2 Pfd. Knochenmehl.[1]

Die Jauche wird oft in gemauerten Behältern aufgefangen, mit welchen man womöglich die Abtritte verbindet. Da jedoch das Vieh einen großen Theil des Sommers hindurch auf die Weide geht, also

---

[1]) Nach F. A. Beck, Lebensbilder aus dem Rheinlande, Neuwied 1831, hat die Zerkleinerung von Knochen behufs der Düngung, im Jahre 1802 oder 3, Friedrich Krapp, zuerst Steiger auf dem, jetzt eingegangenen Bleibergwerke bei Solingen, erfunden. S. pag. 185 daselbst.

zur Zeit, wo es am meisten Grünfutter frißt und Wasser säuft, so werden die Vorräthe nicht sehr stark. Man benutzt sie vorzugsweise für Futter-Runkelrüben.[1]

Ackergeräthe. Dieselben bestehen aus dem Hundspfluge, der schweren Egge mit 32 und der leichten mit 24, vorzugsweise aus Eisen gefertigten Zinken und der Walze, die nur auf den lockeren Aeckern der Südseite gebraucht wird. Als Fuhrwerk hat man die zweiräderige Lang- und die kurze Kippkarre.

Das Getreide wird mit der gewöhnlichen Sense gehauen und mit der Langkarre eingefahren. Zur Saat bedient man sich des Säekorbes.

Ackerbestellung. Man ackert die Brache in der Regel viermal; ist sie sehr verunkrautet, fünfmal. In schwerem Boden wird im zweiten oder dritten Jahre des Turnus tiefer geackert. Mit der Aufbringung des Düngers muß man sich ganz nach der, häufig umspringenden

[1] Guano ist im Kreise Lennep noch fast gar nicht zur Anwendung gekommen, dagegen im angrenzenden Kreise Elberfeld, namentlich in den Bürgermeistereien Wülfrath und Mettmann schon vielfältig, wie ich durch die Vorsteher des landwirthschaftlichen Vereins erfahre. — Zu den abenteuerlichen Vorschlägen, welche zur Vermehrung des Düngers gemacht werden, zählt auch die Behauptung eines gelehrten Arztes in einer Gesellschaft: daß, wenn es erlaubt wäre, die menschlichen Leichen als Dünger zu benutzen, wir dadurch in den Stand gesetzt sein würden, unser ganzes Proletariat mit Brod zu versorgen. Darauf ist zu erwidern: entweder müßten zu dem Ende die Leichen ganz flach untergebracht werden, so, daß das Proletariat an der Pest und die Pflanzen an Geilheit stürben, oder man müßte eine Fabrik für Dünger aus zerhackten, macerirten Leichnamen anlegen, die, ganz große Städte ausgenommen, nicht Material genug haben würde, um mit Vortheil bestehen zu können. In Leipzig, einer Stadt von gegenwärtig circa 66,000 Einw., sterben wöchentlich im Durchschnitt gegen 30 Menschen, worunter die Mehrzahl noch sehr kleine Kinder. Besser würden sich die Cadaver in einer Leimfabrik, durch welche eine Anzahl Menschen doch wirklich ernährt, und nicht um ihr Leben „geleimt" werden würde, benutzen lassen. Von selbst versteht es sich übrigens, daß die ganze Sache aus sittlichen und polizeilichen Gründen unausführbar ist. Um der Verbreitung solcher, den Schein der Anwendbarkeit habender Ansichten, die für die Gegenwart nicht gleichgültig sind, vorzubeugen, erschien mir aber eine kurze Erwähnung gut. — Der beste Düngerfabrikant dürfte der jüngst aufgetretene Engländer sein, welcher wohlfeil zu beschaffende Massen von Fischen mit Schwefelsäure behandelt.

Witterung einrichten; aber es macht im Ertrag keinen bemerkbaren Unterschied, ob er mit der zweiten oder dritten Furche untergepflügt wird. Dieß kann sich jedoch meiner Ansicht nach, nur auf sehr verunreinigte Acker beziehen, bei denen die Verwesung der größeren Masse von Unkraut die spätere Düngung in dem kalten Boden ersetzt. Die Kleestoppel zu Hafer wird an den Südhängen im Herbst umgebrochen, dann im Frühjahre geegt, besäet und wieder geeggt. An den Nordhängen pflügt man noch einmal. Das Getreide wird entweder gleich gebunden und aufgesetzt, oder bleibt bei nasser Witterung einstweilen liegen.

Feste Regeln, sagte man mir, lassen sich für sehr viele Operationen, des häufigen Witterungswechsels halber, gar nicht geben.[1]

---

[1] Da die hiesige Gegend mit vielen Theilen des sächsischen Erzgebirges in Hinsicht der Natur und Industrie manches Aehnliche hat, so mögen hier einige interessante landwirthschaftliche Thatsachen aus dem Erzgebirge angemerkt werden. Auch will ich erwähnen, daß, wie ich schon einmal an einem anderen Orte bemerkt habe, das Erzgebirge den Namen „sächsisches Sibirien" sehr passend führt; denn es hat gegen den südlicheren Theil Nordasiens, in welchen die Vegetation, namentlich auf warmem Boden, durch die langen Tage und kurzen Nächte sehr rasch gefördert wird, die Nachtheile: meist kalten thonigen Bodens, sehr häufiger athmosphärischer Niederschläge, hoher Lage, nördlicher Abdachung, sehr zeitigen Winters und sehr späten Frühlings. — Als ein rühmenswerthes Beispiel nun, von unverdrossenem, mit den größten Schwierigkeiten kämpfendem Fleiße, will ich hier Ober-Neu-Schönberg's, sieben Stunden südwärts von Freiberg, auf circa 1900' Meereshöhe, im Jahre 1652 von vertriebenen böhmischen Protestanten angelegt, erwähnen. Die Einwohner besitzen sehr wenig Feld. Gleichwohl zwingen sie ihren, fast felsigen Bergen, denen man die Productionskraft kaum zutraut, sehr schönen Flachs, mittelmäßigen Hafer und eine große Menge vortrefflicher Kartoffeln ab, — freilich nur durch unverdrossensten Fleiß, der nicht nur den Dünger, sondern auch Erde, ohne Beihülfe des Viehes, welches hier an manchen Stellen gar nicht fortkommen würde, auf die steilsten Höhen schafft. Außerdem verfertigen die Einwohner allerlei Holz-, auch einige Eisenwaaren. (Aus Schumann's Lex. v. Sachsen.) — Aehnliches erzählt Schwerz auch aus der Eifel. — Manchem Leser dürfte auch die Kenntnißnahme vom Anbau des Staudenkorns im Erzgebirge neu sein. Das Korn wird auch Stollenkorn genannt. Man bringt es schon beim Krauthacken in die Erde, unter Stauden. Wenn nun das Kraut vom Felde weg ist, so steht es da, als ein grüner Rasen, wird dann abgegraset, damit es sich bestaude und bestocke

Drainanlagen sind weder im Kreise von Lennep noch von Elberfeld bis jetzt gemacht worden; es dürfte jedoch, wie man mir schreibt, im Jahre 1854 geschehen.

Aussaat und Erträge. Auf guten Boden säet man 1 Scheffel, auf geringen $1^{1}/_{4}$ Scheffel Roggen pro Morgen. Ausnahmsweise giebt dieser wohl zehnfältigen, im Durchschnitt siebenfältigen Ertrag. Hafer, 2 Scheffel Aussaat pro M. und 12 Scheffel Durchschnittsertrag. Kartoffeln, 7—8 Scheffel Aussaat, 100 Scheffel Ertrag. Es werden häufig nur die Augen gelegt.

Der Klee giebt 72 bis 80 Ctr. pro M. Man kommt in den meisten Fällen an ein und derselben Stelle zu oft damit wieder.

§ 6. Wiesen.

Seit einigen Jahren geschah das Bewässern der Wiesen nach siegenscher Methode, worin man schon sehr weit fortgeschritten war. Obgleich das Wasser hart und kalt, hatte sich der Ertrag doch schon um 10—15 pro Ctr. erhöht. Heu wie Grummt waren nahrhafter geworden und der Ctr. wurde nun um 5 Sgr. besser verkauft. Hr. Schlöter ist mit seiner siegenschen Melioration seit 1846 schon fertig und hatte, bei zweimaliger Schur, von 15 M. Wiesen c. 50,000 Pfd. Heu, also vom M. nahe zu $33^{1}/_{3}$ Ctr. geerndtet. Liegen bewässerbare Wiesen nah beim Hause, so daß man sie auch noch düngen kann, so erhält man wohl drei Schnitte. Von unbewässerbaren, aber gedüngten Wiesen, hat man pro M. c. 18 Ctr. Ertrag. Das Heu derselben wird geringer bezahlt, weil es etwas nach Dünger riecht und deshalb dem Vieh unangenehm ist. Man benutzt übrigens auch Holzasche als Wiesendünger. Jauche wird, wie schon bemerkt, wenig dazu verwendet.

---

und nicht in die Höhe schieße. Im folgenden Jahre bringt es dann die schönsten Halme und Aehren. Es steht daher $^{5}/_{4}$ Jahre im Felde, ehe es eingeerndtet werden kann. Bei Bockau, welches Holzwaaren-, Olitäten-, Medicamenten-, Blech- und Eisenhandel, auch Bergbau treibt und 2400′ über der Ostsee liegt, wird es viel gezogen.

§ 7. Fruchtfolgen.

Man kann die hiesige Wirthschaft als eine fast ausschließlich auf Erzeugung von Milch und Butter und zwar vorwiegend zur unmittelbaren Consumtion durch die Inhaber der Thiere berechnete, bezeichnen. Die Wenigen, welche 4—6 Rindvieh halten können, theilen ihr Areal wo möglich in 7 oder 8, häufig auch in 6 Gewand.

A. Achtschlägige Wirthschaft.

1. Kartoffeln, gedüngt. 2. Roggen. 3. Klee gedüngt, (zur Hälfte Kalk, Asche oder Compost.) 4. Hafer. 5. Brache, schwach gedüngt. 6. Roggen. 7. Hafer. 8. Ist der Boden dem Kartoffelbau günstig, so säet man in den Hafer noch weißen Klee; bei Futtermangel aber, noch einmal Hafer, indeß mit Wicken gemengt.

Die Kartoffeln werden stark gedüngt, dagegen die Brache zu Roggen schwach.

B. Sechsschlägige Wirthschaft.

1. Kartoffeln, gedüngt. 2. Roggen. 3. Klee. 4. Hafer. 5. Brache, gedüngt. 6. Dann entweder Kartoffeln oder Roggen.

Der Klee gedeiht bei sechsjähriger Wiederkehr in tiefem Boden noch leidlich; in feuchterem wintert er unter diesen Umständen zu leicht aus. In der achtschlägigen Wirthschaft muß man die Kleestoppel nicht nur, sondern auch die, bei den häufigen Niederschlägen auf dem lehmigen Grauwackenboden schnell eintretende Begrasung der Brache, in Anschlag bringen. Auch der sechsjährige Turnus ist, selbst bei Roggen im letzten Jahre, wegen des Kleees im dritten, nicht angreifend. Roggen nach Kartoffeln schadet hier nicht, wahrscheinlich wegen der starken Beimengung kleiner Steine.

„Im laufenden Jahre 1854 schreibt man mir, werden Versuche mit Anbau von Futtermais gemacht werden.“ Dieser und Guanodüngung dürften den, des Futters so bedürftige Wirthschaften sehr zu gut kommen.

Auf einer Stelle, wo die kleine Landwirthschaft ebenfalls nur

der Milch fürs Haus wegen betrieben wird, bei Herrn David Hasenclever auf Ehringhausen, fand ich folgenden Turnus. 1. Kartoffeln, gedüngt. 2. Hafer. 3. Klee. 4. Hafer. Zu dem Klee wird der Schlag von 150 □Ruthen mit 4 preuß. Schffln. Holzasche gedüngt. Trotzdem war der Ertrag sehr mäßig; aber man muß den Klee um jeden Preis erzwingen.[1]

§ 8. Viehzucht.

Das Rindvieh wird nur sehr ausnahmsweise durch Aufzucht, nemlich nur von vermögenden Liebhabern desselben rekrutirt; in der Regel geschieht es durch Kauf. Es kommt größtentheils aus der Ruhrgegend und dem Münsterlande, deren Rindvieh sich am besten für die hiesigen Verhältnisse eignet. Holländisches Vieh haben nnr vereinzelte Liebhaber, welche sich das Futter etwas kosten lassen können, indem das rein örtliche zu mager für diese Thiere ist. Auch sagt ihnen das rauhe Clima nicht recht zu. Man kauft entweder von westphälischen und märkischen Händlern, oder auf Märkten. Das Durchschnittsgewicht von ausgewachsenem, vierjährigen Vieh ist 450 Pfd.

---

[1] Während des Druckes dieser Schilderung stieß mir die Stelle auf, Ev. Lucas c. 11, v. 42. „Aber wehe euch Pharisäern, daß ihr verzehndet die Münze und Raute und allerlei Kohl" u. s. w.

Es geht aus derselben deutlich hervor, daß auch unter den Israeliten dieselben Streitigkeiten mit den Priestern über das Zehentrecht von denjenigen Erzeugnissen, die nicht zu den ursprünglich allein im Felde angebauten Getreidefrüchten, dort Weizen und Gerste, gehörten, stattfanden, welchen wir in mittelalterlichen und späteren Urkunden des Occidents so oft begegnen. Raute und Münze mögen ausschließlich als im Garten gezogene Gewächse angesehen werden, aber unter „allerlei Kohl" kann man auch hier, theils kreuz-, theils schmetterlingsblüthige Culturpflanzen, welche in den mittelalterlichen Urkunden, (s. meine auf S. 29, Not. 1. citirte Abhandlung) mit dem generellen Namen „legumina" bezeichnet werden, verstehen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch in Palästina, nachdem die Bevölkerung sich stark vergrößert und das freiwillig wachsende Futter für die gleichzeitig sich mehrende Viehzucht nicht ferner ausreichen wollte, man von selbst darauf verfiel, die Brache zu besömmern, und daß, wie es auch im Abendlande vielfach vorgekommen, die Priesterschaft, in vielen Fällen aus inhumanem Interesse, auf die Verzehentung der neuen Culturpflanzen drang.

Fütterung. Das Vieh wird Mitte Juni ausgetrieben und man rechnet in trocknen Jahren 2 M. M. guten Wiesengrundes auf eine Kuh. Konnte man zeitig wässern, so läßt man das Vieh am liebsten gar nicht auf die guten Wiesen. Alsdann muß es sich mit schlechterer Gräserei behelfen. Es wird über Tag um 11 Uhr. V. M. und 4 U. N. M., ferner über Nacht in den Stall geholt. Im Winter erhält es an Dürrfutter zwei Theile Heu und einen Theil Stroh, nebst Brühfutter. Die Branntweinbrennereien, welche in den Kreisen Lennep, Elberfeld und Solingen nur Getreide verarbeiten, werden mir neuerdings als von geringem Umfange und in zunehmender Abnahme geschildert. Der Kreis Lennep zählte nur 3, welche über den landwirthschaftlichen Betrieb hinausgingen. Zu Remscheid war schon 1846 keine mehr. Dagegen ist die Biererzeugung im Steigen. Aber eine Brauerei ist, soviel ich höre, in der Bürgermeisterei Remscheid selbst, nicht vorhanden. Obgleich daraus noch nicht folgt, daß Viehbesitzer des Districtes Schlempe und Trebern zur Futteraushülfe gar nicht benutzen können, indem sich einzelnen Grenzern Gelegenheit dazu aus der Nachbarschaft bieten kann, so ist dieß auf die örtliche Viehhaltung im Ganzen jedenfalls von sehr geringem Einflusse.

Stallfütterung wird im Sommer eigentlich gar nicht getrieben. Hr. Schlöter ist auch von derselben wieder abgegangen, weil er bemerkte, daß sein Vieh bei Weidegang mehr Milch gab.

Milch- und Butterpreise. Man rechnet von einer 400 Pfd. schweren Kuh, während der nächsten vier Monate nach dem Kalben, durchschnittlich pro Tag 12 preuß. Maaß oder Quart Milch. Die abgerahmte Milch, 1846 zu 6 Pf. verkauft, gilt jetzt 1 Sgr. Der Preis der fetten ist dagegen mit 16 Pf. gleichgeblieben. Dasselbe Maaß an Rahm kostet 4—5 Sgr. Butterpreis ist pro Pfd. $5^1/_2$—$7^1/_2$ meistens aber $6^1/_2$—$7^1/_2$ Sgr. Käse werden sehr selten gemacht.

Fleischpreise und Viehpreise. Ein dreitägiges Kalb wird bis zu 2 Thlr., nach Größe und Conjunctur auch etwas höher bezahlt; ein zwei bis 3 Wochen altes mit 3 Thlrn.; das Pfd. gutes Rindfleisch mit $3^1/_2$, geringeres mit 3 Sgr. Schöpsenfleisch kostet 3 Sgr. pro Pfd., in guten Jahren, besonders bei gutem Gerathen der Gemüse und deshalb eingeschränkter Fleischconsumtion, $2^1/_2$ Sgr.; das gesalzene gute

Schweinefleisch 5, das geräucherte 6, das frische $3^1/_2$—4 Sgr., das von Knochen entblößte Rippenfleisch 2 Sgr., die Rippen allein 1—2 Pf.

Ein Theil dieser Sätze ist dem elberfelder Markt a. d. Jahr 1852 entlehnt, und darf auf den remscheider angewendet werden

Milchgebendes Vieh wird zu 10—11 Thlr., das gelte zu 6 Thlr. pro 100 Pf.[1] taxirt. Mastvieh steht im Durchschnitt 1 Thlr. höher. Zur Mast schreitet man aber, außer in benachbarten Brennereien und Brauereien, nur im Nothfalle, nemlich mit geltem Vieh, weil sie sich im Verhältniß zu den Milch- und Butterpreisen nicht bezahlt.

In Betreff der Pferde kann hier nur eine Bemerkung v. Hauers über diese Thiere im Kreise Solingen eingetragen werden, daß man nemlich meist nur starke Gäule von schwerem westphälischem Schlage finde und leichtere, für die Gebirgsgegend taugliche Thiere sehr fehlen.

Schafe werden in der Bürgermeisterei gar nicht mehr gehalten. Hr. Schlöter hat seine eigene, die letzte kleine Heerde des Districtes, in der Mitte der 30ger Jahre abgeschafft. Das nöthige Schlachtvieh wird aus Westphalen bezogen.

Eine wirkliche Plage für den District sind die vielen Ziegen, welche die kleinen Leute besitzen, indem die Erhaltung derselben auf Kosten der Holzbestände beruht.

Die Schweinezucht könnte bei der strenggebotenen Richtung auf Milcherzeugung nur auf Kosten des Rindviehfutters unternommen werden, und sind deshalb vereinzelt vorkommende Fälle nicht der Rede werth. Auch hier hilft Westphalen aus.

Federvieh in einiger Anzahl wird nur von Liebhabern gehalten, welche nach dem Preise der Eier und des Fleisches, bei der theuren eigenen Auffütterung, nicht zu fragen brauchen. Man kauft diese Bedürfnisse vortheilhafter auf den Wochenmärkten in Remscheid oder einem andern, bequemer gelegenen Orte, oder von Haustrern.

---

[1] Der Viehverkauf nach 100 Pfd. ist am Rheine schon in den 60er Jahren des vorigen Jahrhnnderts üblich gewesen, wie mir vorgefundene Briefe meiner Familie aus jener Zeit bezeugen.

§ 9. Bauart.

Die Wohnungen stehen getrennt von Viehställen und Scheunen, diese aber sind oft unter einem Dache; jedoch nicht nach niedersächsisch-westphälischer Art, so daß die Deele zwischen den Viehständen angebracht wäre. Indeß liegen die Tennen doch meistens in der Mitte der Scheunen. In den benachbarten Bürgermeistereien Lennep und Hückeswagen wird noch niedersächsisch gebaut; weiter süd- und westlich aber nicht mehr.[1] Größtentheils wird nur in Gefachen, mit 2—$2^1/_2$ Fuß hohem, solidem Unterbau und 4 Fuß von einanderstehenden Ständern und Unterkellerung gerichtet. Die meisten Häuser haben Parterre und eine Etage, je 10 Fuß hoch gestockt. Bei älteren Häusern ist die Stockung etwas niedriger. Die Tragbalken liegen in $2^1/_2$—3füßigen, bei größeren

[1] Bei der Schnelligkeit des Druckes der zweiten Hälfte dieses Büchleins, habe ich in der Zeitbedrängniß übersehen, daß im Abschn. IV. der Clevischen Niederung, ein § über das Bauwesen fehlte, der in einer unaufgeklärt gebliebenen Weise aus dem, in einzelnen Lagen bestehenden Mspt. verschwunden war. Ich kann deshalb hier nur kurz bemerken, daß ältere Bauerhöfe die bekannte westphälische und niedersächsische Einrichtung haben, von der die neuern insofern abweichen, als die Wohnräume nicht in einer der Giebelseiten des Deelgebäudes sich befinden, sondern im rechten Winkel an dasselbe angebaut, jedoch durch Thüren auf dem Flur und in, oder hinter der Küche mit der Deel verbunden sind. Von den sonstigen Einzelnheiten werden sich hoffentlich viele Leser persönlich zu unterrichten Gelegenheit nehmen, wenn clevische Bauern und Pächter sie einladen, ihnen an einem Nachmittage einen Besuch zu einer Tasse Thee oder Kaffee zu schenken. Zwischen einfachen, aber höchst saubern vier Wänden, auf den reinsten Tischen und Stühlen, wird man den Gästen spiegelblankes Geschirr, schneeweißen, glitzerndern Zucker, prächtige Sahne, anlachendes, mürbe aufgegangenes Weizenbrod, goldige Butter, fettäugigen milden Käse, eine funkelnagelneue Thonpfeife und feingeschnittenen, quellenden Amsterdamer vorsetzen, und ein freundlicher Wirth und eine liebenswürdig nöthigende Frau Wirthin, mit weißer, lang herabwallender, durch goldenen Reifen festgehaltener Spitzenmütze, werden die Leser für den ausgefallenen § so schadlos zu halten wissen, daß sie dem empfangenen Eindruck ganz gewiß das Zeugniß geben werden: „Dat schyldereyken is verblixed moie!“ — und uns viel lieber, als der verloren gegangene Unterricht des leipziger Professors da, von der Länge und Breite der Kuhstände, Schweineställe u. dgl.

Breiten nur in 2füßigen Entfernungen von einander. Früher war Strohbedachung bei den Bauer- und Kötterhäusern allgemein, ist aber schon seit geraumer Zeit verboten. Da man indeß bei den herrschenden starken Winden die Hohlpfannen nicht dauerhaft genug durch Kalk miteinander verbinden kann, so ist die Unterlage von Strohscheben nachgelassen worden. Auf besseren Häusern sind die Pfannen meistens schwarzglasirt.

Bei geringen Leuten findet man die Gefächer von außen weiß, die Balken schwarz angestrichen, wogegen die West- und Südseiten besserer Gebäude mit Schiefern, an mittleren mit Schindeln beschlagen sind. Jedoch trifft man auch nach allen Seiten also bekleidete Wohnungen.

Das Ries Schiefern kostet 5 Thlr., das Hundert Mauerziegel, in lütticher Oefen gebrannt, 1 Thlr. 20 Sgr.

Bauholz wird nach 100 Längenfußen gekauft und Eichen- und Tannenholz zu gleichen Theilen, für bessere Gebäude mit 10, für geringere mit 8 Thlrn. bezahlt. Kauft man ganze Stämme, so wird der Cub. F. Eichenholz mit 20 Sgr. berechnet. Der Preis des Nadelholzes ist so verschieden, daß man nichts Genaueres darüber aussprechen wollte.

Die Hausbaköfen sind, selbst in Gastwirthschaften, ganz abgekommen.

D. Forstwirthschaft in den beschriebenen Districten.

Kurze Mittheilungen über forstwirthschaftliche Gegenstände.[1]

§ 1. Allgemeine und das Clevische insbesondere betreffende Mittheilungen.

Von einer forstmännischen Bewirthschaftung der Privathölzer ist am Niederrheine im Ganzen noch weniger die Rede als anderwärts, weil sie, mit sehr seltenen Ausnahmen, zu klein sind. Sehr vorherrschend ist daher der Niederwald, Schlag- und Kopfholzbetrieb, welcher, bei der fast allgemeinen Feuerung mit Steinkohlen, nicht nur das nöthige Anlegeholz, sondern auch noch einen Ueberschuß zum Handel nach Holland liefert. Ob man aber nicht doch mit der Zeit, namentlich zur Erzeugung des nöthigen Materials für die holzfressenden Eisenbahnen, sich aus Gründen des Ertrags, den freilich erst die späten Nachkommen genießen werden, entschließen wird, wieder mehr Hochwald heranwachsen zu lassen? Dieß ist eine sich zudrängende, nationalökonomische Frage. Gute Gelegenheit für kommende Hochwälder bietet die benachbarte, so schrecklich entwaldete Eifel dar, an deren Wiederbepflanzung man jetzt endlich mit Ernst denkt.

[1] Diese kurzen Mittheilungen über forstwirthschaftliche Verhältnisse bitte ich mehr als eine kleine Aufmerksamkeit für die, auf den Versammlungen mit den Landwirthen brüderlich verbundenen Forstwirthe, denn als Belehrungen für Fachmänner anzusehen. Ich habe deshalb auch das Wenige, was ich aus den einzelnen, in obigen Blättern besprochenen Districten mitzutheilen hatte, hier zusammengestellt.

Die weit überwiegenden Holzarten des ganzen Rheinlandes sind die Laubhölzer von jeher gewesen. Sofern Ortsnamen hier einen Fingerzeig geben, ist es sehr interessant zu ersehen, daß nach v. Restorff's Topographie der Rheinprovinz, auch jetzt noch, gar keine Ortsnamen zu existiren scheinen, die sich an „Fichte" und „Kiefer" anknüpfen ließen. An die Tanne erinnert bei ihm nur ein einziges Gehöft, „Tannenbusch," in der Bürgermeisterei Walhorn, Kreis Eupen. Da aber dicht dabei auch die Höfe „Hundertmorgen" und „Neuhaus" liegen, so ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß alle drei jüngeren Ursprunges sind. Bei v. Viebahn, der den Reg.-Bez. ausschließlich, also in mancher Beziehung ausführlicher topographirt, kommt die Tanne in gedachter Anwendung sechsmal vor, fünfmal als „Tannenbaum" und einmal als „Tannenkothen," aber doch immer nur als der Name von Wirthshäusern und Kotten; dazu größtentheils in den, erst später mehr bevölkerten, gebirgigen Theilen der Kreise Elberfeld, Lennep und Solingen. Zweimal unter den sechs Fällen muß die Tanne noch um die Ehre der Pathenschaft mit, wahrscheinlich älteren Namen, „Hasselbeck" und „Knupperzbrück", streiten.

Jetzt, wo die Forstwissenschaft es versteht, durch Nadelholzanpflanzungen solche Blößen, die von Luft und Sonne entkräftet sind, am schnellsten wieder tragbar zu machen, und das Bedürfniß nach möglichst rascher Versorgung mit Holz täglich lebhafter gefühlt wird, pflanzt man mehr und mehr die schnellwüchsigeren Nadelhölzer an.

Waldbau im Clevischen. Namentlich ist in neuerer Zeit in dem uralten Reichswalde bei Cleve sehr viel, besonders mittelst der Kiefer, dafür geschehen. Dieser Wald, circa 30,000 M. M. groß, ist der bedeutendste Complex im Regierungsbezirk. Die übrigen Staatswaldungen sind alle um Vieles kleiner; eine größere Zahl hält nur bis zu wenigen Morgen herunter. Zur Erleichterung der, außer dem Oberpersonal in Düsseldorf, von drei Oberförstern und einer Anzahl Unterförstern besorgten, verhältnißmäßig theuren Verwaltung, strebt man die kleinsten Parcellen nach und nach zu verkaufen. Der Staat ist zu denselben dadurch gelangt, daß die ehemaligen Klöster und manche Domainenhöfe an Markenwaldungen betheiligt waren, deren Besitzglieder

zur Theilung derselben gezwungen wurden; wohl zunächst, damit der Staat sein festes Sondereigen erhalte. Demzufolge sind sehr viele der, an Private gekommenen Hölzer eingegangen, indem die Besitzer sie für landwirthschaftliche Zwecke rodeten.

So ist denn auch im Clevischen nur noch wenig Privat-Hochwald zu finden. Selbst Niederwald, dessen noch ziemlich viel da ist, verfällt der Rodehacke mehr und mehr. Auch findet man selten reine Bestände; meist Mischung von Eichen und Buchen, oder mit eingesprengten Birken. Man treibt Plänter-, und Stockholz-Schlagwirthschaft in zehnjährigem Turnus. Besonders befleißigt man sich der Lohrinde-Erzeugung bei solchem Umtriebe, indem die trockene, ungehackte Rinde pro 1000 Pfd. mit 10 Thlrn. bezahlt wird. Reine Eichenbestände bringen auf diese Weise, inclusive des Holzes, einen jährlichen Rohertrag von 6 Thlrn. pro M. M.; gemischte, je nach Zahl der Eichen, 4 Thlr. In der benachbarten holländischen Provinz Gelderland werden Bestände, rein zum Lohgewinn, freilich mit sehr hohen Culturkosten, in der Art erzogen, daß man den Boden $2^1/_2$—3 Fuß tief rijolt und ihn dann mit 4—5füßigen jungen Eichenheistern in 3füßigem Verbande bepflanzt. Der Ertrag solcher Bestände übersteigt den angegebenen noch bedeutend; ich kann aber Gewisses darüber nicht angeben. Indeß vernehme ich von einem ehemaligen höheren Forstmanne bei der Regierung zu Düsseldorf, er halte die Mittheilung, daß dergleichen Bestände, welche in k. preußischen Waldungen des Clevischen nicht vorkommen, einen jährlichen Reinertrag von 12 Thlrn. und selbst mehr abwerfen, nicht für übertrieben.

Die Holzpreise fallen übrigens im Clevischen nicht im Verhältniß zum Schwinden der Holzungen, was in der starken Zufuhr aus den Main- und oberen badischen Rheingegenden seinen Grund haben dürfte. Uebrigens steht jetzt das weiche Nutzholz in demselben Preise, wie früher das harte.

Der Brennholzhandel wird nach einem eigenthümlichen, sich auf Holland beziehenden Holzmaaße, betrieben. Man verkauft das Material nämlich nicht nach Klaftern, sondern nach Fißelen (sprich: Fißehlen.) Der Ausdruck wird in verschiedenen Gegenden verschieden gebraucht.

In der Gegend von Mörs enthält z. B. dieses Maaß 100 Stück 3 F. lange, im Durchschnitt 3 Zoll haltende Hölzer. Ein halbes Fißel besteht dagegen aus 100 Stück $1^1/_2$ F. langen und ebenfalls durchschnittlich 3 Zoll starken Hölzern. Bei Xanten enthält dagegen dieses Maaß 1000 Stück Hölzer von 27 Zoll Länge, die, wenn sie rund sind, 9 Z., sind sie eckig, 11 Z. Umfang haben. Ich habe der Zurichtung solcher Fißele nicht beigewohnt, sie auch nicht auf dem Holzlager zu sehen Gelegenheit gehabt; muß mich deshalb darauf beschränken, die gemachte Mittheilung niederzuschreiben, daß man bei der Zurichtung diese Maaße sehr genau einzuhalten suche, jedoch dem Käufer eine Differenz von 5 Procent zugestehe. Nach meinem Tagebuche kostet ein Fißel Scheite der Xanten'schen Art 4—5 Thlr., „sind sie vollgemessen, 6 Thlr." Das stimmt freilich nicht mit dem Rabatt von 5 Procent, und es mag daher ein Irrthum vorliegen. Immerhin wird es manchem der lesenden Forstmänner interessant sein, von der Sache zu hören und, nach persönlichen Umständen, in Cleve näher zu erörtern.

Hundert Stück Schanzen von Laubholz kosten, je nach Inhalt, 3, 4, bis 5 Thlr., von Nadelholz 1 Thlr. 10 Sgr.

Ueber Preise des **Bauholzes** konnte mir mein Gewährsmann leider keine Auskünfte geben. Da der größte Theil desselben durch Rheinflöße herbeigeschafft wird, so schwanken auch die Preise, je nach den, von den verschiedenen Standorten herrührenden Qualitäten, erheblich.

§ 2. Waldbau auf der Bönninghard.

Dieser wird theils in einem Domainenwalde, die Leucht genannt, theils von Privaten betrieben. Ueber den ersteren habe ich keine nähere Nachricht. Der Boden sagt der Kiefer am meisten zu, daher denn auch nur sie unter den Nadelhölzern angebaut wird. Am Ostrande sah ich auch Eichenbüsche, deren verhältnißmäßig gutes Aussehen mich überraschte. Größere Laubholzbäume gedeihen nur in den lehmigeren Wellungen, nachdem man sie in der Jugend in, mit guter Erde ausgefüllte Pflanzkessel gesetzt hatte. Auch bei den Obstbäumen verfährt man allgemein auf diese Weise. Die Hölzer haben im Allgemeinen wenig von nachtheiligen Forstinsecten zu leiden.

Man säet bei Anlegung neuer Kieferbestände den Saamen entweder in blos abgehauenes Heideland, oder dasselbe wird aufgerissen und Hafer untergemengt. Als Saatquantum nimmt man pro M. M. 4 Pfd., zu 15 bis 20 Sgr. Wo Sanduntergrund ist, gerathen die Pflanzen gut, treiben in besseren Lagen jährlich einfüßige, im Durchschnitt Schüsse von $^3/_8$ Fuß. Stoßen sie aber mit den Wurzeln auf den Kiesuntergrund, so bleiben sie im Wachsthume stehen. Im ersteren Falle läßt man sie in der Regel, bis sie die Stärke von 15 bis 18 Zoll erreicht haben, wachsen.

Einige Bestände sind schon im letzten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts angelegt worden; aber zur Zeit der ersten Colonisation war die ganze Bönninghard nur von Heidekraut und Ginster bedeckt.

Bei dieser Gelegenheit will ich ein Verfahren mittheilen, welches ich vom reitenden Förster Herr Köhler in der, die „List" genannten Forst der Stadt Hannover, vor den Thoren derselben, mit großem Erfolg, und zwar auf sehr eisenschüssigem Boden mit flacher Oberkrume angewendet sah, und sich auch für die Bönninghard, sowie derselben ähnliche Forstorte, eignen dürfte.

Es wird zuerst mit dem Waldspaten ein Kreis in die Rasendecke eingestochen und dieser rechtwinklig über's Kreuz getheilt. Alle Stiche gehen bis auf den festen Grund. Alsdann nimmt man den Rasen bis auf den todten Boden ab, und legt ihn bei Seite auf einen Haufen. Hierauf wirft man, im Abstande von einem halben Fuße vom stehengebliebenen Rasenrande, den Pflanzkessel zwei Fuß tief aus und legt die Erde abgesondert vom Rasen nieder. Nun bringt man ungefähr die Hälfte des Rasens in das Loch und zersticht denselben tüchtig mit dem Spaten, setzt den Pflänzling ein, auf welchen nun, bis einige Zoll hoch vom Rande des Loches, von der schlechten Erde geworfen wird. Jetzt wird mit dem Rest des Rasenabstiches, welcher ebenfalls etwas zerstoßen wird, das Loch aus- und etwas kegelförmig aufgefüllt, so jedoch, daß zwischen dem Rande des Kegels und dem stehen gebliebenen Rasen eine freie Rinne von einigen Zollen bleibt. Diese hat den Zweck, daß das, vom jungen Baume abfallende und sonst zuwehende Laub sich in derselben sammle, vom Winde nicht so leicht wieder weggeführt werden

könne und folglich in trocknen Zeiten ein Behältniß für das länger sich feucht haltende Laub bilde, wodurch die Erhaltung und das Wachsthum des jungen Stammes gefördert wird. Zuletzt macht man noch mit der Hand rings unmittelbar um das Stämmchen ebenfalls eine kleine Vertiefung, in welche das am Stämmchen herunterrieselnde Regen- und Thauwasser hinabläuft und in den Boden dringt.

§ 3. Waldbau und Brennmaterialien in der Umgebung von Remscheid.

Unter anderen volkswirthschaftlichen Verhältnissen könnten die, zum Ackerbau zu abhängigen Bergseiten und zu sterilen Heideflächen mit stattlichem Laubholze geziert sein. Indeß die früheren Generationen haben auf Unkosten der jetzigen gezehrt. Allein der Bedarf an Holz zu den technischen und häuslichen Zwecken ließ sich von je sehr schwierig durch Zufuhr von außen ersetzen, weil es zunächst an guten Straßen mangelte. Nur hin und wieder sieht man kleine Gruppen von mittelstarken Laubbäumen; im Allgemeinen nur luftig bestandenes, kleines, gemischtes Schlagholz.

Das Stehlen der Zweige und Blätter zum Ziegenfutter und das Entblößen des Bodens von dem schützenden Heidekraute wird auch durch die, neuerdings geschehene Anstellung eines zweiten Försters in der Gemeinde Remscheid, schwerlich in ausreichendem Grade zu unterdrücken sein. Man hat zwar, um den communlichen Holzboden besser zu nutzen, jetzt Nadelholzbestände angelegt und wird dadurch den Ziegenfutterraub mehr als bisher loswerden. Allein, wie wird es später mit der Nadelstreu werden? Zwar ist hier der Diebstahl leichter nachzuweisen, weil es schwerer sein wird, unverfängliche Quellen der Habhaftwerdung vorzugeben; — allein ob die Noth nicht dennoch Eisen brechen wird? Doch lassen wir diese Sorge um die Zukunft für jetzt auf sich beruhen.

Eigenthümlich, weil gewiß selten vorkommend, ist das Gebahren mit dem Heidekraut auf Communwaldboden. Dasselbe wird schon seit Menschengedenken nach Schlägen, die für meist 12jährigen Umtrieb eingerichtet sind, verpachtet, und zwar der Morgen zu 1 Thlr. Je nach der Bodengüte stellt man auch wohl mehr als zwölfjährigen Umtrieb.

Daß die untermischten Holzstöcke beim Streuhacken sehr mitgenommen werden, ist nicht zu vermeiden. Man rechnet vom M. M. 10 bis 12 Langkarren Streu, die Karre zu 3 Thlr.

Ueber die Bauholzpreise haben wir schon unter „Bauwesen" in der Schilderung der landwirthschaftlichen Verhältnisse zu Remscheid gesprochen.

Das Brennholz wird zu 100 Pfd. abgewogen. Trockenes Buchenholz kostet in diesem Maaße 8 Sgr., eichenes und birkenes 6 Sgr. Anderes Brennholz, sagte man, komme nicht vor.

Steinkohlen kosten pro Schffl. zu 130 Pfd. 10 Sgr.[1]

§ 4. Mittheilung über eine uralte Form der Baumfelderwirthschaft.

Ehe ich ganz von den forstmännischen Gegenständen im engeren Sinne scheide, will ich mir erlauben, eine kleine Entdeckung, die ich im Waldbau-Gebiete gemacht, mitzutheilen. Sie betrifft eine alte, in ehemals slawischen Provinzen sich findende, aus dem Landesvertheidigungswesen der Slawen entsprungene Baumfelderwirthschaft.

Ich machte nämlich bei Gelegenheit von Studien, welche ich i. J. 1850 im k. Archiv zu Hannover in der, von Düplat angefertigten, der großen Charte des Königreichs von Papen zu Grunde liegenden Charte, über Bauart und Anlage der slawischen Dörfer im östlich der Ilmenau und Ihse gelegenen Theile des Lüneburgischen, angestellt habe, folgende Entdeckung einer, bis jetzt noch nicht besprochenen Sache.

Es ist vorauszuschicken, daß die genannten Flüsse eine slawische Grenzmark bildeten, und die östlich zunächst gelegenen Landstriche deshalb durch wendische Vertheidigungswerke geschützt wurden. Diese erkennt man in der Düplat'schen Charte aus einer, ebenfalls noch unbemerkt gebliebenen, am Sohlsberge bei Tüschau und Gr. Witfeitzen, $1^1/_4$ M. n. von Clenze, theils am Fuße, theils auch auf der Höhe des hohen Heiderückens sich, bis westlich von Lesitz, $^1/_4$ M. n. w. von Clenze, hin-

[1] Schließlich mache ich forstmännische Leser noch auf die, S. 38 befindliche Anmerkung, welche übrigens aus Versehen mit Textlettern gesetzt ist, wegen einer Ceder, aufmerksam.

ziehenden Kette von Landwehren.[1] Außer diesen Landwehren nun sieht man, im Anschlusse an dieselben, in dem genannten Striche mehr vereinzelt; aber $^1/_2$ M. s. w. von Clenze, bei den Dörfern um Schnega rings umher, die Aecker von so regelmäßigen Baumreihen vollständig durchzogen, als ob ungeheuer ausgedehnte Obstplantagen angelegt wären. Nähere, sehr dankenswerth erledigte, schriftliche Erkundigungen bei Herrn Pastor Müller in Zasenbeck, $1^1/_4$ M. s. ö. von Wittingen, wo dieselbe Erscheinung, wie auch an anderen Punkten der Gegend wiederkehrt, ergaben, daß diese Reihen durch Nutzholzbäume, die auf den etwas breiten, oft mit sehr hohen Dämmen, theils sehr umfänglicher, theils kleinerer erratischer Blöcke belegten Rainen stehen, gebildet werden. Sie sind in neuester Zeit, in Folge der Zusammenlegung der Grundstücke und der erfolgten Auseinandersetzung über das Recht an den Bäumen zwischen den Bauern und dem Landes- oder den Lehnsherren, größtentheils beseitigt worden.

Zur Aufklärung über die Entstehung dieser, eine defensive zu nennenden Baumfelderwirthschaft, Folgendes. Helmold, ein Geschichtsschreiber des 12. Jahrh., welchem wir die Schilderung der hartnäckigen Kämpfe zwischen den Deutschen und Slawen im nordöstlichen Deutschlande verdanken, sagt (Chron. Slav. l. II, c. 13, § 7 u. 8), daß die Slawen ganz vorzüglich durch heimliche Hinterhalte stark seien und beim Ausbruch von Kriegen ihren Weibern und Kindern in Verschanzungen oder in Wäldern sicher Schutz verschafften (munitionibus vel certe silvis contutant.) Das ganze Land zwischen der Eider, der Ostsee und der

[1] Schließlich will ich meine speciell hannöverschen Freunde der historischen Vaterlandskunde auch noch darauf aufmerksam machen, daß am Westfuße des hohen Heiderückens sich eine Reihe von Dörfern hinzieht, welche dadurch mit jenen Landwehren in Verbindung gebracht werden können, daß sich ihr Name auf tin oder thin endigt, tyn aber Umzäunung sowohl, wie Befestigung, ohrada, bedeutet. Auch von der Siemker Mühle bei Schafwedel nach Kakau zu, von dort nach Varbitz, und dann zwischen Bokholt und Kölau, dehnt sich eine Verbindung von Landwehren hin. Die, die vorgeschobenste Spitze des östlichen Systems bildende, rings von einem Graben umschlossene Kona-Forst bei Kröte, verdient insofern Aufmerksamkeit, als konec, auch kon und dokona (do ist *präp.*, an, bei), Ende, Letztes, bedeutet.

Elbe, schreibt er c. 14, § 4, sei vormals durch Hinterhalte furchtbar und beinahe wüste gewesen. Und weil, heißt es a. a. O. § 6, die Slawen die Deutschen, welche zu Schwerin und in dessen Bezirk wohnen, beunruhigten, befahl Gunzelin, der Commandant des Schlosses, seinen Leuten, daß sie alle Slawen, welche sie auf Seitenwegen sich umhertreibend anträfen, sofort zu standrechten, falls sie nicht unverfänglich sich rechtfertigen könnten.

In einer etwas späteren Urkunde v. J. 1238, die man in den Jahrb. d. Vereins f. mecklenb. Geschichts- u. Alterthumskunde, Bd. XIII., S. 282 ff., in einer sehr gelehrten Abhandlung des Hrn. Pastor Bartsch findet, ist von der cultura silvestris der Slawen, im Gegensatze der Ackerbauweise der eingewanderten Deutschen die Rede. Herr Bartsch versteht unter diesem Ausdrucke eine Bezeichnung für die niedrige Stufe des Ackerbaues bei den Slawen, der wohl nur auf lichten Waldstellen betrieben worden sei: eine Ansicht, welche ich weder im Allgemeinen, noch in Bezug auf die Deutung von cultura silvestris billigen kann. Wenn man nämlich, wie aus den Blättern, z. B. Nr. 33, Bodenteich, und 34, Wittingen, der Papen'schen Charte, welche einen Theil des Ostlüneburgischen, um Clenze und Lüchow umher, darstellen, genau durchgeht, so bemerkt man nicht selten, daß die Slawen ihre, schon durch hufeisenartigen Abschluß und Verzäunungen zur Vertheidigung geschickt gemachten Dörfer, noch außerdem zuweilen in sehr sumpfige Brücher hineinsetzten. Ferner ist dem Kenner der Geschichte dieses Volkes, z. B. derjenigen von Giesebrecht, hinlänglich bekannt, daß es in Anlage von starken Sumpffesten außerordentlich geschickt war. Man benutzte also, wohl besonders in Grenzgegenden, jedes ersinnbare Mittel zur Landesvertheidigung, und so denn auch die cultura silvestris, oder, wie schon gesagt, die defensive Baumfelderwirthschaft. Wie dieselbe ursprünglich hergestellt worden, ob durch gänzlichen Abtrieb und dann wieder erfolgenden Nachwuchs, oder ob man nur Streifen von der Breite der zu rodenden Aecker aushieb, bleibt schwer zu entscheiden. In landwirthschaftlicher Hinsicht war das erste, in Bezug auf die, schon momentanen Vertheidigungszwecke, das zweite Verfahren rathsamer.

Man findet übrigens Anzeichen dieser cultura silvestris auch auf

Blatt 42, Wittingen, in einem Halbkreise zwischen Zasenbeck, Plastau und Schnefelingen. Hier sind es aber wirkliche Büsche, ohne Ackerland dazwischen; indessen in der großen Originalcharte stellen dieselben, mittelst durchgezogener paraleller Linien, sich ebenfalls als reihenweise Pflanzung dar, was vielleicht darauf beruht, daß das Gehölz als solches hat angedeutet werden sollen, welches auf ehemaligem Ackerboden aufgeschossen ist, wie es sich häufig im ehemals slawischen Deutschland findet. Dieselbe Erscheinung sieht man auf den altmärkischen Blättern Seehausen und Gardelegen, auf dem ostelbischen Blatte Pritzwalk, und auf Sect. 15 der mecklenburgischen Generalstabscharte von v. Schmettau. Zwischen Wendisch-Warnow und Grabow habe ich die Erscheinung in der Nähe der Eisenbahn, jedoch nur in Posten von höchstens fünf Eichen oder Buchen, mehrmals gesehen.

Nicht selten ist endlich in der Charte von Düplat bei solchen Büschen die Bezeichnung „Fierbusch," oder bloß „Fjer" eingetragen. An „Föhre" kann ich nicht denken, da ich mich bestimmt zu entsinnen glaube, daß die Bäume stets als Laubholz dargestellt waren. Hätte ich mich damals schon etwas mit der slawischen Sprache beschäftigt gehabt, so würde ich es zuverlässiger wissen. Aber mir ist, als hätte ich aus dem angeführten Grunde schon in Hannover die Ableitung von Föhre zu verwerfen mich veranlaßt gesehen. Sollte mich indeß dennoch mein Gedächtniß täuschen, und Nadelhölzer eingezeichnet sein, so kann man durch wjr, Wirbel, Wirtel, welchem Worte man, der Astbildung des Nadelholzes wegen, auch wohl die Bedeutung von Quirl beilegen darf, lösen. Auch kann man an wjr, in der Bedeutung von Windwirbel denken, obgleich man eigentlich nur Wasserwirbel, bildlich aber auch Wirbel der Geschäfte darunter versteht, und den Namen „Fjer" in Verbindung mit Windbruch- oder Leseholzberechtigung bringen; endlich aber auch an war, Gebräude, und wariti, kochen, sieden, mit Beziehung auf Brennholz, im Gegensatze von Nutzholz, also an „Feuer-Holz-Wald" anknüpfen.

E. Zur Ortsnamen-Etymologie.

Landwirthschaftliche Gesichtspunkte zur Erklärung der ältesten Ortsnamen.

Da ich unwillkürlich auf dem Wege meiner historischen Colonisationsstudien[1] auf diesen Gegenstand gestoßen bin und gefunden zu haben glaube, daß der vertrauteste Umgang mit practischen Gesichtspunkten dazu gehöre, um auf die richtige Fährte zu kommen: so will ich in diesem, meist landwirthschaftlichen Werkchen, auch etwas über diese Sache niederlegen. Es thut dabei nichts zur Sache, daß sich die Forschung zunächst auf Orte in ehemals oder noch jetzt slawischen Ländern bezieht, weil der Gegenstand in der, von mir bemessenen Tragweite neu, und deshalb ein allgemein wissenschaftliches Anliegen ist.

Das Verständniß der Ortsnamen bietet aber insofern ein höheres Interesse dar, als sie in allen Ländern, deren ursprüngliche Colonisations-Epoche nicht notorisch feststeht, die ältesten Sprachdenkmäler sind. Gegen diese Behauptung läßt sich nur ein Einwand hinsichtlich einiger weniger alttestamentlicher Personennamen vorbringen, deren Zahl gegen die Masse der Ortsnamen verschwindend klein ist. Nun hat man aber allenthalben an vielen Ortsnamen die Bemerkung gemacht, daß sie das Verhältniß der Lage eines Ortes ausdrücken. Der Inhalt dieser Ausdrücke ist demnach ein uraltes Monument desjenigen Zustandes

---

[1] Vgl. 1) Nachr. v. d. G. A. Universität u. d. königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Jahrg. 1850, Nr. 17; 2) Mittheil. d. königl. sächs. Vereins f. Erforsch. u. Erhalt. vaterländ. Alterth., Heft VI. S. 25 ff.

der Sprache, auf welchem sie sich zu der Zeit befand, als die Namen beigegelegt wurden, und insofern sich dieser Inhalt etymologisch mit Sicherheit ergründen, also auf irgend eine, dem Lande ehemals oder noch jetzt angehörige Sprache zweifellos zurückführen läßt, sind solche Ortsnamen für die Sprach- und Geschichtswissenschaft von größtem Interesse, indem sie für beide Handhaben zu weiteren Folgerungen bieten. Für den rein sprachwissenschaftlichen Standpunkt ist es deshalb auch ganz gleichgültig, zu Gunsten welcher Sprache eine derartige Entdeckung ausfällt; denn, wo es sich um die strenge Wahrheit handelt, müssen nationale Sympathien und Antipathien schweigen. Von der Bedeutung einzelner uralter Ortsnamen soll aber nicht gehandelt werden, sondern von den Gesichtspunkten, nach denen sich, hier zunächst die alten Slawen, bei der Wahl ihrer Ortsnamen richteten. In dieser Beziehung will ich, ehe ich diese Gesichtspunkte oder Grundsätze entwickele, einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken.

Man hat längst die Bemerkung gemacht, daß in den, nicht von Personen ableitbaren Ortsnamen, die nomina appellativa, Gattungswörter, eine sehr große Rolle spielen, und ich sage: nicht nur eine sehr große, sondern die allerumfassendste, obwohl die Classe dieser appellativa an sich, eine sehr bestimmt beschränkte ist. Obst, Getreide, Raubthier, Weg u. dgl. Begriffe sind auch Gattungsnamen; da sie aber theils sehr vorübergehende, zufällige und so allgemeine Kennzeichen abgeben, wie ungefähr Luft und Licht, so taugten sie zu Ortsnamen nichts, welche die Lage mit specifischer Bestimmtheit bezeichnen sollten. Denn, und das ist der Kern der Sache: die uralten Ortsnamen sind der Hauptmasse nach: Ortsbeschreibungen. Dem dadurch ausgesprochenen Zwecke zu genügen, war es unumgänglich, sich an möglichst constante, zu jeder Zeit möglichst leicht erkennbare, also an solche Merkmale zu halten, welche mit der Gestaltung des Theiles der Oberfläche, auf welcher der Ort mit seinen Gebäuden unmittelbar angelegt werden sollte oder stand, oder wenigstens mit derjenigen der nächsten Umgebung, augenfällig verschmolzen waren. Dadurch vertraten die Ortsbeschreibungen in etwa die Stelle unserer heutigen Landcharten und Topographien.

Im Folgenden habe ich nun die Grundsätze, mit Wiederholung

einiger schon erwähnter Punkte, systematisch zusammengestellt, welche sich mir aus dem Studium der Obereit'schen Charte von Sachsen, der Papen'schen von Hannover, der Schmettauischen von Mecklenburg, einer Anzahl Blätter der preußischen Generalstabscharte über ehemals slawische Theile der Monarchie u. a. Charten mehr, ergeben haben.

A. Die materiellen Mittel der Ortsbeschreibung.

1) Die ältesten Ortsnamen sind Ortsbeschreibungen.

2) Man bediente sich überwiegend nur constanter, der plastischen Bodengestaltung entnommener Merkmale.

Deshalb schloß man folgende Dinge von Anwendung in der Beschreibung aus:

a) Das Pflanzenreich, selbst den Wald; denn auch dieser war ein zu allgemein vorkommendes, sowie der Zerstörung unterworfenes Kennzeichen.

b) Das Thierreich; das zahme und wilde.

c) Die Farbe des Bodens; weil sie unter Schneedecke gar nicht, in der Dämmerung aus einiger Entfernung nicht bestimmt zu erkennen ist, auch bei Tage durch momentane Einflüsse der Beleuchtung, wie der Witterung, einen täuschenden Schein annehmen kann; ferner einen Theil des Jahres hindurch, vermöge der Pflanzendecke, dem Blicke sehr entzogen wird. Für einzelne, indeß nur durch sehr bezeichnende Umstände markirte Fälle, will ich indeß die Anwendung der Farbe als Beschreibungsmittel gelten lassen.

d) Beschaffenheiten der Temperatur sind ebenfalls selten benutzt worden. Wo darauf hindeutende Ausdrücke vorkommen, prüfe man genau, ob sie sich nicht auf eine andere, eine plastische Ortsbeschaffenheit beziehen lassen. Warme Quellen können als Ausnahme angesehen werden.

c) Tageszeiten und Himmelsgegenden.

f) Subjective, namentlich ästhetische Urtheile. Sie kommen vor, aber sehr selten. Zuweilen ist aus malý, klein, milý, lieblich, geworden.

g) Götter-, Völker- und Personennamen. Wo sich für Beilegung dieser kein historisch fester Anhalt findet, hat man in zweideutigen Fällen sich für den topographischen Sinn zu erklären; denn sehr oft sind solche Eigennamen auf ursprünglich topographische Beschreibungen erst aufgepfropft werden.

h) Dasselbe Mißtrauen ist gegen Ausdrücke für Ereignisse, z. B. Schlachtfelder u. dgl., zu hegen.

i) Für unbrauchbar sind auch Ausdrücke für Sitten und Gebräuche, Ackerinstrumente, Gewerbe, Waffen u. dgl. m. zu halten.

B. Formale, oder sprachliche Ortsbeschreibungsmittel.

Die genannten materiellen Hülfsmittel würden immerhin noch nicht ausgereicht haben, um sehr ähnlich gelegene Orte, namentlich in dicht bevölkerten Gegenden, auseinanderhaltend zu bezeichnen. Man griff deshalb zu folgenden ferneren Hülfsmitteln.

1) Bediente man sich in sehr ausgedehntem Maaße der Synonymität und gebrauchte die verschiedenen speciellen Ausdrücke für Gewässer: wie Quell, Bach, Fluß, Meer, Sumpf, auch weich, naß, stellvertretend.

2) Da indeß auch dieses Mittel zuweilen gleichlautende Benennungen in nicht zu ferner Nachbarschaft herrorrufen konnte, so nahm man Zuflucht zu den verschiedenen Formen des Ausdruckes, die sich durch das Substantiv, den verbalen und den substantiven Infinitiv, das Adjectivum und Adverbium darboten.

3) Ferner wendete man die Vorsetzung von Partikeln und Präpositionen zur weiteren Unterscheidung an.

4) Ein letztes der mir begegneten Auskunftsmittel ist, die Unterscheidung durch Alt- und Neu-, Groß- und Klein-. Es gehört aber wohl in keinem Falle der frühesten Zeit an.

Man stößt zuweilen auf zwei Namen für einen Ort, welche dann beide die Lage des Ortes, nur auf verschiedene Weise, bezeichnen; indem z. B. eine Terrainerhebung einerseits durch den slawischen Ausdruck für Hübel, hrb, andererseits für Berg, wrch, passend ausgedrückt wird. Solchen Fällen ganz entsprechend ist es auch mit den etymologischen

Entweder-Oder, welche nach der topographischen Methode, wie nach anderen, sich aufdrängen. Sie entstehen durch Klangähnlichkeit verschiedener Ausdrücke, welche Beschaffenheiten entgegengesetzter Art bezeichnen können. Deshalb muß auch hier das Princip, nur einer topographischen Lösung Raum zu geben, als Regel festgehalten werden, wenn man nicht in phantastische Mißgriffe verfallen will.

Dieß sind meine kurzgefaßten Grundsätze, mittelst welcher sich die Ortsbeschreibungen aller Art übersetzen lassen. Daß es nicht stets mit gleicher Leichtigkeit möglich, mir bei manchen Orten noch gar nicht gelungen ist, versteht sich von selbst. Man kann sogar in den Fall kommen, einen erweislich spät, willkürlich beigelegten, z. B. einen, einer Person angehörigen und auf einen Ort übertragenen Namen, topographisch zu lösen, wenn nämlich zufällig die Laute des Namens mit einem, durch die Lage des Ortes statthaften topographischen Ausdrucke übereinstimmen. Die Geschichte des Namens jedes unbedeutenden Dorfes kann man aber unmöglich kennen. Solche verführerische Mißgriffe wollen indeß gar nichs sagen, gegen die Unsumme, aus dem Slawischen in deutsche Klänge verdrehter Ortsbeschreibungen, wie wir sie in Sachsen theils als Flurorts-, theils als Dorfnamen, u. a. in folgenden Formen finden: Topfschedel, Semmelberg, Buttermilch, Riesenlöffel, Läuseberg, Uebelessen, Himmelreich, Kuhschnappel.

Daß man sie noch nicht erklärt, überhaupt den intimen Grad der Verwandtschaft der slawischen und deutschen Sprache noch nicht mehr hervorgehoben, ist ebenfalls viel weniger wunderbar, als daß die Slawisten den Namen Serben vom indischen su (generare, producere), erzeugen, herleiten. Wahrhaftig, man sieht, die Herren sehen den Wald vor Buchstaben nicht, wenn man diese thierquälerische Sonntagsjägerei liest!

Die Slawen glauben ein vorzugsweises Sprachtalent zu haben, weil sie mit factischer Leichtigkeit fremde Sprachen lernen. Auch nicht indo-europäische? Ob das z. B. auch mit dem Ehhkili, der Sprache der Aristokratie der Tsshhari in Mahrah, an der S. O. Küste von Arabien der Fall sein würde, welche 36 Consonanten und 12 Vocale hat, unter denen Laute sind, welche nur durch Verdrehung des Mundes

nach einer Seite hin ausgesprochen werden können? „Die Sprache hat das Eigene," sagt Ritter, Erdkunde, XII, 48, „daß bei der Verzerrung der Organe während des Sprechens, die Zunge auf die rechte Seite an den Gaumen gelegt wird, nie auf die linke Seite, und daß sie gewisse wie ausgespuckte Laute hat."

Mir selbst stoßen jetzt, um zu jener Erscheinung bei den Slawen zurückzukehren, wenn ich etwas Romanisches oder Germanisches lese, eine große Menge Ausdrücke slawischer Ortsbeschreibung und damit zusammenhängender Wörter auf. Doch würde ich mich wohl hüten, öffentlich davon zu reden, wenn mir nicht durch das Studium der ältesten Sprachdocumente, an der Hand der Natur, der Zusammenhang so verständlich wäre, und ich nicht tüchtige, wenn auch nicht im engeren Sinne Sprach-Gelehrte, von dieser Einfachheit überzeugt, selbst wirkliche Philologen anerkannt hätten, daß meine Forschung der wissenschaftlichen Prüfung würdig sei. Deren Namen öffentlich zu nennen, habe ich keine Erlaubniß eingeholt; kann mich aber natürlich in einer Stadt wie Leipzig, nicht der Gefahr aussetzen, Lügen gestraft zu werden, insofern dieß überhaupt in meinem Charakter läge.

Sollten etwa die Slawen, denke ich bei mir, in die Gegenden des heutigen Rußlands und westlichen Mittelasiens schon in so frühen Zeiten verschlagen worden sein, in welcher sie einen bedeutenden Vorrath der gemeinsamen indo-europäischen Ursprache noch unverfälscht dorthin mitgebracht hätten? Die Jahrtausende lange Abgeschlossenheit, in welcher sie dort lebten, könnte wohl dazu beigetragen haben, diese Ursprünglichkeit der Sprache zu conserviren. Wer kennt das tiefe Geheimniß der Geschichte? — Und ich bin nicht der Erste, dem jene Aehnlichkeiten aufgefallen; abgesehen davon, daß es bei mir auf einem eigenthümlich selbstständigen Wege geschehen.

Diese beiden Gesichtspunkte glaube ich dem weiteren Nachdenken empfehlen zu dürfen und muß hier das Thema der Ortsbeschreibungen überhaupt verlassen, um, hoffentlich bald, darauf zurückzukommen.

Um indessen dem Leser wenigstens an einer Probe meine plastisch-etymologische Methode zu zeigen, will ich schließlich die, von den Fachgelehrten noch nicht aufgelösten Namen des Widehopf, ursprünglich und

im Volksmunde noch, Widehop, oder wie eine alte, bei Graff (IV, 831.) angeführte Glosse hat, upupa, kurz erklären. Dieser Vogel trägt einen hohen Federkamm auf dem Kopfe. Beide Namen werden nun durch böhmische Etymologie leicht verständlich.

Zuerst Widehop anlangend, so heißt hrb, Höcker, Auswuchs, Er-hab-enheit, Hüb-el, Berg. In Lüneburg giebt es eine Menge mit -hop zusammengesetzter, sich auf hügelige Beschaffenheit beziehender Flurorts- und auch Dorfnamen, z. B. Barghop. Daß der schwellende Kamm (hřeben) jenes Vogels ein hrb sei, bedarf keiner Erörterung. Sobald man nun hrb rasch, und zwar, wie man es zu nennen pflegt, schnarrend ausspricht, entsteht, auf sehr leicht vernehmbare Weise, der volle Vocal an der Stelle des Halbvocals r. Ebenso wird man zugeben, daß der Kamm des Vogels der am meisten in die Augen springende Theil desselben, oder auch, daß er ein Gegenstand von hoher Beschaffenheit sei. Je nachdem man nun der einen oder der andern Vorstellungsweise von Seiten der ursprünglichen Taufpathen den Vorzug geben will, kann man Wide — durch wid-jm, sehen, — jm ist Endung — oder wydaný, hervorragend, lösen. Macht man mir aber den Einwurf, daß ich ein deutsches Wort aus einer fremden Sprache erkläre, so weise man, ehe man den deutschen Ursprung behauptet, vor allen Dingen einen deutschen Sinn in demselben nach.

Upupa anlangend, so liegt diesem hauptsächlich bob-tjm, schwellen, zu Grunde, und vermuthe ich ferner, daß das erste p entstanden sei, indem hrb hier, durch Abschwächung des Kehllautes und dadurch gleichzeitige noch stärkere Abschwächung des halbvocalen r, um so leichter in up übergegangen sei, als dieses p zur Hälfte der Sylbe bob angehört und nun, aus Unkenntniß der Bedeutung und daraus geflossener willkürlicher Aussprache, allmälig upup und upupa entstanden sei.

Wenn ich über allen Lösungen nur so kurze Zeit, auf dem geschwelltesten Theile meines Körpers sitzend, hätte grübeln müssen, wie über dieser, dann könnte ich sehr zufrieden sein.

Nachtrag. In den schon abgezogenen Bogen füge ich die vergessene Hinweisung auf den Umstand ein, daß sich, in allen slawischen Ländern, die topographischen Namen aller Art zahllos wiederholen.

F. Beitrag zur Gewerbe-Statistik
des Regierungs-Bezirkes Düsseldorf.

§ 1. Einleitung.

Nachdem auf den bisherigen Blättern von dem landwirthschaftlichen Gewerbe einiger Gegenden des Reg.-Bez. Düsseldorf gehandelt worden, sei es gestattet, auch einen Blick auf die übrige Gewerbsamkeit dieses, nationalökonomisch so interessanten Theiles der Rheinprovinz und von ganz Deutschland zu werfen. Das Material dazu ist den, weiter unten zu nennenden Tabellen entnommen, die, wenn sie auch nicht auf die allerjüngsten Zustände sich beziehen, doch das Neueste bieten, was in gleicher Art seitdem veröffentlicht worden. Wie alle umfassenden statistischen Tabellen, so enthalten auch diese, selbst nach einer, unten zu motivirenden, später getroffenen Auswahl der Gesichtspunkte, gewiß noch manche Mängel, bieten aber doch das möglichst Zuverläßige unter dem Erreichbaren.

Die Titel dieser Tabellen lauten:

1) Gewerbe-Tabelle der Fabrikations-Anstalten und Fabrik-Unternehmungen aller Art in sämmtlichen Staaten des Zollvereins nach den Aufnahmen im Monat Dezember 1846.

2) Gewerbe-Tabelle, enthaltend die mechanischen Künstler und Handwerker, die Anstalten zum literarischen Verkehre gehörig, die Handelsgewerbe, Schiffahrt, das Fracht- und Lohnfuhrwesen, die Gast- und Schankwirth-

schaft, sowie die Handarbeiter und das Gesinde in sämmtlichen Staaten des Zollvereins nach den Aufnahmen im Monat Dezember 1846.

Den voluminösen Inhalt dieser Tabellen habe ich arithmetisch geordnet, d. h., mit Ausnahme derjenigen Columnen, welche die Zahlen der Arbeiter, wie sie nach Verschiedenheit des Geschlechtes und Alters in den einzelnen Gewerbszweigen gewöhnlich beschäftigt werden, indem ich mich auf diejenigen Columnen beschränkte, welche die Zahl der beschäftigten Arbeiter überhaupt darstellen. Um den Gebrauch dieses, exclusive jener Columnen 13,822 Gesichtspunkte umfassenden Werkes dem Publikum bequemer zu machen, bin ich, um mich deutlich auszudrücken, die sämmtlichen Columnen genau durchgegangen, und habe in jedem Gewerbe, jedem der Verwaltungs-Bezirke der Monarchie, welcher inclusive der, bekanntlich einen selbstständigen Bezirk bildenden Stadt Berlin, 26 sind, diejenige arithmetische Stelle vorgemerkt, welche er vermöge seines thatsächlichen statistischen Zahlenwerthes einnimmt, und dann den nachstehenden Auszug nebst Schlußtabelle angefertigt.

Da es mir indessen nicht gelang, für diese, aus freiem, wissenwissenschaftlichem Antriebe unternommene Arbeit, hinterher einen Verleger zu finden, so ergreife ich jetzt die mir sich bietende Gelegenheit, wenigstens denjenigen Theil, welcher sich auf den Reg.-Bez. Düsseldorf bezieht, also nur $^1/_{26}$ des Ganzen, dem Publikum zu übergeben.[1]

Schon oben habe ich gesagt, daß ich eine Auswahl unter den, der Berücksichtigung unterworfenen Gewerben getroffen habe. Der Anlaß und die Möglichkeit dazu bot sich mir leider erst nach Vollendung der ganzen Arbeit dar, in dem mir folgende Schrift zu Händen kam:

---

[1] Was ich so mit anstrengendster Ausdauer errungen, bin ich gerne erbötig, Redactionen von größeren politischen und wissenschaftlichen Blättern in derselben Weise über jeden anderen der übrigen 25 Bezirke aus meinen Materialien, gegen ein sehr mäßiges Honorar von fünf Thalern, auszuziehen. Nach der Bestellungen wird die Zusendung sobald, wie irgend möglich, erfolgen. Die Anfertigung der Schlußtabelle überlasse ich indeß den Redactionen selbst, da sie mich, ehe ich die vollständige Beruhigung über ihre Zuverläßigkeit gefaßt, wiederum mehrere Tage kosten könnte.

Die Gewerbetabelle der preußischen Monarchie für das Jahr 1846. Aus dem Handelsarchiv besonders abgedruckt, herausgegeben im Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Redactoren: R. Delbrück. — J. Hegel. Königl. Reg.-Assessoren. Berlin. Verl. v. Wilh. Besser. 1848. So wenig ich die Original-Tabellen in allen Punkten für zuverläßig gehalten hatte, so sehr erschreckte mich doch die Masse der Columnen, welche diese Herren als mehr oder weniger ungenügend, wenn auch nicht auf leicht erkennbare Weise, so doch endlich durch genaueste Vergleichung ihres Abdruckes mit der officiellen Ausgabe, erkennen ließen. Da war nichts zu machen, als eben die ganze Arbeit zu corrigiren. Dieß ist geschehen, und alle unbrauchbaren Columnen sind jetzt mit Stillschweigen übergangen worden.

Ich muß noch etwas über einen Grundsatz anführen, den ich bei der Zählung befolgt habe. Es kommt nicht selten vor, daß ein und der andere, oder auch mehrere Regierungs-Bezirke, in ein und demselben Gewerbe gleiche Zahlen von Haupt- oder auch von Hülfsanstalten haben. Ich habe dann demjenigen Bezirke die höhere Stelle angewiesen, welcher die meisten Arbeiter beschäftigt, und waren auch die Zahlen der Arbeiter gleich, so erhielten die betreffenden Bezirke eine gleich hohe Ziffer. Es sind dabei nur diejenigen Columnen der Arbeiter oder beschäftigten Personen in den Tabellen berücksichtigt worden, welche die Gesammtzahlen, ohne Ansehen der Verschiedenheit des Alters und des Geschlechtes angeben, wie dieß schon oben bemerkt wurde.

Unter Hülfsanstalten verstehe ich die Feinspindeln bei den Gespinsten; die mechanischen und die Handstühle, die Drucktische und Druckmaschinen bei den Geweben; die Mahlgänge bei den Mühlwerken; bei den Fabriken in Metall u. s. w., die Hoch- und anderen Oefen in den Columnen der Eisenwerke und Glashütten; ferner die der Frischfeuer u. s. w. in derjenigen der Stahlfabrikation; endlich bei den Papierfabriken, die Bütten und die Maschinen für Papier ohne Ende.

Ferner ist zum Verständniß des Auszuges zu bemerken, daß die, vor der Benennuug des Gewerbes eingeklammerten Zahlen, die Anzahl der Verwaltungs-Bezirke anzeigen, welche in diesem Gewerbe mit dem

düsseldorfer concurriren. Diejenige Zahl aber, welche hinter der statistischen Thatzahlen, durch einen Strich getrennt steht, bezeichnet die arithmetische Stelle, welche der gedachte Bezirk durch die Zahl seiner Anstalten oder beschäftigten Arbeiter einnimmt.

Es bedeutet also gleich zu Anfang die Zahl „(25)" daß 24 Bezirke mit dem düsseldorfer, im Ganzen also 25 Bezirke concurriren, und die Zahlen „40—13" bedeuten, daß er unter denselben mit 40 Anstalten die 13te Stelle einnimmt.

Was die Schlußtabellen betrifft, so geben diese in gedrängter Kürze den vorstehenden Auszug wieder und veranschaulichen summarisch die gewerbliche Stellung und Bedeutung des Reg.-Bez. Düsseldorf. Jedoch zur Erleichterung des Verständnisses Folgendes. Man findet in Tab. A., unter I., in der Horizontalreihe der Gespinnste, unter der arithmetischen Stelle 1, eine 1. Durch Vergleichung mit dem Auszuge findet man, daß der Bezirk hinsichtlich der Gespinnste die erste Stelle einmal einnimmt, und zwar wegen der Anzahl von 77,801 Feinspindeln in der Maschinenspinnerei für Baumwolle.

Als Gesammtresultat kann ich aussprechen, daß kein anderer Bezirk so oft auf den höchsten Stufen angetroffen wird, wie derjenige von Düsseldorf. Hierin liegt der langen Untersuchung Brennpunkt.

Es wird auffallen, daß in beiden Tabellen die Hauptsummen in Tab. A. I. und II., im Betrage von 127 und 86 nicht miteinander stimmen. Dasselbe findet man hinsichtlich der Zahlen 55 und 53 in Tab. B. Dieß liegt in Tab. A. daran, daß den Hülfsanstalten keine besonderen Arbeitercolumnen entsprechen. In Tab. B. erklärt es sich dadurch, daß zwei Gewerbe vorkommen, deren Betrieb von so geringem Umfange ist, daß sie ohne Gesellen und Lehrlinge betrieben werden.

Ich lasse nun Auszug und Schlußtabelle folgen.

§. 2. A. Gewerbetabelle der Fabrikations-Anstalten und Fabrikunternehmungen aller Art.

Erklärung der Abbreviaturen. P. bedeutet Personen, d. h. die Gesammtzahl der gewöhnlich beschäftigten Arbeiter „überhaupt", ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. v., = vacat. F., = Fabriken. A. = Anstalten. Z. d. St., = Zahl der Stühle. Pf.-K., = Pferde-Kräfte. M., = Meister oder für eigene Rechnung arbeitende Personen. G., = Gehülfen und Lehrlinge. F., zuweilen auch = für. W.-St., = Webstühle.

I. Gespinnste. Maschinenspinnerei, für Wolle, a. (25) zu Streichgarn: Anstalten, 40 — 13. Zahl d. Feinspindeln, 24,414 — 6 —. Personen, 1,079 — 5 —. b. (23) zu Kammgarn, A. 2 — 15 —, Feinsp. 2,340 — 5 —. P. 105 — 5 —, c. für (13) Baumwolle, A. 33 — 2 —, Feinsp. 77,801 — 1 —, P. 2,392 — 1 —. d. F. Flachs. (Hanf) v. 2) F. Werg. v.

II. Gewebe. Gehende Webstühle, sowohl f. eigene Rechnung, als f. Lohn. Gewerbsweise, zu Tüchern und Zeugen aller Art. (14) In Seide und Halbseide: Webstühle, 11,633 — 1 —, P. 18,985 — 1 —. (25) In Baumwolle und Halbbaumwolle, W.-St. 10,935 — 2 —, P. 12,469 — 2 —. (26) In Leinen und Halbleinen, W.-St. 1,922 — 11 —, P. 2,034 — 12 —. (26) In Wolle und Halbwolle, W.-St. 3,644 — 2 —, P. 5,590 — 2 —. (25) Strumpf-Weberei und Wirkerei, Webe- und Strick-St. 600 — 1 —, P. 618 — 1 —. (20) Bandweberei, W.-St. 2,004 — 1 —, P. 3,710 — 1 —. (23) Zu allen anderen, hier nicht genannten Geweben, W.-St. 122 — 3 —, P. 207 — 2 —. Als Nebenbeschäftigung. (26) Zahl d. Stühle z. Leinwand 735 — 24 —. (26) Z. d. St. z. groben wollenen Zeugen 56 — 11 —. (24) Z. d. St. z. allen andern hier nicht genannten Geweben 674 — 6 —. (18) Fabriken f. Zwirn, Strick-, Stick- und u. Nähgarn aus Wolle, Baumwolle und Leinen 72 — 1 —, P. 806 — 1 —. (10) Seiden-Moulinagen, Seiden-Haspel- und Zwirn-Anst., 31 — 1 —, P. 341 — 1 —. Für wollene und halbwollene Zeuge, (23) Tuchfabrikation, 120 — 3 —, P. 4,150 — 2 —. Z. d. beschäft. Stühle, a) (17) mechanische St. 99 — 2. b) (21) Handstühle 673 — 3 —. (13) Sonstige

Fab. f. wollene und halbwollene Zeuge 110 — 1 —, P. 5,419 — 1 —, a) (5) mechan. St. 18 — 4 —, b) (13) Hand-St. 2,413 — 1 —. (19) F. f. baumwollene und halbbaumwollene Zeuge 258 — 1 —, P. 25,036 — 2 —, a) (9) m. St. 689 — 2 —, b) (19) Handst 12,594 — 2 —. (18) F. f. leinene Zeuge 4 — 9 —, P. 47 — 12 —, a) mechan. St. v. b) (18) Hand-St. 39 — 11 —. (10) F. f. seidene und halbseidene Zeuge 180 — 1 —, P. 17,582 — 1 —, a) (5) mechan. St. 32 — 3 —, b) (10) Hand-St. 9,959 — 1 —. (3) Schawl-F. 1 — 3 —, P. 17 — 3 —, a) (1) mechan. St. 13 — 1 —, b) Hand-St. v. — (9) Band-F. 100 — 1 —, P. 4,010 — 1 —, a) (5) mechan. St. 26 — 2 —. b) (11) Hand-St. 1,938 — 1 —. (11) Teppich-F. 3 — 4 —, P. 60 — 5 —, a) mechan. St. v. b) (11) Hand-St. 50 — 3 —. (15) Posamentirwaaren-F. 16 — 1 —, P. 233 — 2 —, a) (6) mechan. St. 40 — 2 —, b) (14) Hand-St. 101 — 1 —. (14) Strumpfwirkereien 69 — 1 —, P. 315 — 2 —, a) (6) mechan. St. 32 — 1 —, b) (12) Hand-St. 262 — 1 —. (3) Spitzen-F. 2 — 1 —, P. 182 — 1 —, a) mechanische St. v. b) (3) Hand-St. 56 — 1 —. Natur- u. chemische Bleichereien. (25) Stückbleichereien 28 — 7 —, P. 74 — 8 —. (14) Garnbleichereien 20 — 3 —, P. 63 — 5 —. (4) Türkischroth-Färbereien 26 — 1 —, P. 1,026 — 1 —. (8) Seiden-Färbereien 36 — 1 —, P. 354 — 1 —. (25) Sonstige Färbereien 188 — 1 —, P. 588 — 1 —. (23) Druckereien f. Zeuge aller Art 99 — 1 —, P. 1,124 — 2 —, (23) Drucktische 354 — 2 —, (13) Druckmaschinen 29 — 2 —.

III. Mühlenwerke. Getreidemühlen zu Mehl, Gries, Grütze und Graupen, auch zum Schroten von Getreide aus Malz. (26) Wassermühlen 385 — 15 —, Mahlgänge 850 — 12 —, P. 657 — 16 —. Windmühlen a) (25) Bockwindmühlen 53 — 17 —, P. 108 — 17 —. b) (25) Holländische Windmühlen 156 — 1 —, P. 322 — 1. (26) Durch thierische Kräfte getriebene Mühlen. (Also mit Ausschluß der Handmühlen.) 60 — 12 —, Mahlgänge 81 — 10 —, P. 66 — 11 —. (20) Durch Dampf getriebene Getreidemühlen 14 — 2 —, Mahlgänge 37 — 1 —, P. 47 — 3 —. (25) Oel-

mühlen 199 — 7 —, P. 318 — 5 —. (26) Walkmühlen 28 — 11 —, P. 64 — 5 —. (26) Lohmühlen 35 — 14 —, P. 42 — 12 —. Sägemühlen, durch Dampf u. a. Kräfte getrieben. (24) Deutsche, mit einer Säge 2 — 24 —, P. 4 — 23 —. (22) Holländische, mit mehr. Sägen gleichzeitig 5 — 10 —, P. 34 — 3 —. Mühlen mit Kreissägen, v. (26) Andere Mühlen-Werke z. techn. u. gewerbl. Zwecken 87 — 3 —, P. 360 — 2 —.

IV. Dampfmaschinen worin die Dämpfe mechanisch wirken. (Also mit Ausschluß d. s. g. Dampfkessel.) (17) Für Maschinen-Spinnerei 36 — 2 —. Zahl der Pferdekräfte, welche sie ersetzen 396 — 2 —. (10) F. Weberei 7 — 1 —, Pf.-K. 45 — 2 —. (11) F. Walkerei 5 — 3 —, Pf.-K. 24 — 7 —. (15) Maschinen-Fabriken 9 — 3 —, Pf.-K. 85 — 5 —. (17) F. Getreidemühlen 11 — 1 —, Pf.-K. 104 — 2 —. (10) F. Schneidemühlen 5 — 1 —, Pf.-K. 31 — 5 —. (18) F. sonstige Mühlen aller Art 7 — 3 —, Pf.-K. 77 — 2 —. (14) F. Bergbau 47 — 3 —, Pf.-K 2,610 — 2 —. (8) F. Schiffahrt 8 — 4 —, Pf.-K. 680 — 2 —. (15) F. metall. Fabrikation aller Art 29 — 1 —, Pf.-K. 828 — 3 —. (13) F. d. Eisenbahnen: Locomotive u. stehende Dampfmaschinen 27 — 7 —, Pf.-K. 1,030 — 6 —. (22) F. alle übrigen hier nicht genannten Zwecke 33 — 2 —, Pf.-K. 238 — 3 —.

V. Fabriken in Metall und überhaupt dem Bergbau angehörige oder verwandte Gewerbe. (24) Eisenwerke 21 — 8 —, P. 1,408 — 7 —. (17) Zahl der Hochöfen 6 — 9 —. (20) Z. d. Frischfeuer 18 — 9 —. (12) Z. d. Puddlingsöfen 35 — 5 —. (14) Z. d. Schweißöfen 18 — 5 —. (20) Z. d. Kupolöfen 20 — 2 —. (16) Z. d. Flammöfen 3 — 9 —. (10) Drahtwerke 2 — 3 —, P. 36 — 5 —. (12) Kratzen-Fabriken 7 — 2 —, P. 88 — 2 —. Nähnadel-Fab. v. (11) Stecknadel-F. 1 — 9 —, P. 9 — 8 —. Eisen- u. Blechwaaren-F. (20) Z. d. Sensenhämmer, Ketten- u. Ankerschmiede, Schrauben-, Nägel- u. Stiftfabriken 51 — 2 —. (19) Andere Fabriken geschmiedeter Kleineisenwaaren, Eisengießereien und Blechwaaren-F. 1,021 — 1 —. (9) Stabeisen-Walzwerke 6 — 3 —. (11) Z. d. Blech-Walzwerke 3 — 4 —. (Summe 1,081 — 1 —.)

Zahl d. P. d. vorstehend benannten Fabriken 2,366 — 1 —. (9) Stahl-F. 50—2—, P. 322—2. Frischfeuer f. Roh- oder Schmelzstahl v. (8) Raffinirfeuer f. Grobstahl 119—2—. (5) Cementiröfen f. Cementstahl 2—2—. (5) Tiegelöfen ꝛc. f. Gußstahl 14 — 1 —. Z. d. in vorstehend gen. Zweigen beschäft. P. 322 — 2 —. (3) Stahlwaaren-F. 2 — 2 —, P. 211 — 2 —. (21) Kupferhämmer 9 — 2 —, P. 7 — 11 —. (7) Messingwerke 1 — 7 —, P. 1 — 7 —. (13) Hüttenwerke f. Blei, Zink, Arsenik, Antimonium, Quecksilber, Alaun, Vitriol u. Schwefelproduction 2 — 8 —, P. 90 — 7 —. (4) Bronze-Waaren-F. 2 — 3 —, P. 18 — 4 —. (22) Maschinen-F. 6 — 6 —, P. 713 — 5 —. (20) Glashütten 2 — 15 —, Zahl d. Oefen. 22 — 3 —, P. 123 — 12 —. (9) Glasschleiferei u. Polirwerke 1 — 9 —, P. 14 — 7 —. Spiegelglas-F. v. Porzellan-F. v. (20) Fabriken sonstiger irdener Waaren 36 — 2 —, P. 70 — 8 —. (22) F. chemischer Produete zum Medicinal- u. Gewerbe-Gebrauch 28 — 1 —, P. 431 — 2 —. (16) Pott- u. Weid-Asch-Siedereien 16 — 2 —, P. 5 — 15 —. (26) Kalk- u. Gypsbrennereien 60 — 17 —, P. 392 — 3 —. (26) Ziegeleien 162 — 16 —, P. 1,083 — 8 —.

VI. Andere Fabriken. (9) Wachstuch u. Wachstaffent-Fabriken 4 — 3 —, P. 29 — 3 —. (26) Papier-F. 14 — 12 —, P. 173 — 11 —, Z. d. Bütten 27 — — 5. (18) Z. d. Maschinen f. Papier ohne Ende 3 — 12. (12) Papiertapeten-F. 5 — 2 —, P. 81 — 2 —. (4) Gummiwaaren-F. 4 — 3 —, P. 41 — 4 —. (23) Leder- u. Lederwaaren-F. 28 — 6 —, P. 230 — 4 —. (26) Tabak- u. Cigarren-F. 59 — 2 —, P. 1,018 — 1 —. (14) Zucker-Raffinerien 9 — 3 —, P. 203 — 6. (21) Stärke- u. Kraftmehl-F. 10 — 6 —, P. 58 — 4 —. (11) Siegellack-, Oblaten-, Federposen-, Bleistift- u. Stahlfeder-F. 2 — 5 —, P. 13 — 2 —. (16) Sonnen- u. Regenschirm-F. 5 — 5 —, P. 158 — 1 —. (12) Lackir-F. aller Art 10 — 2 —, P. 90 — 2 —. (8) Gold- u. Silber-Manufacturen 3 — 6 —, P. 16 — 6 —. (26) Bierbrauereien 1,037 — 1 —, P. 1,308 — 1 —. (26) Branntweinbrennereien aus Getreide, Kartoffeln u. a. Victualien 1,233 — 1 —, P. 1,435 — 1 —. (26) Destilliranstalten 88 — 7, P. 170 — 4 —.

§ 3. B. Gewerbetabelle,

entkaltend die mechanischen Künstler und Handwerker, die zum literarischen Verkehr gehörigen Anstalten, die Handelsgewerbe, die Schifffahrt, das Fracht- und Lohnfuhrwesen, die Gast- und Schankwirthschaft, sowie die Handarbeiter und das Gesinde.

I. Mechanische Künstler und Handwerker. (26) Bäcker, Meister oder für eigene Rechnung arbeitende Personen, 2,837 — 1 —, Gehülfen und Lehrlinge 1,543 — 1 —. (26) Kuchenbäcker, Pfefferküchler und Conditoren, M. 209 — 2 —, G. 124 — 3 —. (26) Fleischer, M. 1,186 — 5 —, G. 450 — 10 —. (26) Seifensieder und Lichterzieher, M. 75 — 7 —, G. 84 — 2 —. (26) Gerber aller Art: als Loh-, Weiß-, Sämischgerber, wie auch Lederbereiter, Lederthauer, Korduaner und Pergamenter, M. 302 — 7 —, G. 385 — 2 —. (26) Schuhmacher, Pantoffelmacher und Altflicker, M. 4,964 — 3 —, G. 2,863 — 5 —. (26) Handschuhmacher, M. 31 — 13 —, G. 26 — 11 —. (26) Kürschner und Rauchwaarenhändler, auch Mützenmacher, M. 105 — 12 —, G. 61 — 17 —. (26) Riemer, Sattler, Beutler und Täschner, M. 520 — 4 —, G. 301 — 7 —. (26) Seiler und Reepschläger, M. 154 — 10 —, G. 158 — 7. (23) Spritzen- und Spritzenschlauchmacher, M. 25 — 2, (18) G. 22 — 2 —. (26) Schneider und Korsettmacher, M. 4,763 — 2 —, G. 3,145 — 2 —. (26) Posamentierer und Knopfmacher, M. 126 — 3 —, G. 122 — 3 —. (26) Putzmacher und Putzmacherinnen, auch Putzdrahtverfertiger, M. 389 — 1 —, G. 214 — 2. (26) Tapezierer und Polsterarbeiter, M. 73 — 3, G. 58 — 3. (26) Hutmacher, Filzmacher und Hutstaffirer, M. 92 — 6 —, G. 58, — 4 —. (26) Tuchscheerer und Tuchbereiter, M. 43 — 14 —, G. 95 — 8 —. (26) Färber aller Art, M. 417 — 1 —, G. 1,346 — 1 —. (26) Zimmerleute, Schiffbauer und Brunnenmacher für hölzerne Pumpen, M. 1,412 — 1 —, G. 1,469 — 10 —. (26) Tischler, Stuhlmacher, Meublesfabrikanten, Meublespolirer, und alle zur Tischlerei gehörige Gewerbe, M. 3,590 — 1 —, G. 2,988 — 2 —. (26) Rad- und Stellmacher, M. 550 — 18 —, G. 317 — 10 —. (26) Groß- und

Kleinböttcher, M. 1,035 — 2 —, G. 428 — 2 —. (26) Drechsler in Holz, Horn, Bein, Metall, Bernstein, M. 514 — 1 —, G. 277 — 2 —. (26) Kammmacher, M. 47 — 7 —, G. 14 — 15 —. (26) Bürstenbinder und Pinselmacher, M. 86 — 1 —, G. 70 — 2 —. (26) Korbmacher, M. 299 — 6 —, G. 76 — 7 —. (26) Maurer, M. 854 — 1 —, G. 1,589 — 12 —. (26) Zu Maurerflickarbeit concessionirte Personen, 456 — 5 —. (26) Ziegel- und Schieferdecker, M. 380 — 1 —, G. 283 — 4 —. (26) Steinmetzen, auch Steinhauer, M. 84 — 8 —, (23) G. 146 — 9 —. (26) Steinsetzer oder Pflasterer, M. 27 — 10 —, G. 76 — 5 —. (26) Schornsteinfeger, M. 50 — 13 —, G. 53 — 12 —. (26) Töpfer, Ofenfabrikanten und irdene Geschirrmacher, M. 98 — 17 —, G. 108 — 18 —. (26) Glaser und Glasschleifer, M. 408 — 1 —, G. 242 — 1 —. (26) Zimmer-, Schilder- und Rouleauxmaler, Anstreicher, Vergolder, Staffirer, Stukkateure, Goldleisten- und Goldrahmenmacher, M. 799 — 1 —, G. 551 — 2 —. (26) Bildhauer, Formschneider und Ciseleure, M. 22 — 3 —, (18) G. 36 — 3 —. (26) Grobschmiede aller Art: Grob-, Huf-, Waffen-, Pfannen-, Ketten- &c. Schmiede, M. 2,008 — 7 —, G. 1,550 — 4 —. (26) Schlosser, worunter auch Cirkel-, Zeug-, Bohr-, Säge-, Messer-, Nagel-, Büchsen-Schmiede, Sporer, Feilenhauer und Instrumentenschleifer, M. 3,030 — 1 —, G. 2,127 — 3 —. (26) Gürtler, Bronzeure, Metallknopfmacher, auch Schwerdtfeger, M. 63 — 5 —, (24) G. 37 — 4 —. (26) Kupferschmiede, M. 232 — 1 —, G. 222 — 1 —. (26) Roth-, Gelb- und Glockengießer, M. 105 — 1 —, G. 59 — 2 —. (26) Zinngießer, M. 53 — 1 —, G. 68 — 1 —. (26) Klempner (in Blech und Zink), M. 191 — 3 —, G. 167 — 4 —. (25) Nadler, Haar- und Drahtsiebmacher, M. 29 — 14 —, (25) G. 37 — 10 —. (25) Mechanici für mathematische, optische, physikalische und chirurgische Instrumente, M. 22 — 4 —, (24) G. 12 — 8 —. (26) Mechanici für musikalische Instrumente aller Art, M. 30 — 4 —, G. 76 — 3 —. (26) Klein- und Großuhrmacher, Uhrgehäuse- und Zifferblattmacher, M. 264 — 1 —, G. 128 — 2 —. (26) Gold- und Silberarbeiter, auch Bijoutiers, M. 199

— 2 —, G. 160 — 2 —. (25) Steinschneider und Petschaftmacher, auch Graveure, M. 28 — 3 —, (17) G. 5 — 6 —. Gold- und Silberschläger, v. (26) Barbiere, M. 837 — 1 — G. 104 — 7 —. (25) Friseure und Tourenmacher, M. 39 — 2 —, (23) G. 20 — 4 —. (26) Fischer (welche Fischerei gewerbsweise treiben), M. 60 — 18 — (24) G. 27 — 16 —. (26) Gemüse- und Obstgärtner, M. 274 — 7 —, G. 97 — 5 —. (26) Buchbinder und Futteralmacher, M. 302 — 2 —, G. 249 — 2 —.

II. Anstalten und Unternehmungen zum literarischen Verkehr gehörig. (10) Schriftgießereien 1 — 7 —, dabei beschäftigte Personen 3 — 8 —. (26) Buch- und Notendruckereien 35 — 4 —, Pressen 82 — 4 —, P. 196 — 6 —. (12) Anstalten zum Abdruck von Kupferstichen, Stahlstichen und Holzschnitten, 2 — 6 — P. 5 — 6 —. (26) Lithographische Anstalten 54 — 1 —, P. 125 — 2 —. (26) Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen 61 — 2 —, dabei beschäftigte Herren, Commis und Lehrlinge 126 — 2 —. (20) Antiquare 7 — 4 —. (26) Leihbibliotheken 29 — 10 —.

III. Handelsgewerbe. (25) Handlungen, welche hauptsächlich mit Geld, umlaufenden Papieren und Wechseln Geschäfte treiben, 42 — 2 —, dabei beschäftigte Herren, Commis und Lehrlinge, 166 — 2 —. (26) Großhändler, welche eigene oder Commissionsgeschäfte mit Waaren ohne offene Läden treiben 1,187 — 1 —, Herren ꝛc. 2,884 — 1 —. (26) Weinhändler 94 — 3 —, Herren ꝛc. 160 — 3 —. (26) Getreidehändler 322 — 7 —, Herren ꝛc. 370 — 7 —. (26) Holzhändler 183 — 10 —, Herren ꝛc. 212 — 10 —. (26) Wollhändler 17 — 10 —, Herren ꝛc. 31 — 9 —. (23) Geld-, Waaren- und Schiffsmakler im Großhandel 38 — 4 —.

IV. Kaufleute, welche offene Läden halten. (26) Gewürz-, Material-, Spezereihändler und Droguisten. Zahl derselben 2,107, — 1 —; dabei beschäftigte Herren, Commis und Lehrlinge 2,420 — 1 —. (26) Ausschnitthändler in Seiden-, Baumwollen-, Leinen- u. Wollenwaaren 753 — 1 —, Herren ꝛc. 1,016 — 1 —. (26) Eisen-, Stahl-, Messing- u. a. Metallwaarenhändler 185 — 1 —, Herren ꝛc. 245 — 2 —. (26) Galanterie- u. s. g. Nürnberger Waarenhändler

105 — 1 —, Herren ꝛc. 158 — 1 —. (26) Zu allen vorstehend nicht genannten Waarenartikeln 749 — 1 —, Herren ꝛc. 800 — 3 —. (26) Krämer mit kurzen Waaren, Nürnberger und Nadlerkram 1,788 — 1 —. (26) Victualienhändler nnd Höker 5,617 — 1 —. (26) Herumziehende Krämer und Lumpensammler 1,317 — 6 —.

V. Schifffahrt. Seeschifffahrt v. (24) Flußschifffahrt. Zahl der zur Stromschifffahrt bestimmten Stromfahrzeuge 851 — 3 —, Tragfähigkeit der Schiffe in Lasten zu 4000 Pfd. 54,936 — 2 —, Zahl der Schiffsmannschaft, 2,761 — 3 —.

VI. Fracht- und Reisefuhrwerk. (26) Zahl der für eigene Rechnung dieses Gewerbe treibenden Personen 1,014 — 1 —, Zahl der Pferde, welche sie gewöhnlich zu diesem Gewerbe halten 1,821 — 2 —, Zahl der dabei beschäftigten Personen 1,349 — 2 —.

VII. Gast- und Schankwirthschaft. (26) Gasthöfe für die gebildeten Stände 349 — 1 —. (26) Krüge und Ausspannungen für das Frachtfuhrwesen und die zu Markte kommenden Landleute 794 — 13 —. Speisewirthe und Garköche 143 — 2 —. (26) Schankwirthe, Tabagisten und Billardhalter 5,519 — 1 —. (26) Musikanten, die gewerbsweise in Wirthshäusern und bei Gastereien spielen 364 — 10.

VIII. Handarbeiter und Gesinde. (26) Personen, die sebstständig von Handarbeit leben, als: Nätherinnen, Wäscherinnen, Tagelöhner, Holzhauer, Chaussee- und Eisenbahnarbeiter und dergleichen. (26) a) Zahl d. männlichen Handarbeiter 37,587 — 12 —. (26) b) Zahl der weiblichen Handarbeiter 15,168 — 16 —.

IX. Gesinde. (26) Männliches. Zur persönlichen Bequemlichkeit der Herrschaft, als: Bediente, Kutscher, Jäger, Gärtner, Köche, Haushofmeister ꝛc. 1,023 — 17 —. (26) Knechte und Jungen bei der Landwirthschaft und bei anderen Gewerben 23,203 — 10 —. (26) Weibliches. Zur persönlichen Bequemlichkeit der Herrschaft, als: Kammer- und Stubenmädchen, Köchinnen, Wärterinnen, Ammen ꝛc. 3,939 — 13 —. (26) Mägde und Mädchen bei der Landwirthschaft und bei anderen Gewerben 34,316 — 4 —.

§ 4. Uebersichtliche Schlußtabelle.

A. Gewerbe-Tabelle der Fabrikations-Anstalten und Fabrik-Unternehmungen aller Art.

I. Uebersicht der Fälle des Vorkommens der Haupt- und Hülfsanstalten je nach den verschiedenen Comparationsstufen.

Die arithmetischen Comparationsstufen.

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	Summen.
Gespinnste.	1	1	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6
Gewebe.	25	8	7	2	—	1	1	—	1	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	49
Mühlenwerke.	2	1	1	—	—	—	1	—	—	2	1	2	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	14
Dampfmaschinen	4	1	5	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	12
Fabr. in Metall	3	11	3	—	2	1	1	2	5	—	—	—	—	—	1	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	31
Andere Fabriken.	2	3	3	—	2	3	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	15
	37	25	19	3	5	6	5	2	6	2	4	3	1	1	3	1	2	—	—	—	1	—	—	1	—	—	127 Fälle in Summa.

II. Uebersicht der Fälle des Vorkommens der Zahlen der in den Anstalten „überhaupt" beschäftigten Personen auf den verschiedenen Comparationsstufen.

Die arithmetischen Comparationsstufen.

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	Summen.
Gespinnste.	1	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Gewebe.	12	8	1	—	2	—	—	1	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	26
Mühlenwerke.	1	1	2	—	2	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	11
Pfrdk. d. Dampfm.	1	5	2	—	2	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	12
Fabr. in Metall	1	4	1	1	2	—	4	3	—	—	1	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	19
Andere Fabriken.		3	1	4	—	2	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	15
	20	21	7	5	10	3	5	4	—	—	3	4	—	—	1	1	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	86 Fälle in Summa.

B. Gewerbe-Tabelle der mechanischen Künstler und Handwerker u. s. w.

I. Uebersicht der Fälle des Vorkommens der Zahlen der Meister oder für eigene Rechnung arbeitenden Personen, je nach den verschiedenen Comperationsstufen.

Die arithmetischen Comparationsstufen.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	
14	6	8	3	2	2	6	1	—	2	—	2	2	2	1	1	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—	55 Fälle in Summa.

II. Uebersicht der Fälle des Vorkommens der Zahl der Gehülfen und Lehrlinge, je nach den verschiedenen Comparationsstufen.

Die arithmetischen Comparationsstufen.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	
5	14	6	6	3	1	4	2	1	4	1	2	—	—	1	1	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	53 Fälle in Summa.

Verbind. Ost
Landwirthschaft
Niederrhein